bach

n

Jahren

Der Weltfahrer.

Werke von Wolfgang Kirchbach.

Märchen.

Salvator Rosa. (Roman) Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Die letzten Menschen. (Bühnenmärchen.) E. Pierson's Verlag, Dresden.

Kinder des Reiches. (Novellen.)

Ausgewählte Gedichte.

Ein Lebensbuch.

(Gesammelte kleinere Schriften.)

Waiblinger. (Trauerspiel.)

Der Menschenkenner. (Lustspiel.) Ls. Ehlermann, Dresden.

Der Weltfahrer.

Roman

in

drei Büchern

von

Wolfgang Kirchbach.

Dresden und Leipzig,
E. Pierson's Verlag.
1891.

Druck von Oswald Mutze in Leipzig.

Dem Andenken

des

„Naturwissenschaftlichen Wandervereins“

zu Dresden

gewidmet.

Jung in frischen Frühlingstagen
Sind wir in die Welt gefahren
Und Natur mit Urbehagen
Durft' uns ihre Wunder sagen.
Blumen haben wir gesammelt,
Und in ihren Kelch geblickt,
Ihr Geheimniß nachgestammelt
Schöpfungsfroh und jung beglückt.
Und der Stein im Schooß der Erde
Und das Vögelein im Hain,
Und der Sterne goldne Heerde,
Ihr verborgen innres Sein
Ward durchforscht mit holdem Staunen,
Ward durchdrungen lebensvoll,
Wenn das Herz des Schöpfers Launen
Liebevoll entgegenschwoll.
Nicht gelehrt im Bücherwust
Blühn die Wunder der Natur,
Hier ist Leben, hier ist Lust
Auf des Daseins reichster Flur.
Und, wo Schaun und Wissen Andern
Zweigetheilt den Sinn verkehrt,
Wollen wir im Ganzen wandern
Sonnig, dichterisch verklärt. —

Berichtigung.

Auf Seite 6, Zeile 16 u. f. ist durch eine wunderliche Verkettung der Umstände bei der Revision ein mineralogisches Unding entstanden. Der Satz hat zu lauten:

„Es war ein vollkommen auskrystallisirter Ikosaëder (nicht Isokaëder), ein Zwanzigflächner (nicht Achtzehnflächner). Zehn messingglänzende Seitenflächen bildeten den Mitteltheil u. s. w."

Im Zusammenhang damit wird der Leser ersucht auf Seite 70 u. ff. immer einen Schwefelkies-Zwanzigflächner, statt des mineralogischen Unsinns eines „Achtzehnflächners" gedruckt sehen zu wollen.

D. Verf.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Am großen Brunnen auf dem Altmarkte hatte er seinen Stand. Eine Gruppe von ehernen Delphinen spie aus geöffneten Nasenlöchern Tag und Nacht mit eintönigem Geplätscher Wasserstrahlen in das steinerne Brunnenbecken, auf dessen feuchten Stufen Püsecke seine Waaren ausgebreitet hatte. Neugierige Knaben standen mit ihren Schulränzlein auf dem Rücken umher, wenn sie vom Schulmeister kamen, und sahen dem braunen Eichhörnlein zu, das sich kopfüber, kopfunter in seinem Käfig herumwirbelte, sie staunten die kleinen Meerschweinchen, die weißen Mäuse mit den rothen Aeuglein in ihren Holzgehäusen an und blickten ängstlich in den Schlangenkasten, wo Schildkröten, Blindschleichen und Ringelnattern durcheinanderkrochen. In ihren Bauern zwitscherten Rothkehlchen, Meisen und Drosseln, Finken, Lerchen und andere Vögelein laut in den Sonnenstrahlen singend durcheinander. Mit beschnittenen Flügeln wandelte ein kohlschwarzer Rabe auf dem Brunnenrande würdevoll und

sehr menschenfeindlich um sich blickend auf und nieder. Er regte wohl auch hie und da seine Schwingen und spannte sie griesgrämlich aus, brachte es aber nicht zu einem weiteren Aufschwung seines Körpers und seiner Seele, als daß er sich auf Frau Püseckes Schulter setzte. Mutter Püsecke aber saß ziemlich besinnungslos da, mit einer rothen Nase und unklaren Augen, denn Mutter Püsecke verschmähte Kaffee und andere wärmende Getränke, die nicht Branntwein hießen. —

Püsecke war Naturalienhändler. Einst war er Zeitungsausträger gewesen und vordem Leineweber, aber sein unternehmender Geist hatte ihn zu Höherem berufen, er hatte sich der Wissenschaft, wie seine Frau dem Branntwein, ergeben. Er lebte nur seinen Wanderungen in die einsame Natur, wo er Vögel fing und den Hamstern nachstellte, Steine suchte, Pilze und Algen pflückte, um sie in der Stadt an die muntere Schuljugend, an die Lehrer und Naturforscher zu mancherlei Zwecken zu verhandeln.

„Schön guten Tag, Herr Oberbibliothekar Nägelein," sagte der lange Naturalienhändler zu einem alten, weißköpfigen Herrn, der eben an den Brunnen getreten war aus dem Gewühl der Marktweiber heraus. Püsecke schlug dabei erwartungsvoll seine langen Schlafrockärmel zusammen, als friere ihn, denn der magere Mann ging Sommer und Winter im Schlafrock und in großen ausgetretenen Filzschuhen. Da er ein altes, rothes türkisches Fez auf dem Kopfe trug, so war eine gewisse Folgerichtigkeit in dieser Kleidung, welche dem Trödler nicht mit Unrecht

den Namen des „verpfuschten Türken“ bei den umsitzenden Damen des Marktes eintrug. Der alte Herr, an den er sich wendete, war ein wenig verunstaltet von seiner Schöpferin Natur. Er hatte einen eingedrückten Nasenrücken und in Folge dessen wies seine Nasenspitze, statt geradaus, um die Ecke nach links. Die Augen waren roth gerändert und Herr Nägelein mußte trotz seiner schneeweißen Haare für einen sehr häßlichen gebückten Alten gelten. Zwar war er nicht seines Zeichens Oberbibliothekar, wol aber Unterbibliothekar an der königlichen Staatsbücherei. Meister Püsecke war nicht im geringsten Zweifel darüber. Aber man schrieb den ersten Mai des Jahres. Diese Thatsache bedeutete nichts Geringeres, als daß der gute Unterbibliothekar frischen Monatsgehalt gefaßt hatte und da Püsecke gewöhnt war, so ziemlich die Hälfte dieses Lebensunterhaltes unter den weiten Flügeln seines Schlafrockes verschwinden zu sehen, so war es menschenfreundlich, daß der gehaltreiche Greis zum ansehnlicheren Stande sich in seinen Augen emporschwang.

„Haben Sie etwas für mich?“ frug der freundliche Alte, während seine Augen erwartungsvoll und mit dem Ausdrucke einer schlecht gezähmten Habgier nach irgend etwas Unbekanntem auf den Mann im Schlafrock blickten.

„Einige sehr schöne Sachen, Herr Oberbibliothekarius, einige sehr schöne Sachen! Und billig! Sie wissen ja, ich bin immer billig! He?! Was sagen wir dazu?!“

Mit diesen Worten hatte er ein verschlossenes Kistchen geöffnet, aus dem er mit geheimnißvoller Miene, welche

sich alsbald in ein breites, triumphirendes Lächeln verkehrte, einen kleinen goldglänzenden Gegenstand nahm. Er faßte ihn mit zwei Fingern und hielt ihn gegen die Sonne, welche in scharfen Strahlen aus dem hellen Krystall zurückblitzte.

Nägelein lächelte gutmüthig und geringschätzig zugleich und sagte gedehnt:

„Wenn's weiter Nichts ist! Schwefelkies!"

„Aber was für Einer!" sagte Püsecke wichtig. Haben Sie je schon so ein Stück gesehen?! Ich bitte in nähere Beaugenscheinigung zu nehmen! Es ist ein wahres Naturwunder, Herr Oberprofessor!"

Der „Oberprofessor" nahm das Metallstück in die Hand und seinem Munde entfuhr ein lebhaftes Ah! Er betrachtete den Schwefelkies nach allen Seiten und wendete ihn in der Hand. Es war ein vollkommen auskrystallisierter Isokaëder, ein Achtzehnflächner. Sechs messingglänzende Seitenflächen bildeten den Mitteltheil, von dem nach oben und unten zwei reizende Pyramiden in dreieckigen Flächen ausliefen. Nägelein wendete den Stein nach rechts und links; seine Hände fieberten ein wenig und zitterten.

„Was kostet denn das Ding da?!" frug der alte Naturfreund und Sammler endlich. Er nahm dabei mit ziemlicher Verachtung eine Prise Schnupftabak und blickte weg von dem Gegenstande, der ihn in die Augen biß. Püsecke betheuerte, daß er Jedem Anderen unter zwanzig Mark das Stück nicht abgeben würde; da aber der Herr

Oberbibliothekar ein alter Kunde sei, so lasse er es ausnahmsweise für zehn.

Der alte Herr machte ein schiefes Gesicht und blickte weg, als wollte er um die Ecke sehen. Er wendete seine Aufmerksamkeit anderen Gegenständen zu, kramte unentschlossen in den Steinen und Muscheln, als habe er die Verpflichtung Etwas zu kaufen und wisse doch nicht, was. Vor seinem Geiste schwebte das erregte Bild eines untersetzten weiblichen Wesens mit einer großen weißen Flügelhaube über den angegrauten Haaren. Er sah dies breite Bildniß die Arme in die Hüfte stemmen. Er sah das Bild mit den eingestemmten Armen in kollernder Röthe sich an den Thürpfosten des Zimmers stellen und eine düstere Rede im Besonderen und Allgemeinen an ihn richten, deren Hauptgedanke der war, daß weder Brod noch Fleisch im Hause, wol aber alle Ecken mit entsprungenen Fröschen bevölkert seien, daß weder Gemüse noch Schmalz in der Küche vorhanden, dagegen ganze Säcke Giftpilze und Wagenladungen zwischen Papier gepreßten Heues in den Zimmern lagerten. Jetzt zahle er schon seit Jahren einen Theil seines Monatsgehalts an die Optiker für die theuren Mikroskope und das Fernrohr und trotzdem habe er nicht genug, schaffe immer neuen Kram für theures Geld in's Haus, während sie ihren Kaffee jeden Monat dünner trinke, daß nicht einmal mehr ein Blümchen dabei herausschaue. Und die oft wiederholte, aber nie ausgeführte Drohung schloß die Schreckensrede, daß sie ihm eines Tages seine sämmtlichen Löschpapiere mit den gepreßten Pflanzen darin, seine Steine

und ausgestopften Vögel zum Fenster hinauswerfen würde. So! Der Bibliothekar sah im Geiste, wie das Bild mit den eingestemmten Armen die geballte Hand erhob, sich im Zorn umkehrte und dreimal vor Wuth an die Thüre trommelte, worauf es dieselbe aufriß und mit einem Tone wie ein erzürnter Truthahn hinaus in's andere Zimmer fuhr. —

Während solcherlei Bilder durch seine Seele zogen, waren ein paar Knaben an den Brunnen getreten und hatten mit glänzenden Augen in den Muscheln herumgewühlt. Einer der Knaben fand unter dem bunten Kram ein großes Stück blauer Glasschlacke, das Püsecke auf irgend einem Schutthaufen vor der Stadt aufgelesen haben mochte. Er hielt es diesem hin und frug:

„Was ist denn das für ein Mineral?"

„Echt indianischer Lapislazuli," versetzte Püsecke unerschrocken. Er wird von den scalpierten Indianern mit dem Tomahawk aus den amerikanischen Bergwerken gebrochen."

Der Knabe schwieg verlegen eine Weile, dann frug er etwas beklommen: „Der Lapislazuli ist wol sehr theuer?"

Mit der Miene eines Biedermannes erklärte Püsecke, daß Lapislazuli eine Art von Schmuckstein und daß ihm das Stück eigentlich überhaupt nicht feil sei. Doch wolle er ausnahmsweise für fünf Pfennige etwas hergeben, worauf er mit großem Anstand einen Hammer gegen die Glasschlacke führte und einen Splitter davon losschlug. Er hatte kaum die fünf Pfennige aus dem Taschengeld

des Knaben empfangen, als sich mit einer stummen und vielsagenden Gebärde Frau Püseckes Hand geöffnet gegen ihn hinbewegte, wie die Hand eines Automaten. Die Dame hatte bisher stumm dagesessen und nur gerade vor sich hingestarrt. Dennoch wußte sie Lapislazuli von Glasschlacke zu unterscheiden. Die stumme Handbewegung war so zwingend, daß der Mann mit dem rothen Fez, einen stillen Fluch unterdrückend, einige Münze in die Hand der Gattin legte, welche sich taumelnd erhob und mit der leeren Schnapsflasche davon wankte zur nächsten Branntweinschänke. Hinter ihr sprangen höhnend die Straßenkinder einher. —

Püsecke entfaltete vor den wißbegierigen Knaben eine erstaunliche Naturkenntniß. Von jedem Mäuschen, von jeder Muschel wußte er eine besondere Geschichte zu erzählen. Als einer der Knaben über einen kleinen Schrank gerieth, in dessen Fächern er einige Vogeleier und Ameiseneierchen gewahrte, begann Püsecke mit einer außerordentlich philosophischen Miene sich an die Knaben zu wenden, indem er mit bedeutungsvollen Blicken den Bibliothekar zur Bestätigung seiner Ansichten einlud:

„Sehen Sie, meine jungen Herren, dieses ist der sogenannte Eierschrank. Sie finden darin Alles, was Sie wünschen. Ameiseneier, Froscheier, Mückeneier, Schmetterlingseier, Kibizeier, Finken-, Staar-, Zeisig- und Kukukseier, Grünspecht- und Häher-, Krähen-, Habichtseier und Anderes. Die einen sind grau, die anderen bläulich, diese gesprenkelt, jene gefleckt; aus den Ameiseneiern kriechen Ameisen, aus den Schmetterlingseiern werden Raupen, Puppen

und Schmetterlinge. Denn das Ei ist der Anfang, woraus alles Andere wird, welches schon Columbus wußte, als er sein Ei aufstellte. Denn das Ei des Columbus ist eben, daß es ein Ei ist, weiter hat es die Wissenschaft auch noch nicht gebracht. Was die Vogeleier anlangt, so können Sie sie auf dem Ofen brüten und ich garantire, daß wenn sie auskriechen, aus den Finkeneiern keine Sperlinge, sondern richtige Finken schlüpfen. Denn meine Waare ist solid und echt und es ist Alles streng reell bei mir, wissen Sie, wenn ich sage, ein Ei ist ein Hasenei, so kriecht auch ein richtiger Hase aus, das steht fest! Hier ist auch ein australisches Straußenei, worin ein junger Strauß steckt, und ich lasse Ihnen das Ei sammt den Vogel Strauß drin und den kostbaren weißen Straußenteppich, den Sie sich aus seinen Federn machen lassen können, für zwei Mark, welches ein Spottgeld ist. Straußenteppiche werden allein für ein paar hundert Mark verkauft; greifen Sie zu, so was findet man nicht alle Tage."

„Ich möcht' e Laubfröschle haben", sagte eine herantretende Bauersfrau. „Was geben Sie denn das Stück? Ich möcht's für meinen Alten. Er trinkt. Es ist ein Unglück. Er versauft Alles in Schnaps und wir wollen ihn kurieren. Geben Sie mir ein Laubfröschle."

In einem schönen langen Glase, das oben mit durchlöchertem Papier verbunden war, saß auf der obersten Sprosse ein allerliebster grüner Laubfrosch. Er blähte sein Bäuchlein hastig auf und nieder und sonnte

sich mit halbgeschlossenen Augendeckeln in dem Strome von Sonnenlicht, der in sein Glas fiel.

„Ich will das Laubfröschle zerstampfen und meinem Mann in Schnaps mischen, ohne daß er's merkt. Das ist gut gegen den Trunk. In unsrem Dorf hat's e alt's Weib gesagt, die versteht's. Wer den Schnaps trinkt mit dem zerpulverten Laubfrosch drin, ohne daß er's merkt, der ist kuriert."

„Jawol, ganz richtig, meine gute Frau", sagte Püsecke wichtig. „Das Mittel hilft immer. Zwanzig Pfennige, wenn ich bitten darf."

Der Laubfrosch wurde gefangen und man war handelseinig. Aber ein eigenthümliches Räuspern des alten Bibliothekars, der die Sache gehört hatte, erschreckte den Händler. Der Alte kämpfte einen schweren Kampf. Ein menschenfreundlicher Trieb der Aufklärung drängte ihn dem schnöden Geschäft ein Ende zu machen und die Bäuerin von ihrem thörichten Aberglauben abzubringen. Aber er wollte sich Püsecke nicht zum Feinde machen. Es schoß ihm durch den Kopf, daß wenn er hier durch die Finger sehe, der kostbare Schwefelkies vielleicht billiger würde. Er räusperte sich, um anzudeuten, daß er auch noch da sei. Püsecke begriff sofort. Er blinzelte dem Alten verständnißvoll mit den Augen zu. Dieser nahm eine bedenkliche Prise Schnupftabak. Die Bäuerin packte ihren armen Laubfrosch ein und ging in der Hoffnung fort, ihren Mann zu kurieren und damit das Hauswesen und die Wirthschaft vor drohendem Verfall zu retten.

„Wollen der Herr Oberbibliothekarius heute einem

armen Naturalienhändler gar nichts zuwenden? Ich lasse Ihnen den Schwefelkies für acht Mark."

„Sagen wir fünf," meinte der Alte, indem er sich bedeutungsvoll räusperte und dabei den falschen Türken scharf ansah.

„Ei, Topp! Meinetwegen!" rief Püsecke mit etwas gekünstelter Lustigkeit. „Ich geb's für fünf her, weil Sie's sind! Am Liebsten gäb ich's ja umsonst. Was hat die Erschaffung der Welt gekostet?! Nicht einen kahlen Heller! Wenn man denkt, wie unterdessen die Preise aufgeschlagen sind! Das ist ja das Verwünschte in der Welt, daß sie von Haus aus gratis war und wenn die mal unter dem Preise losgeschlagen wird, so kann man sie nicht einmal mehr mit Anstand verschenken. Fünf Mark, Herr Oberbibliothekar."

Der Bibliothekar griff in die Tasche und zählte das Geld auf, wogegen er den seltenen Isokaëder behutsam in seine Westentasche schob. Da er so billig gekommen war, so wuchs sein Muth. Er kaufte in der Eile noch einige theuere Gegenstände, einen jungen Kukuk, welcher in das geblümte Schnupftuch eingebunden wurde, einige getrocknete Meeresalgen, welche braunroth und schwarz wie Leder waren und endlich eine zarte, schneeweiße Meereskoralline, das reizendste Wunder von feiner Verästelung, einem kleinen, schneebedeckten winterlichen Baume gleich. Als der Bibliothekar, beglückt über die neugewonnenen Schätze, gehen wollte, hielt ihn Püsecke zurück und sagte etwas verschämt und zaghaft: „Ich hätte noch Etwas, Herr Oberbibliothekar! Sie wissen, es ist wegen

der neuen Entdeckung und meinem Namen. Wenn Sie mir dazu verhelfen könnten!"

Auch Püsecke war ein Mann von Ehrgeiz. Auch Püsecke hoffte unsterblich zu werden und seinen Namen in der Geschichte der Menschheit fortgeführt zu sehen. Die Sache verhielt sich so. Es ist Brauch unter den Naturforschern, daß man eine neugefundene Abart einer Pflanze, eine besondere Insectenbildung mit dem Beinamen des Entdeckers in lateinischer Form belegt. Püseckes höchster Ehrgeiz war, in dieser Weise verewigt zu werden. Er hatte lange geschwankt, ob es wol angezeigt sei, eine Pflanzenspielart nach ihm zu nennen; eine Primelart etwa Primula Puesekii, oder eine Veilchenbildung Viola Puesekii. Doch war er nach reiflicher Erwägung zu dem Schlusse gekommen, daß ein Gestein, ein Mineral nach ihm zu benennen, entschieden klangvoller sei, denn ein solches würde den Namen „Püseckenit" tragen, nach dem Muster von Malachit und anderen Steinarten. Seit dieser Zeit suchte der Mann, wie einst Goethe seine Idealpflanze, den Püseckenit in allen Steinhaufen, Bergwerken und Gebirgen der Umgegend. Nägelein war das allwissende Orakel, bei welchem er sich Rath holte über die Namen der gefundenen Stücke.

„Es wird wol wieder Nichts sein," meinte der Bibliothekar lächelnd. „Zeigen Sie einmal her."

Püsecke brachte mit geheimnißvoller Miene ein metallisches Erd-Geschmelze zum Vorschein, das aus einem Zinkbergwerk des Landes stammte. Nägelein betrachtete es lange; da es ihm unbekannt war, sagte er: „Wir

müssen es bestimmen, Püsecke! Wollten Sie mir es wol leihen?!" Ein Hoffnungsblick strahlte aus dem Auge des Türken. Er sah seinen Namen schon in allen Mineralogiebüchern verewigt. Er rief mit Begeisterung:

„Püseckenit, Herr Oberbibliothekar! Es ist der Püseckenit, Sie werden sehen. Das Ding hat noch keinen Namen, verlassen Sie sich drauf! Na, jetzt soll einmal ein Leben beginnen. Was hat man denn auf der Welt? Der Stein ist viele hunderttausend Jahre alt und kann noch ein Milliönchen Jahre erleben; ich bin in dreißig Jahren ein Klümpchen faule Erde und über zehn Jahre darauf in alle Winde. Wenn aber der Stein Püseckenit heißt, so hat es doch einen Werth, wissen Sie! Da kann man ja noch ein paar Millionen Jahre mitthun!"

Nägelein steckte lächelnd das Erdgeschmelze ein, versprach Näheres zu erforschen und trat den Heimweg an. Püsecke ging mit langen Schritten aufgeregt um den Brunnen auf und ab und träumte von seiner Unsterblichkeit. Frau Püsecke war aus der Branntweinschänke zurückgekehrt, saß wieder auf ihrem Schemel am Brunnen und stierte sinnlos im Rausche dämmernd vor sich hin. Aus den Delphinennasen und Mäulern aber plätscherte das Springwasser in Perlenstrahlen nieder und die Sonne schuf ein zartes Regenbogenlicht in der sprühenden Wolke von Feuchtigkeit, welche um den Springbrunnen und seine nackten Nymphen rauchte. —

Nägelein war vor seinem Hause angelangt. Anfangs war er fröhlich und zuversichtlich schmunzelnd in der Nachmittagshitze über die Strombrücke geeilt, welche

ihn zu seinem Stadttheil führte. Dann verlangsamten sich seine Schritte. Er schien das wandelnde böse Gewissen und wurde zusehends älter, je höher er die Stufen im Hause emporstieg. Er klingelte zaghaft an der Mansardenwohnung und als die Frau mit der Flügelhaube öffnete, einen großen Strickstrumpf in der Hand, lächelte er gedrückt und sonderbar kindlich vor sich hin. Er vergaß guten Tag zu sagen und tänzelte lächelnd in's Mansardenzimmer hinein, wo auf den Fensterstöcken Alles grün erschimmerte von Gläsern, gefüllt mit Algen, wo auf den mit Büchern überladenen Tischen kaum ein Plätzchen für's Mikroskop, geschweige für den Strickstrumpf der treuen Ehehälfte blieb. Sachte wollte sich der Bibliothekar in die zweite Stube links wegschleichen, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen unter dem Geschmetter der draußen in den Käfigen flatternden Waldvögel. Aber schon stand die Frau in der Flügelhaube mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt und sagte streng:

„Nägelein, es ist der erste Mai heute. Mein Monatsgeld für die Wirthschaft ist fällig. Du hast versprochen, kein Geld auszugeben, bis wir abgerechnet haben. Nägelein —“

Sie kam nicht zu Ende. In dem zusammengebundenen Schnupftuch, das der Alte verlegen lächelnd in der Hand hielt, pupperte und regte es sich. Darauf ertönte plötzlich drei-, viermal ein lautes, melodisches: Kukuk, Kukuk, Kukuk! Feuerröthe schoß in das Gesicht der Gattin. Sie vermochte kein Wort zu sprechen. Endlich kehrte sie sich um und schlug, mit beiden geballten Fäusten um die

Wette donnernd, auf die Thüre. Vor Schrecken ließ Herr Nägelein das Tuch mit dem jungen Kukuk fallen, es löste sich auf, der junge Vogel kam zum Vorschein und sagte, indem er die Frau mit der Haube frech ansah: Kukuk! Sie that einen Schritt darauf zu, der Vogel flog auf und schwirrend durch's offene Fenster hinaus in den blauen Himmel.

„Zum Kukuk damit, zum Kukuk damit!" rief Frau Nägelein mit wutherstickter Stimme, faßte die nächste Glasbüchse und warf sie zum Fenster hinaus, daß man sie unten auf der Straße laut zerschellen hörte. Eine zweite folgte, ein Bündel getrockneter Pflanzen, ein Blumenstock und ein paar Bücher mit flatternden Seiten wie ein Schwarm Vögel mit rasender Geschwindigkeit hinterher. Nägelein stand da und sah mit offenem Munde den Büchern und dem jungen Kukuk nach. Frau Nägelein sank seufzend in den Großvaterstuhl am Fenster zurück und zitterte plötzlich vor Angst, indem sie wie ein gejagtes Reh scheu nach dem beleidigten Hausherrn blickte. Der aber schlich furchtsam lächelnd in's Nebenzimmer und sagte nur: „Wie viele Arbeit Du Dir machst, mein gutes Karlinchen! Du mußt doch immer Etwas zu thun haben!"

Zweites Kapitel.

Der Kukuk flog munter, sich in weiten Wellenlinien durch die Lüfte schwingend, über den Strom hinaus nach dem grünenden Waldpark vor der Stadt. Er blickte unter sich in das verlockende Gewirre der Aeste und Laubwipfel und suchte im grünen Wirrwarr ein Ruheplätzchen, wo man sich nach den Strapatzen der unfreiwilligen Gefangenschaft recht mit Muße eines behaglichen Kukukheims erfreuen konnte. Bald war ein schlanker Lindenast gefunden, der sich ihm wie ein freundlich winkender Arm entgegenstreckte. Der Kukuk schoß darauf nieder, klappte sein blaugraues Gefieder zusammen und blickte sich mit beweglichem Kopfe um. Es dauerte auch nicht lange, so blähte er sich und blies sein Gefieder auf. Dann schwoll sein Hälschen mit der Kehle behaglich an und ein trauliches Kukuk, Kukuk scholl träumerisch wie eine Geisterstimme durch den Wald.

Plötzlich hielt der Rufer inne. Er hüpfte unruhig auf seinem Aste, neigte den Kopf auf die Seite und lauschte. Ganz deutlich vernahm er unten vom Waldboden aus der Ferne ein heiteres Kukuk! Er streckte neugieriger sein Köpfchen vor, senkte den Federschwanz und flog dann ein paar Bäume weiter, nach der Gegend, woher der Ton klang. Sein Kukuksverstand vermuthete einen Genossen. Er schwoll förmlich auf und wurde wieder ganz mager vor Neugier. Da schallte durch die Aeste ein heiteres Gelächter herauf. Der Kukuk erschrak, denn das war ein Ton für ein Vogelohr so unheimlich wie unmeßbares Grauen. Das Echo lachte mit, der Vogel flog davon und er zitterte noch am ganzen Körper, als er sich weit, weit entfernt wieder in die Wipfel niederließ und mit angstrollenden Aeuglein sein Gefieder aufwärts sträubte. —

Der Mann unten lachte noch immer heiter vor sich hin und warf sich behaglich in's Grüne unter den Ahornbaum, auf dem der Vogel gesessen hatte. „O Heinrich, sagte er in sich hinein, auch Heinz genannt, du Sohn deines Vaters, genannt Heinrich Hochstein, da liegst du nun im Grase und lachst. Worüber lachst du? Weil du einen Kukuk genärret hast, der keinen Namen hat und nur Kukuk ganz im Allgemeinen heißt! Warum heißest du nicht auch nur Mensch im Allgemeinen? Gäbe es etwas Schöneres, als ein Mensch ohne Namen, Rang, Titel und Amt unter den Bäumen der Mutter Erde zu liegen und die Blüthentrauben des Frühlings von den Bäumen auf sich herabregnen zu lassen?!“

Während der Naturforscher so dachte, fielen von den Astspitzen des Ahorns zwei lichtgrüne Dolden auf ihn herunter und leise bewegte droben ein Frühlingshauch die jungen Blätter. Ganz übersäet war das Gras und der Weg von den gelben, nardenfeuchten Ahorndolden, von röthlichen langen Blüthentrauben, von sammetschillernden Kätzchen der Sträuche und Gebüsche. Die Sonne goß schimmernde Strahlen auf das männliche Menschenantlitz herab, in dem ein paar blaue Augen naturfreudig erglänzten, während die fast flachsweißen, seidenartigen Wimpern der Augen lang über das Blau hinwegschatteten. Eine seltsame Jugend sprach aus den Zügen des Dreißigjährigen, seltsam wie die neuen und vielen anderen Menschen unbekannten Gedanken, die unter der Stirne dieses Menschenkindes reiften wie süße Haselnußkerne unter der Schale.

Heinrich war in den Frühlingswald gegangen, um sich durch einen persönlichen Versuch zu überzeugen, ob es wahr sei, daß ein Kukuk durch einen nachgeahmten Ruf so leicht zu täuschen und in seiner Neugier umherzulocken sei. Nun war er erfreut über das gelungene Unternehmen und schrieb in ein Notizbuch gewissenhaft die näheren Umstände des Vorganges nieder, um sie einst in irgend einer Arbeit verwerthen zu können. Dann sprang er auf und ging mit leichten Schritten auf den verschlungenen Waldwegen weiter.

Er war gewöhnt, nie im Freien zu sein, ohne die Natur und ihre Wesen zu belauschen in ihrem geheimnißvollen Thun und Schaffen Hörte er aus weiter Ferne

einen Vogel singen, so kannte er den Zeisig an der Stimme und sogleich sah seine Einbildungskraft auch das schön gezeichnete Vögelein vor sich. Er unterschied den Schlag der Meisen und kannte den Buchfinken, den Hänfling und Gimpel am Gesang. Ein allgemeines traumverworrenes Brautwerben ging für sein Ohr durch die Lüfte, aber in hundert verschiedenen Liedern, die er alle kannte. Und wenn er sein Auge erquickte am jungen Grün der Ahornstämme, der Linden, der Eschen und Buchen, wenn er die zärtliche Bildung der weißborkigen Birken betrachtete, so schaute er auch hier mit bereicherten Augen. Wo die Lindenblätter aus der Knospenhülle brachen, sah er die kleinen Flügeldecken zu beiden Seiten; in den Primeln sah er im Geiste die langen und die kürzeren Narbenständer, die Staubfäden mit den zartesten Staubbeuteln; und jedes Pflänzchen, das jung aus dem Boden gesprossen, erkannte er und nannte es im Geiste bei seinem Namen. Und dieses heitere Wiedererkennen der vielen hundert Namen, womit ein Erkennen der geheimsten Eigenschaften des einzelnen Pflanzenwesens sich verband, belebte ihm den Wald auf eine neue Weise, daß eine Fülle der lauschigsten und wunderbarsten Handlungen ihn rings umgab.

Und sein durch Forschung beflügelter Geist träumte und sann weiter und schaute mitten in das Bild des allgemeinen Frühlings um ihn her ein zweites geheimnißvolleres Waldbild hinein, wie er es durch das Auge des Vergrößerungsrohres kannte. Ein Lindenblättlein, das er auf dem blauen Grunde des Himmels über sich abge-

hoben sah, schwebte als ein doppelt zauberhaftes Gebilde über ihm. Zu einer unendlichen, schwellenden, überwältigenden Fülle gehäuft, sah er die zarten Gehäuse des Blattgrüns; er sah den feinen weichlichen Stoff des Urschleims in jedem Zellchen gelagert; er sah die grünen, unendlich kleinen Körnchen des Blattgrüns und sah sie athmen und die Aether der Lüfte einsaugen und verwandelt wieder aushauchen. So lauschte er lächelnd in die Welt hinein und besann sich mit einem heiteren Erstaunen, daß er nicht in seiner Vaterstadt, nicht im Waldpark vor der Stadt unter all dem Bekannten da athme, sondern mitten in's Weltall, in's große, unermeßliche Weltall hinein versetzt war, von dem er nicht wußte, wo es war, da er dies Wo nicht kannte.

Er lachte lauter, als er zu sich sagte: „Ja, nun sage mir doch Einer, wo das Weltall ist! Nun sage mir doch Einer, wo das Wo ist, da ich bin, da wir Alle sind und auch meine Lebensgeschichte sich ereignen soll. O Sonne, o Sterne, o Erde und all ihr lieblichen Blümlein, wo sind wir im Weltall, wo ist es selbst? Dies ist wol der heiterste Gedanke des Daseins, besonders wenn der Frühling in's Land zieht aus dem unbekannten Wo!"

Er blickte nach einer Kastaniengruppe auf, unter der er stand. Er erstaunte, wie rasch und üppig die Blätter ausgebrochen waren, wie schwellend die Blüthenkerzen den rauhen Zweigen entdrangen und in seinem eigenen Inneren schwoll es da wie in starken, mächtigen Trieben mit. Ein plötzliches Gefühl, als komme etwas Neues, Seliges, bisher Ungefühltes, Ungenossenes über ihn; eine schwellende

Ahnung, die kein Wo und Wie kannte, ein süßer Schauder des lieblichsten Daseins. —

Da hörte er plötzlich aus der Ferne des Waldes eine trauliche Frauenstimme singen. Sanft wie ein Frühlingshauch überschauerte es den Lauschenden. In süßer Milde und frauenhafter Wärme schwebten die einzelnen Töne zu ihm heran. Heinrich lehnte sich lächelnd an den Baumstamm mit dem Rücken und schloß die Augen, um nur den lockenden Frauengesang zu vernehmen. Vor seinen geschlossenen Augen webte ein goldiger Sonnengrund. Er dachte: „Lieblichstes Frauenwesen, wer du auch seiest und wie du auch heißest, ein feines Menschenfräulein mußt du wol sein, daß du so stillzufrieden durch den Wald singst, als seist du noch ein Waldvögelein oder doch ein Waldwesen, das sich verwandt fühlt mit den Forellen im Weiher und den Eichhörnchen auf den Zweigen.“ Heinrich kam der heimliche Wunsch an, daß er er eine kleine grüne Eidechse sein möchte, um durch das Laubmoos und Gras hinzuschlüpfen und aus einem Erdlöchlein die unbekannte junge Menschenfrau zu belauschen. Er sah ganz deutlich, wie jetzt, da der Ton Etwas näher klang, ein Eichhorn, das drüben auf einem Zweige saß, die Ohren spitzte und sein Schwanzwedelchen aufrecht stellte; ein Specht, der droben auf dem nächsten Baume hämmerte, wurde still und horchte gleichfalls und Heinrich freute sich im Stillen, wie eine gewisse feierliche Ruhe unter den Gethieren im Walde ward, da die Krone der Schöpfung, das feinste Gebilde der Natur, singend umging. Und mit einem solchen verstohlenen Menschen-

gefühle schlich sich der Naturforscher seitwärts in's Dickicht und schritt schnell und geräuschlos nach der Richtung zu, aus welcher der Gesang kam. — —

Sie saß sinnend zurückgelehnt auf einer moosigen Waldbank unter einer breiten Linde, deren zerborstene Rinde und schattiges Geäst sich väterlich über sie neigte. Sie hatte die Füße ausgestreckt und übereinander gelegt, während ein zierlicher Schuhabsatz sich in den Waldboden stemmte. Ein leichtes, weißes Kleid, mit blumigen Spitzen besetzt, floß um ihre Knöchel herab und ließ in der behaglichen Lage die Formen eines prächtig gewachsenen Frauenkörpers erkennen. Ueber dem Mieder hatte sie ein Sträußchen von Waldblumen befestigt; ein rosig schimmernder Sonnenschirm überhauchte ihr Antlitz und das heitere Weiß ihres Gewandes mit einem zarten, röthlichen Scheine. Der Naturforscher sah, unter die Zweige eines nahen Gebüsches gebückt, ihr Profil und er fühlte ein tiefes Entzücken, das schöne Wesen, das vollkommen ahnungslos vor sich hinblickte, ungesehen zu belauschen.

„Homo sapiens Linné, prachtvolles Exemplar eines Zweihänderweibchens im Naturzustande, vollkommen sich selbst überlassen. Nach dem weißen Flügelkleide zu urtheilen und sonstigen Merkmalen, zum Beispiel außerordentlich verführerischen Füßchen, zum Geschlecht der Jungfern gehörig. Wir wollen es nicht erschrecken, um seine Lebensgewohnheiten im wilden Zustande zu beobachten."

Der Naturforscher verzeichnete mit behaglicher Genugthuung eine Reihe von Thätigkeiten, welche das holde

Naturwunder jetzt vorzunehmen begann. Es zupfte ein Blümchen aus seinem Mieder und drehte es spielend am Stengel zwischen zwei zarten Fingern; dann roch es flüchtig daran und warf das Blümchen nachlässig in den Schooß. Hierauf träumte es wieder eine Weile vor sich hin, richtete sich dann plötzlich von der Rückenlehne des Baumstammes auf und griff mit einer anmuthigen Bewegung nach den Haaren und ihrem Kopfputz, um zu fühlen, ob da Alles in Ordnung sei. Darauf betrachtete es die Rosetten an den vorgestreckten Schuhen und schien ein liebliches und inniges Vergnügen an seinen eigenen Füßchen zu finden. —

Den Naturforscher überkam ein Gefühl, als sei er ein Knabe, der einen Vogel fangen will, die Mütze in der Hand hält und gespannt auf den Augenblick wartet, da er die Mütze über das Vöglein wirft. Es war ihm, als bedaure er einen Augenblick, daß er nicht einen wunderschönen goldenen Käfig habe, um das ahnungslose Frauenwunder aus der Menschengattung hineinzusetzen und durch das Gitter, statt mit Ameiseneierchen und Hanf, mit den süßesten Küssen zu füttern. Und während sein Inneres sich so über ein Zaubergefühl belustigte, das geheimnißvoll in ihm erwachte, kam es plötzlich wie eine bange und ungeheure Leidenschaft über ihn, daß der Mann im Buschwerk bis unter die Spitzen seiner blonden Haare erröthete vor dunklen Gefühlen und Hoffnungen. Unwillkürlich legte er die Hand ans Herz. So lauschte er einen Augenblick fast athemlos und konnte sich nicht satt sehen an dem milden Frauenantlitz mit den großen

Augen und den goldbraunen Haarsträhnen, die stark und kräftig die Stirn und die Wangen umrahmten.

Erst nach einer Weile fiel ihm ein, daß er selbst als ein Wesen aus der Gattung der Zweihänder soeben mit ungeheurer Geschwindigkeit durch den Weltraum flog, dessen Wo er nicht kannte, während vor ihm ein unbekanntes Frauenwesen vollkommen ruhig und ahnungslos mit herumflog, ohne das Geringste vom Kreisen der Erde oder von der Nähe eines verliebten Werbers zu merken. Da mußte er leise vor sich hinlachen.

Das Mädchen stutzte. Sie hatte den Laut gehört. Eine wunderliche Beklemmung erfaßte ihr Herz. Sie erhob sich rasch und blickte sich um. Erst entdeckte sie nichts. Auf einmal aber sah sie, zwischen grünenden Frühlingszweigen eingerahmt, ein lächelndes, blondbärtiges Männergesicht herausschauen aus dem Buschwerk. Beim Durchfahren war ihm der Hut vom Kopf gefallen, die blonden Haare lockten sich lustig über die verbrannte Stirne herab.

„Erschrecken Sie nicht, mein Fräulein," sagte der Buschmann. „Mein Lachen hat mich zwar verrathen, aber ich bin der harmloseste Vogelfänger von der Welt, der je auf die Elfen- und Feeenjagd ging und soeben sein Schmetterlingsnetz über die reizendste Waldelfe werfen wollte. Es soll auch kein Stäubchen von Ihren Schmetterlingsflügeln gestreift werden."

So weit war er mit seiner Anrede gekommen, während sie mit einer heimlichen Angst, die sie unter der Miene der Entrüstung zu verbergen strebte, auf die plötzliche

Erscheinung blickte. Sie hatte ihren Sonnenschirm wie einen gezückten Degen in der Hand. Er wollte rasch gebückt unter dem Buschwerk vorkommen, als er plötzlich mit einem leisen Schmerzensruf zurückfuhr, während das Mädchen mitten in seiner Entrüstung in ein helles und etwas schadenfrohes Gelächter ausbrach. Wie Absalom, der Sohn Davids, hatte der Mann der Naturwissenschaft sich in seinem eigenen Haar an einem niederen Aste verfangen. Wie ein Fisch an der Angel saß er fest und da er rasch mit der Hand versuchte den blonden Haarschopf loszunesteln, bewirkte er nur, daß der Flachs seines Hauptes sich noch labyrinthischer an dem widerspänstigen Zweige verwirrte. Er versuchte, in peinlichster Verlegenheit von einem unbekannten und schönen Frauenzimmer verlacht zu werden, mit einem kühnen Ruck sich loszumachen, aber es riß ihm nur einige Haarwurzeln aus, während er in der Hauptsache gefangen blieb.

„Seien Sie barmherzig, mein Fräulein," rief er endlich in komischer Verzweiflung. „Ich habe mich in der eigenen Schlinge gefangen; wenn Sie mich nicht befreien, so werde ich hier verschmachten müssen und ein Fraß der Krähen über uns werden, die ich schon ihre Schnäbel wetzen höre."

Aus seiner ganzen Redeweise schloß das Menschenfräulein, daß sie es mit einem gebildeten Exemplar der Männergattung zu thun habe und sie trat daher unwillkürlich etwas näher. Wie sie nun das heitere Männergesicht mit dem schönen blonden Schopfe am Zweige hängen sah in einer gewissen Hülflosigkeit, welche es

wehrlos in ihre Hand gab, kam eine böse Versuchung über sie, ganz leicht ihm mit den Fingerspitzen einen Backenstreich zu geben oder ihn wenigstens einmal recht tüchtig in seinem Flachskopfe zu zausen. Als ein sittsames Frauenzimmer unterließ sie indessen Beides und ahnungslos, daß ihre Wünsche nichts anderes waren als die ersten Schalksstreiche des kleinen geflügelten Burschen mit dem Liebespfeile, sagte sie etwas schnippisch:

„Jedenfalls muß ich zuerst wissen, mein Herr, wer Sie sind und mit was für einem dunklen Ehrenmanne ich es zu thun habe, ehe ich es wagen kann, meine Künste im Knäuellösen und Zwirnsfadenentwirren zu entfalten.“

„Reizende Tochter Evas, Sie sehen einen armen verwickelten Naturforscher vor sich mit dem Vornamen Heinrich. Mein Vater nannte sich Hochstein. Mein besonderes Fach ist zwar nur die Pflanzenphysiologie und die Botanik, aber ich habe alle Zweige der Naturwissenschaften mit Ernst betrieben. Ich bin einer großen und wichtigen Entdeckung auf der Spur über die Grenzen des pflanzlichen und thierischen Lebens und es wäre für das neunzehnte Jahrhundert ein großer Verlust, wenn ich hier sammt meiner Entdeckung hängen bleiben müßte, um als Bartmoos zu verwittern.“

Dabei nestelte er von Neuem an seinem Haarschopf. Sie sah, wie er das Uebel nur verschlimmerte und trat nun rasch zu ihm heran. Mit den geschicktesten Fingern von der Welt faßte sie den blonden Flachsschopf und sagte: „Halten Sie still!“ Sie fühlte mit einem leisen inneren Erbeben die sammtnen Haare in ihrer Hand

und ihn durchbrausten unendliche Entzückungen, während er demüthig gebückt Stand hielt unter den weißen Händen der schönen Befreierin. Mit einer gewissen behaglichen Muße und Sicherheit nestelte sie die Wirrniß auf, ganz in das trauliche Geschäft vertieft. Als er aber frei war, trat sie rasch einen Schritt zurück und streifte mit halb furchtsamer, halb heiterer Gebärde ein paar blonde Haarrestchen zwischen ihren Fingern weg, um sie auf den Boden fallen zu lassen, indem sie ein wenig auf ihre Fingerspitzen blies.

Heinrich richtete sich auf. Sie blickte ihn scheu von der Seite an und sah, wie ein Blick voll Gluth und seliger Liebe zugleich auf sie traf. Einen Augenblick standen sie so neben einander, und sie ahnten beide, daß sie sich liebten von ganzem Herzen. Und mit einer schönen Freude blickten sie sich auf einmal voll in die Augen, welche in einem höheren Glanze erstrahlten. Leise lächelnd blickten sie dann auch beide wieder von einander weg und das Mädchen streifte leicht mit dem kleinen Finger in den Blumenstrauß auf ihrem Busen, als wolle sie ein Käferchen oder ein Stäubchen da wegputzen.

Ganz bescheiden und demüthig wie ein Johanniswürmchen ergriff der Naturforscher das Wort:

„Schöne Herrin, Sie haben die Fesseln Ihres unterthänigen Sclaven gelöst, der nun wieder den freien Gebrauch seiner Glieder hat. Darf ich hoffen, auch meinerseits Ihren werthen Namen kennen zu lernen, um meinen Dank nicht nur an eines unter den Milliarden

Mädchen und Frauen zu richten, die auf diesem wunderlichen Erd-Planeten gelebt haben, sondern an ein bestimmtes Fräulein so und so?!"

„Mein Name ist Eva Eschenbach, Rittergutsfräulein aus dem bürgerlichen Geschlechte derer von Eschenbach und Ambach und unterscheidende Merkmale im Uebrigen sind: ein leidlich grader Wuchs, Mangel eines eleganten Schnurrbärtchens und eine unbezähmbare Neugier zu erfahren, worin eigentlich die Unartigkeit von Männern ihren Grund haben mag, daß sie unbescholtene Frauenzimmer hinter Büschen hockend belauern."

Heinrich verneigte sich und sagte: „Wenn man den Gesang der Sirenen durch die Wälder hört, so müßte man wie der edle Dulder Odysseus sich die Ohren verstopfen, sollte man nicht begierig werden eine solche Sirene ungesehen zu belauschen."

„Ich sehe," sagte das Mädchen ziemlich trocken darauf, „daß Sie einen guten Schulsack auf dem Rücken tragen, da Sie noch von Sirenen und anderem Geflügel wissen; ich für meinen Theil bekenne indessen, daß eine junge Dame denn doch kein loser Zeisig ist, daß man sie zum Gegenstande naturforschender Beobachtungen hinter ihrem Rücken macht. Ei, was ist das für eine Manier," begann sie etwas erregt zu schelten, „sich in Büsche zu verkriechen, wo alleinstehende Frauenzimmer sind ohne männlichen Schutz! Konnten Sie nicht eben so gut ein Wegelagerer und Räuber sein, der sich auf die Lauer' legt, um mich zu berauben und zu ermorden?!

Konnten Sie nicht ein Mädchenfänger sein, der mich als Sclavin an irgend einen hinterindischen Sultan verkauft hätte?! Ich finde das schrecklich, mein Herr!"

Sie setzte sich mit drolliger Verdrießlichkeit auf die Moosbank hin und ließ ihn von dieser Abkanzelung etwas betroffen vor sich stehen. Unwillkürlich athmete er auf und sagte: „Gott sei Dank! Ich habe noch nie ein Mädchen gefangen und verkauft, auch keinen Menschen jemals beraubt, es ist ein wahres Glück, daß ich der Sohn meines Vaters bin!"

Sie mußte unwillkürlich über den entsagungsvollen Ton seiner Worte lachen und meinte: „Ich will Ihnen verzeihen, da Sie ohnehin auf der Stelle gestraft wurden. Doch bitte ich sehr, mich nunmehr allein meinem Schicksal zu überlassen, da ich nicht in den Wald ging, um mich zum Gegenstande einer so eingehenden Besichtigung zu machen, wie Sie mir dieselbe schenken."

Sie verbeugte sich ein wenig anzüglich, um ihn zum Gehen zu bewegen. Aber er dachte nicht daran. Leider wußte er im Augenblick nicht recht, was er sagen sollte. Endlich meinte er etwas beklommen: „Finden Sie es nicht sehr komisch, mein Fräulein, daß die Paradiesvögel, wenn sie auf der Brautwerbung sind, sich zwölf Mann stark auf einem Baume versammeln und eine richtige Tanzgesellschaft abhalten, während die Vogelbräutchen zusehen, wie die Herren die schönsten Tänze mit ausgebreiteten Schmuckfedern ausführen?! Die berühmte Rupicola crocea hat sogar folgende Sitte: vier bis fünf Männchen versammeln sich vor einem Weibchen auf

einem grünen Platze. Ein Männchen hüpft tänzelnd herum, breitet die Flügel aus, wirft den Kopf zurück und breitet den Schwanz wie einen Fächer aus. So stolziert es im Takte tanzend herum, worauf es einen schönen Gesang anstimmt. Wenn es sein Kunststück ausgeführt hat, wird es durch ein anderes Männchen abgelöst, während die junge Dame zusieht und sich den wählt, dessen Tanz ihr am Besten gefällt."

Er schwieg. Eva sah ihn verwundert und etwas betroffen an und ein wenig erstaunt frug sie: „Ja, warum erzählen Sie das eigentlich?!"

In eine komische Verzweiflung ausbrechend, meinte Heinrich: „O, mein Fräulein, ich bin ganz unglücklich, daß ich nicht ein Paradiesvogel oder ein prächtiger Argusfasan bin, daß ich mein kostbares Federrad vor Ihnen aufschlagen könnte, um Ihre Bewunderung zu erregen und Ihnen zu sagen, was ich fühle. Die Sprache ist ein so unvollkommenes Werkzeug, aber wenn Sie den prächtigen getiegerten Federschild des Argusfasans mit den farbigen Augenflecken sähen, Sie würden empfinden, was ich fühle und was ich zu ungeschickt bin zu sagen."

Sie hatte sich rasch erhoben und blickte ihn zurückweisend an: „Sie werden sehr unartig, mein Herr. Das ist jedenfalls die neueste Art, einer Dame Complimente zu machen." Sie wollte rasch fortgehen, aber er ging ein Stück neben ihr her und frug in aufrichtiger Bestürzung:

„Habe ich Sie verletzt, liebes Fräulein?! Das wollte ich nicht!"

So innig und natürlich klang der Ton der Liebe in diesen Worten, daß sie doch unwillkürlich stehen blieb, sich umwandte und mit etwas leiser Stimme sagte: „Bessern Sie sich!"

„Werde ich Sie wiedersehen?! Darf ich? Kann ich hoffen?"

Er hatte ihre Hand ergriffen und sie ließ sie einen Augenblick ganz leicht in der seinen. Dann zuckte sie schnell zurück und sagte ernst:

„Ich kann es Ihnen nicht verwehren, wenn Sie Fensterpromenaden machen oder sonst wie thun, was Sie nicht lassen können. Es ist daher vielleicht besser, Sie machen mir bald einmal in aller Ordnung eine Visite, damit Vernunft in diese Geschichte kommt. Für heute leben Sie wol!"

Sie duldete, daß er schnell ihre Hand küßte. Dann ging sie ziemlich gemächlich davon. Er sah ihr entzückt nach und sah sie hinter den grünenden Büschen verschwinden während lange noch ihr weißes Kleid durch die Laublücken schimmerte.

Als sie fort war, schlenderte er in einer Märchenstimmung durch den Wald. Er pfiff ganz leise und selig vor sich hin, bis er sich bückte und einen Strauß Blumen pflückte. Als er ein hübsches Waldgebinde beisammen hatte, stand er auf einmal fast erschrocken still und meinte für sich:

„Das ist doch seltsam! Jetzt habe ich auf einmal ein Bündel von den verschiedensten lateinisch benannten Gegenständen hiesiger Flora beisammen und finde zu

meinem größten Verwundern, daß es ein Blumensträußchen ist und daß diese Blumen sozusagen leibhaftige duftige Blumen sind! Ich stecke sie nicht in meine Botanisirtrommel, sondern entdecke sie in meinem Knopfloch! Welch ein Zauber! Welch ein süßer Traum!"

Drittes Kapitel.

In der hintersten Nische des unterirdischen Rathskellers saß um einen schweren, altdeutschen Trinktisch eine kräftig zechende Männergesellschaft. Eine dicke Dampfwolke umhüllte alle Gegenstände und ließ bei der trübe flackernden Gasflamme nur undeutlich die Holzverkleidung der Wände, die breiten Bänke und die geleerten Weinflaschen erkennen, mit denen der Tisch dicht besetzt war. Aus dem Nebel der Rauchwolken, der hin und wiederzog und sich um die Gasflamme dichter zusammenballte, tauchten die Männerköpfe auf, welche lebhaft und vom Weine erhitzt sich regten. Da blickte der graue Kopf des alten Oberst v. Sprecher mit der Geiernase und den großen Augendeckeln heftig bewegt durch den Dunst. Der graue, langgezwirbelte Kinnbart gab dem Gesicht etwas von einem alten Faune. Neben ihm der braune Lockenkopf des Doctor Eduard Streicher mit dem Jupiterbarte,

dem Zeus von Otricoli ähnlich, nur daß seine Stirne noch kleiner und zurückfliegender war, während etwas, das einer Mischrasse aus Löwe und Tiger zu entstammen schien, um die breite Bildung der Backenknochen witterte. Der Mann von etwa vierzig Jahren war im flotten grünen Jägerrock und sichtlich bedacht, seine Erscheinung auch im Sprechen als eine schöne darzustellen. Daneben, andächtig zu ihm aufschauend, ein rothhaariger junger Gesell von etwa fünfundzwanzig Jahren, mit einer schwärmerischen Dichterstirne. Die Nase etwas aufgeworfen, das Ganze aber ein Bild von sanfter Unerfahrenheit, der man das innere leidenschaftliche Feuer kaum ansah. Der junge Mann nannte sich Conrad Hermann. Einige Künstler, ein geistreich dreinschauender kleiner jüdischer Rechtsanwalt lehnten in den Wandecken, etwas abseits saß Heinrich Hochstein neben seinem alten ehemaligen Lehrer, jetzigen Freund und wissenschaftlichen Werkgenossen, Herrn Nägelein.

Die beiden Letzteren waren mehr als Gäste zugegen, die sich gelegentlich, wenn die Gespräche anziehend werden, von ihrem Stammtische an den Nachbartisch begeben. Aus dem Gewirr der Reden und dem Dunste des Rauches heraus, war mehrfach das große Zauberwort „modern" hörbar geworden und da Heinrich wußte, daß es in diesem Kreise die Wünschelruthe war, welche die verwegensten Ansichten und nach seinem Ermessen auch die abgeschmacktesten Gedanken heraufbeschwor, so hatte er sachte den alten Freund an den Streichertisch, oder wie man ihn zur Abwechselung, in Anspielung auf den Namen

des Obersten nannte, an den Sprechertisch mit herübergezogen, um mit schmauchender Ruhe und stillem Beobachtungssinne die Reden anzuhören, welche hier vernommen wurden.

Man hatte schon eigenthümliche Ansichten kennen gelernt. Man hörte für Zola und Richard Wagner in einem Athem schwärmen; man hörte die Werke Schillers und Goethes für academisches, naturloses, saftloses Gesäusel erklären, man hörte oft die Worte „Saft" und „Kraft" oder „Wurzelhaftigkeit" und „Erdgeruch"; man hörte wie von Schriftstellern gesprochen ward, welche am „Schlamme der Existenz wie gewaltige, saftige Quallen schlürften," während eine Reihe der bekanntesten Namen zeitgenössischer Geschichte als Duckmäuser und marklose Zwitter bezeichnet wurden, die dem allgemeinen Altersverfall der Zeit überliefert seien. Meist kamen solche Aeußerungen aus dem Munde des Doctor Streicher, der etwas darin zu suchen schien, seine Redeweise durch eine freimüthige Urkraft zu würzen und sich in den verwegensten Bildern zu ergehen. Er fand an dem Oberst, sowie an dem jungen Poeten gleichgestimmte Zuhörer und plätscherte, wie es schien, mit einer gewissen Behaglichkeit in einem dumpfen Kraftgefühl und dunklen Saftverlangen trotz seiner vierzig Jahre herum.

„Modern! Was ist modern! Es ist die große Frage der Zeit, die in uns Allen gewaltsam revolutionär mit Lavagewalt überströmt, die wir am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts stehen. Das Moderne ist Saft und Kraft, es ist ein neues Sittengesetz, das von den alten

Gemeinplätzen der Sittengrübelei versauerter Philosophen sich kühn entreißt und ein neues freimüthiges Beisammensein socialer Instincte schafft; das Moderne ist eine neue Art zu sehen, zu empfinden, zu denken, frei von jeder patentierten Schablone, mit einem Wort, es ist die neue Weltanschauung, welche sich der wohlanständigen Philisterhaftigkeit und Backfischhorizontigkeit unseres dermaligen deutschen mittleren Bildungsstandes zum Trotz gewaltig herausringt."

Doctor Streicher hatte diese Worte mit einem feurigen Tone gesprochen, dem man es besonders anhörte, daß er auch feurig sein sollte. Heinrich konnte indessen die Empfindung nicht unterdrücken, als wenn es Strohfeuer sei. Er hatte eine dunkle Abneigung gegen den großen Mann, der seine breite Brust unter dem Jagdrock so geflissentlich herausdrängte. Mit voller Gleichstimmung hatte dagegen der junge Dichter am Munde des Redners gehangen und er fügte seine Ansicht mit einer etwas schwachen Stimme hinzu, aus der aber eine nachhaltigere Begeisterung zitterte:

„Ich schließe mich ganz dieser Ansicht an. Wie Vieles ist in Kunst und Poesie zu thun, aus welchem die Errungenschaften der neuen Zeit sprechen! Ja, es müßte ein begeisterndes Leben sein, wenn diese Erkenntniß Alle erfüllte, wenn nicht die Gebildeten weltflüchtig und furchtsam sich wie der Vogel Strauß mit dem Kopfe im Sande von abgelebten Interessen vergrüben. Wo sind die Dichter, welche den grünen Wald mit den Augen des Naturforschers ansehen und gerade darin eine neue

Poesie des Waldes entdecken, ein neues Bild der Dinge, das die ungeahnte Vernunft aller Schöpfung in zarteren Einbildungen verklärte, welche doch die volle Wahrheit der Natur sind? Wo sind die Dichter, welche unser durch Erfindungen und Maschinenwesen gesteigertes Leben, unsre ganz neue Art zu sehen und zu beobachten, worin wir uns immer mehr von allen Jahrhunderten der Vergangenheit unterscheiden, dichterisch zu bewältigen wissen und so den Zeitgeist mit sich selbst versöhnen?! Klagt man nicht überall über den Materialismus der Zeit? Steht nicht in hundert Büchern zu lesen, wie alle Poesie mehr und mehr von der Erde schwinde? Ist dies nicht eine Zahlungsunfähigkeit der Dichter selbst?"

Der junge Poet trank hastig ein Glas Wein unter seiner Rede aus und fuhr fort: „Statt dessen suchen unsre sogenannten Schriftsteller etwas darin, mit den Augen längstverstorbener Geschlechter längst verschollene Schutthaufen und Papyrusrollen zu betrachten! Männer aber werfen das Zeug in die Ecke und sagen: Pfui Teufel! Jede ehrliche, wissenschaftliche Beschäftigung hat mehr Gehalt und Werth. Ein spectralanalytischer Versuch, der die gelbe Chlorlinie im Spectrum zeigt als Stoff auf der fernen Sonne, hat mehr Poesie an sich, als die gefühlsdösige Salbaderei von Leuten, die nichts anderes, als lebende „Atavismen" sind, geistige Rückschläge in eine frühere Entwickelungsstufe der Menschheit! Und die laufen überall herum, glauben Sie mir! In diesem berühmten neunzehnten Jahrhundert ist noch jede Veraltung lebendig; es spazieren die abgelebten Jahr-

hunderte unter uns herum wie die Buschmänner und Haarmenschen, die sich auf Jahrmärkten sehen lassen und auch Rückschläge in eine frühere Thierform der Menschen sind!"

„Bravo, mein lieber Conrad!" rief der Doctor Streicher und hob das Glas, um gegen den lebhaften jungen Dichter anzustoßen. „Darin ist Saft und Kraft. Ja, unser braver Conrad, der wird's thun!" sagte er mit leuchtenden Augen, indem er seinen Arm um die Schultern des jungen Menschen legte! „Schneid" muß der Mensch haben! Es lebe die Schlechtigkeit!"

Es wurde mit den Gläsern angeklirrt, auch Heinrich, dem der junge Mensch gefiel, wenn er gleich im Grunde nicht recht wußte, was er von solcherlei Träumen denken sollte, stieß mit an. Heinrich hielt sich selbst für den unpoetischsten aller Menschen und behauptete stets, er habe für gereimte Worte und Alles, was damit zusammen hinge, nicht dem mindesten Sinn. Es genügte ihm durch seinen eigenen Humor, der ihn selten verließ, sich in einer schwebenden Verfassung des Geistes zu erhalten. Das ersetzte ihm, was andere Leute unter Poesie verstanden, vollkommen. Ob er sich also gleich durchaus als Wilder fühlte gegenüber den Reden der Anderen, so war durch den jungen Menschen doch eine Saite in ihm angeschlagen worden, welche mitklang, und war es auch nur, daß er zu verstehen glaubte, warum er ein Recht habe, sich so wenig um die zeitgenössische Dichterei zu kümmern.

Von Neuem erschallte die Stimme Streichers: „Das Moderne! Das Moderne! meine Herren. Es lebe die

Naturwissenschaft am Tische! Es lebe die Poesie der Zukunft, der Naturalismus der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, welcher jede Schablone verwirft und die Instincte des Naturwesens im unverfälschten Zustande als das höchste Gesetz erkennt. Es leben die Tempelbauer der Zukunft, wo die neue Malerei prangt, es lebe die Mündigung der Kunst und Poesie! Warum stoßen Sie nicht mit an, Herr Oberst?!"

Der graubärtige Oberst hatte schon lange ein spöttliches Gesicht gemacht und sich seinen Kinnbart mit den Fingern gezwirbelt. Eine seltsame Bitterkeit schien seine Mundwinkel zu verziehen; er sagte mit einer schnarrenden, aber sehr leidenschaftlichen Stimme:

„Wünsche wohl zu speisen! Ich bin neugierig, wie Sie die neue Kunst und Poesie aushalten wollen in der gesegneten Zeit der Kanonenläufe und Nitroglycerinbomben. Unterdessen stehen in Europa etwa acht Millionen Kommißbrodfresser jeden Augenblick bereit, ein paar Milliarden bleierne Nüsse verschiedener Größe, von der hübschen Flintenkugel bis zur schwersten Festungsbombe über diesen gesegneten europäischen Kontinent auszuschütten und eine Million Menschen mit zerschossenen Schädeln und zerhackten Gliedmaßen in den Saaten des Landmannes zu begraben. — Lassen Sie Ihre Tempel ungebaut, meine Herren, es sind doch nur Schießscheiben für die Herren Russen oder Franzosen oder für Ihre eigene Bestialität. Sie sind Kanonenfutter, meine Herren, und leben in der Zeit des Militärwahnsinns, der nichts ist gegen den Cäsarenwahnsinn der römischen Herren, des Militärwahn-

sinns, der ganze Völker erfaßt, die sich nicht vorstellen, wie Scheusäliges sie über sich heraufbeschwören durch jede neue Bewilligung der Volksvertretungen zu Mordzwecken!"

Es war eine Stille nach diesen Worten des Obersten eingetreten. Die ihn noch nicht kannten, waren betroffen, einen Vertreter des Soldatenstandes so leidenschaftlich gegen den Krieg reden zu hören.

„Sie wundern sich," fuhr er fort, „einen alten Obersten zur Disposition solcherlei Zeug reden zu hören. Meine lieben, jungen Männer, ich habe den glorreichen Krieg von 1870 mitgemacht und meine Kanonen als Oberstlieutenant der Artillerie gegen französische Hütten dirigiert und ich sage Ihnen, es giebt nichts Wahnsinnigeres, Scheusäligeres, Niedrigeres und Gemeineres, als den Krieg, d. h. den modernen Krieg."

„Aber der Krieg ist eine Nothwendigkeit im Völkerleben," warf Hermann ein.

„Ohne Krieg kein Fortschritt, keine Emancipation!" ergänzte Streicher, indem er aufstand am Tische, sich in die Brust warf und sich anschickte eine kraftstrotzende Rede über die Nothwendigkeit des Krieges zu halten, der seine Berechtigung schon im Hinweis auf den in der ganzen Natur herrschenden Kampf um's Dasein finde. Aber er wurde heftig durch den Obersten unterbrochen, der in einem fast unheimlichen Zorne, in dem sich seine Haare nach vorn zu sträuben schienen, mit der Miene eines Geiers, der auf sein Opfer loshackt, den Krieg als eine Nichtswürdigkeit der Völker bezeichnete, welche die europäische Kultur ganz zu vernichten drohe, vor

Allem die Kultur der Seele. Auch er erhob sich am Tische und rief über die Weinflaschen gebeugt:

„Ich habe die armen Kerle, Franzosen und Deutsche, um mich liegen sehen mit zerrissenen Brustkästen, die Hände in die Erde eingegraben vor Verzweiflung, ich habe die todten Augen gesehen, die zu fragen schienen, was das für ein Unsinn, für ein Wahnsinn sei, daß sie hier für Nichts und wieder Nichts daliegen mußten wie todtgetretene Maikäfer, die ein Knabe zum Spaße tödtet. Und ich habe mit Thränen des Schmerzes im Inneren rufen müssen: Muthig, ihr Kinder! Abgeprotzt! Schießt da drüben den Franzosenkerlen die rothen Hosen ab! Mörder! Mörder! Dreimal Mörder, weil du keinen sittlichen Grund hast zu tödten, wie doch jeder gemeine Raubmörder, der wenigstens weiß, warum er todtschlägt. Und dreimal gemeiner als der Raubmörder die Völkerschaften, die auch nicht wissen, warum sie morden, die Milliarden verschwenden, um sich eines Tages en masse zu massakrieren und ungeheure Intelligenzkräfte verbrauchen, nur um die sinnreichste Art zu erfinden nach den man Tausende auf einmal abschlachtet. Meine Herren, ich bin ein alter Soldat und habe meine Pflicht gethan, wie Einer, aber sollte es noch einmal losgehen eh bien! ich werde dabei sein, aber die erste Pistole, die ich losdrücke, wenn wir gesiegt haben, schieße ich auf mich selber ab!“

Der alte Herr zitterte, während er die letzten Worte mit feierlich emporgehobenem Finger sprach. Er erzählte eine Reihe schrecklicher Erlebnisse aus dem großen,

vielgepriesenen Kriege. Man hörte ihm mit Spannung zu. Niemand von den Umsitzenden hatte noch einen Krieg mitgemacht; die Mittheilungen des Obersten von den ungeheuren militärischen und vernichtenden Anstrengungen, welche ein neuer, längst gefürchteter Krieg Europas erfordern werde, erhitzten die Phantasie. Er schloß mit der Bemerkung: „Das, meine Herren, sind die Errungenschaften Ihres gepriesenen Zeitalters! Das ist das Neue, Moderne, von dem Sie reden: eine Barbarisirung der Menschheit mit Methode, wie sie niemals die Geschichte kannte, welche mit den ausgefeimtesten Mitteln einer überspannten Kultur wissenschaftliche Massentödtung in's Werk setzt, bei der ein schiefer Gedanke des Feldherrn Hunderttausende auf's Spiel setzt und die Entscheidung über das Schicksal eines Volkslebens enthält."

Eine vollkommene Verzweiflung hatte aus den letzten Worten des greisen Herrn gesprochen, ein so tiefgewurzelter Abscheu, daß die Jüngeren ein Grauen überlief vor dem, was in Wirklichkeit ein Krieg bedeuten mochte, den sie gewöhnt waren, als eine gepriesene Sache anzusehen. Man saß stumm und nachdenklich da.

„Nun, mein junger Poet," sagte der Oberst, „wo bleibt da Ihre Poesie? Wo bleibt Ihre Kunst, den neuen Dingen die poetische Seite abzugewinnen?"

„Ich finde darin sogar eine ungeheure Poesie! Wo Intelligenzkräfte sich dermaßen in sich selbst vernichten, daß das Schlachtfeld zum apokalyptischen Gesicht wird, wo vor den Rohren der Geschütze sich plötzlich eine ungeheure Wolke lagert, aus der Blitze zucken, vernichtender,

als die Gewitterblitze des Himmels — denn kein Blitz, den die Natur erzeugt, vermag solches — wo der Mensch nicht mehr ein einzelner Kämpfer ist, sondern die Masse eine blutende Mauer, — die furchtbarste Phantasie eines Dante vermöchte nicht die Art von Götterdämmerung zu schildern, wenn der moderne Heimdall in's Horn stößt und die Erde erbebt."

„Jawohl!" rief der Oberst mit den Worten der Edda:

„Beilalter, Schwertalter,
Windzeit, Wolfszeit"

— mein junger Mann, es gehört die Ahnungslosigkeit der Jugend dazu, überhaupt einen Versuch poetischer Auffassung solcher Gräuel zu machen, denn für einen Alten würde es cynische Gewissenlosigkeit sein! Das ist freilich wahr, ein Gewissen hat diese Zeit überhaupt nicht mehr. Der Begriff ist auch zur Disposition gestellt, wie meine Wenigkeit." —

Dem Doctor Streicher war das Gespräch zu ernst geworden, er nahm die letzten Worte als eine gute Gelegenheit zu einem behaglichen Lachen, worauf er etwas eifriger meinte: „Der Gewissensbegriff ist auch thatsächlich eine Velleität. Das ist das eigentlich Große der gegenwärtigen Zeit, daß das Gewissen in dem abgetüftelten Sinne, wie es zum Beispiel noch in den Shakespeare'schen Trauerspielen als phantastischer Popanz im Inneren der Menschenseele spukt, ein überwundener Standpunkt ist."

Heinrich horchte auf. Der alte Oberst machte ein spöttliches Gesicht. Selbst der junge Poet stutzte ein

wenig. Aber Streicher fuhr sich mit einer wählerischen Bewegung durch den Bart und meinte:

„Ich habe zu meiner Pariser Zeit, als ich dort als Berichterstatter englischer und deutscher Blätter lebte und Monsieur Gambetta oder den alten Victor Hugo interviewte, nichts gemerkt, daß dieser sogenannte Gewissensbegriff vorhanden sei. Es ist eine Schrulle. Aber kein wirklicher psychologischer Vorgang. Darum entdecken sie es auch in der neuesten französischen Litteratur nicht mehr.“

Heinrich schaute mit einem nachdenklichen Blicke auf den Redner, hinter dessen kurzer Stirn er einen verbrauchten, irgend wie geschwächten geistigen Zustand vermuthete. Er glaubte einen Zug von verlebter Sinnlichkeit ganz flüchtig um die Bartwinkel und die Augenwinkel des Gesichtes zu entdecken, während der Mann doch noch von blühender Gesundheit und einer außerordentlich wohllebigen Jugendfülle strahlte. Streicher bemerkte den Blick, sah aber mit dem Scheine vollkommenster Unbefangenheit umher und meinte:

„Uebrigens ein interessanter Stoff für meine neue Zeitschrift! Wie wäre es, Herr Hochstein, würden Sie mir wohl die Ehre schenken, meinem Blättchen Beiträge über Fragen aus der Naturgeschichte zu liefern? Ich denke meinem Publikum allerdings eine männliche Kost vorzusetzen und die Wonneseufzer beider Gattungen unsres Geschlechts werden einen panischen Schrecken bekommen. Wir werden die geheiligtesten Vorurtheile unsres edlen Mandarinenthums nicht schonen, wir werden kämpfen und

allein unsrem Idealismus mit der ganzen Brutalität unserer Ueberzeugungskraft leben!“

Das Wort „Brutalität“ wurde mit einer gewissen Vollsaftigkeit des Ausdrucks gesprochen. Es war ein Lieblingswort in diesem Kreise. Selbst der alte Oberst brauchte es hie und da. Man pries die „Brutalität“ der naturalistischen Weltanschauung, die Brutalität der Ueberzeugung, die Brutalität des Stiles und der Lebensart, welche in diesen Zeiten eines faulen, europäischen Friedens, wo die Nation einer geistigen Versimpelung entgegengehe, das einzige Gegengift sein könne. Streicher theilte mit, daß seine wöchentlich zweimal erscheinende Zeitung nach dem Muster von Montagsblättern eingerichtet sein werde; daß sie einen Pariser Zuschnitt haben solle und durch kleine, pikante, flott geschriebene Artikel glänzen würde. Man werde in die conventionelle Verlogenheit der modernen Gesellschaft unerbittlich hineinleuchten und dieses Wahrheitsbewußtsein, das sei der verknüpfende Geist, der das Blatt insbesondere mit den Errungenschaften der Naturwissenschaft verbinden werde.

„Wie wäre es, Hermann, hättest Du Lust, mir einen Aufsatz zu schreiben über die Inhaltslosigkeit des Gewissensbegriffes? Man müßte dieses Vorurtheil furchtlos und männlich bei den Zähnen packen. Was wäre ein heutiger Staatsmann, der ein Gewissen hätte im alten Sinne?! Weise nach, daß das, was wir „Realpolitik“ nennen, die grundsätzliche Gewissenlosigkeit ist im Staatsleben. Weise nach, daß der Einzelne im großstädtischen Leben unsrer Millionenstädte, Paris, Berlin,

London, was Sie wollen, viel zu sehr darauf zu achten hat, ob er beim Ueberschreiten einer Straße nicht überfahren wird, als daß er Zeit hätte, soviel über sich selbst nachzudenken, daß er überhaupt noch das Ichbewußtsein hätte, welches Gewissen heißt. Wir im Getriebe unserer Eisenbahnzeit, wo die Landschaft im Fahren an uns vorüberfliegt, daß wir den nahen Baum am Eisenbahndamme nur als grünen, farbigen Streifen sehen, wir können auch die sogenannten sittlichen Erscheinungen, die Handlungen unseres Lebens nicht so deutlich mehr wahrnehmen, daß wir sagten, das ist gut, das ist schlecht, das ist erlaubt, das nicht! Wir schöpfen einen unendlich höheren, vollsaftigen Lebensgenuß aus dieser Undeutlichkeit unsrer sittlichen Handlungen, wir leben nur in der üppigen Fülle des Lebens, während das große Ganze als ungeheure Maschine wirkt. Wozu ein Gewissen? Wer eine Dummheit macht, der wird von der großen Maschine an sich zermalmt; sie stellt sich von selbst ein, um als Ganzes bestehen zu können und dem Einzelnen die größtmögliche Freiheit seiner Instincte zu lassen. So nähern wir uns einer höhern Natur, welche die Errungenschaften niederer Entwickelungsstufen im Thierreich wieder aufnimmt; der Einzelne ist im strengeren Sinne gewissenlos wie das Insect und er überläßt sich ganz seinen höheren Instincten, um unterzugehen, wenn er sie falsch verwerthet und zu triumphieren, wenn er durch Kraft und Fülle der eignen Person an Handlungsfähigkeit in jedem Sinne hervorragt."

Streicher blickte mit herausfordernder Selbstgefällig-

keit nach dem Naturforscher hinüber, als hoffe er von diesem eine Bestätigung seiner Ansicht. Heinrich hatte erst gelächelt, dann aber, ohne zu wissen warum, übermannte ihn ein dunkler Zorn. Er hatte ein Gefühl, als müsse er dem schönen Doctor Streicher einen Schlag auf den Mund geben. Er wurde blaß und erhob sich, er nahm seinen Ueberzieher von der Wand, um sich zu entfernen. Alle schauten ihn betroffen an, man rückte die Stühle und Streicher frug mit einer bestechenden Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, welche ihm so viele Herzen gewann:

„Wollen Sie schon gehen?! Unmöglich!"

„Ja," erwiderte Heinrich. „Es wird mir hier zu dumm!" Er sagte das möglichst ruhig und trocken, um seine Erregung zu verbergen.

Streicher blickte etwas unsicher umher, als wolle er den Gesichtern der Anwesenden ihre Meinung ablesen. Er nahm eine joviale Miene an und reichte Heinrich die Hand über den Tisch: „Nichts für ungut, Herr Doctor, es redet Jeder so dumm, wie sein Verstand erlaubt. In einer freien Unterredung muß man die Person des Redners von seinem Worte zu trennen wissen. Jede Meinung hat ihr Recht als eine Meinung!"

Heinrich schlug nicht ein. „Gehen Sie mit, Herr Nägelein?" wandte er sich an den Alten. Der machte einen kurzen Kampf der Furcht zu verletzen mit sich durch, erhob sich aber tapfer, indem er heftig eine Prise nahm, ergriff Stock und Hut und ging mit Heinrich aus dem Lokale fort. „Adieu, meine Herren!" sagte der

Naturforscher. Als er mit dem Alten die Kellertreppe hinaufgestiegen war, hielt er inne, um die frische Nachtluft zu schöpfen und sagte:

„Da unten stinkt's, Herr Nägelein! Die Sorte wird uns noch um unsre freie Forschung bringen. Das sind die Bohémiens der neuen Zeit, die Débardeure des Geistes. Der Kerl ist eine wandelnde Phrase, aber die gefährlichste. Ich muß ein wenig reine Luft athmen.“ —

Streicher war hinter ihnen aufgesprungen gewesen und hatte mit einer Miene dagestanden, als wolle er dem scheidenden Naturforscher einen Schlag geben. Dann schloß er schnell die Augen, wie um nichts zu sehen und warf sich mit einer verächtlichen Miene in die Holzbank zurück.

„Das ist die Principienreiterei, die provinzhafte Verkastung des Denkens, die uns in Deutschland zu nichts kommen läßt! Da ist kein Chic, nichts Flottes, nichts Elegantes, keine Lebensart, sondern jeder sitzt auf dem hölzernen Pferde seiner Vorurtheile. Es lebe die Vorurtheilslosigkeit!“ sagte er, nachlässig das Glas erhebend, und die Anderen stießen mit an, schon um den Doctor über die erfahrene Rücksichtslosigkeit zu trösten. Denn im Ganzen meinten Alle, selbst der alte Oberst, daß Streicher Recht habe, wenn er auch seine Worte nicht besonders behutsam auswählte. Man liebte die franke, freie, offene Art an ihm.

Streicher benutzte die günstige Stimmung, die für ihn am Tische herrschte, um sich nochmals zu erheben und eine Rede zu halten, als ob er vor einer versammelten Volksversammlung stünde. Was der Inhalt dieser Rede

war, wußte er freilich ebensowenig zu sagen wie die andächtigen Zuhörer. Er sprach eine lange Zeit ohne ein Ende finden zu können. Man hörte Ausdrücke wie Bonzenthum und chinesische Verzopftheit, man hörte von deutscher Treue und edler Männlichkeit reden, von den Tugenden des Germanenthums, von Männerstolz vor Königsthronen und der wahren Freimaurerei der Menschlichkeit. Darauf folgte ein Ausfall auf den modernen Krieg, ohne daß der Redner sich entsann, daß er vorher denselben vertheidigt hatte, und er schloß mit einer feurigen Lobpreisung auf die Kantische Weltanschauung, auf die strenge Gewissenhaftigkeit des modernen Geistes, der insbesondere das vaterländische Staatswesen beherrsche, auf die mahnende Stimme, welche in jeder Menschenbrust rufe und als schreckliche Warnerin in dieser Zeit der Charakterlosigkeit noch immer die Schwankenden und Säumigen zügele. Man konnte das nicht für Ironie halten. Streichers Stimme erbebte von Rührung und der volle Brustton männlicher Ueberzeugung klang aus seiner annehmlichen Stimme.

Als er geendet hatte, wurden die Reden wüster und toller. Man war auf das unanständige Gebiet gerathen und nun kannte weder Streicher noch der Oberst ein Maß. Die Phantasie der Redner wirthschaftete mit Behaglichkeit in der Erzählung der anrüchigsten Späße. Allmählich aber schien auch das auf Streicher keinen Reiz mehr auszuüben. Er legte sich in seinem Sessel zurück und blickte wie im Trunke vor sich hin. Plötzlich ging ein tückischer Zug über sein Gesicht, eine pantherartige

Wuth. Langsam faßte er eine halbleere Weinflasche, wog sie ein wenig in der Hand und warf sie dann gelassen, aber mit verhaltener Kraft über den leeren Stuhl weg, wo Heinrich gesessen hatte, als solle sie irgend einem unbekannten Gegner an den Kopf fliegen. Die Flasche schoß, sich mehrmals in der Luft überschlagend, dicht an dem Haupte des Obersten vorüber, worauf sie auf der Steinplatte des Kellers zerschellte und mit ihrem Inhalt am nächsten Tische einen Gast bespritzte. Niemand aber hatte weiter Acht darauf, es war spät in der Nacht, der Rausch blickte aus allen Gesichtern hervor; Streicher brütete, als wäre nichts geschehen, vor sich hin. Schon wurde der Cigarrendunst kälter und unerquicklicher; die Gesichter wurden bleicher und fahler, die Augendeckel des Obersten schienen sich nur noch langsam zu heben. Die Stimmen klangen faselnd durch den Rauch, die Zungen wurden schwerer. Im halben Traume brach man endlich willenlos auf und wankte die Kellertreppe hinauf.

Es war eine prachtvolle Mondnacht. Ueber den Dächern der Straße, wo die geschlossenen Kaufläden wie in schweigender Abgeschiedenheit lagen, stand der Mond und warf seinen silberweißen Schein und die Schatten der Erker und Giebel auf das schallende Straßenpflaster. Streicher hatte seinen Arm in den Conrad Hermanns gelegt und schritt aufrecht und stramm durch die einsamen Straßen mit ihm hin. Es schien, als habe die Nachtluft ihn vollkommen ernüchtert; Hermann selbst hatte nur wenig getrunken; die Anderen waren seitwärts abgebogen, man hörte sie von ferne noch lärmen. Streicher war nach-

denklich und still geworden; die schöne Mondnacht übte ihren Zauber. Und mit ihr entfaltete auch er den Zauber seiner Seele, der eine innige und warme Freundschaft Hermanns für ihn gezeitigt hatte. Wie ein Jüngling begann er in der Mondnacht zu schwärmen.

Sie wandelten auf einer breiten Baumstraße, wo hohe Pappeln im Mondschein wie Riesencypressen anzusehen, sich im milderen Glanze des Nachtgestirns träumerisch sonnten. So meinte Streicher. Ein reiches und volles Naturgefühl sprach aus seiner Schwärmerei, eine innere Liebenswürdigkeit kam zum Vorschein, welche erquicklich und anregend war und als der gute Kern in der widerspruchsvollen Erscheinung des Mannes sich darstellte. Und in der Schwärmerei für die Natur wurde er offenherzig und mittheilsam, er sagte:

„Es muß doch endlich heraus, lieber Conrad: Einem Menschen muß ich es anvertrauen in der schönen Mondnacht und ihm sagen, wie selig ich bin und sein werde: Ada wird kommen! Sie wird kommen und dann wird Hölle und Himmel zugleich sein!"

„Ada?! Was will sie? Wohin will sie?!"

„Sie schreibt, sie sei leidend und müsse in's Bad. Sie will nach Neubad am See. Ein paar Tage zuvor will sie hier sein. Ich werde sie sehen, wir werden glücklich sein. Ihr Mann, der Narr, ahnt nichts. Weißt Du, sie ist ein Weib, aber ein schönes, ein Rasseweib — ich bin wie ein Verrückter, wenn ich an sie denke, aber Du ahnst nicht, wie so eine Liebe ist, die mit vierzig Jahren über Einen kommt. Ich habe manche Frau geliebt und

bei meiner Ehre! ich habe nie ein Mädchen verführt — das habe ich nie über's Herz gebracht — mit den verheiratheten Frauen hab ich's nicht so genau genommen — aber bei dieser schönen Mondnacht schwör ich's, eine Liebe wie diese, habe ich noch nicht gekannt. Wie schön sie ist! Du machst Dir keine Vorstellung. Diese großen, dunklen, schmachtenden Augen, diese hohe Gestalt —"

„Und Deine Frau?!" frug Hermann beklommen.

„Meine Frau?! Die gute Seele ist vorgestern nach dem Süden abgereist. Sie geht auf einige Zeit nach Südfrankreich. Sie wird sich in der schönen Provence in ein Bad begeben. Sie ist so brav, so gut. Sie muß sich ein wenig erholen."

Hermann war zu unerfahren, zu wenig eingeweiht in die Künstlichkeit verderbter Eheverhältnisse, daß irgend ein Verdacht gegen Streichers Frau in ihm aufkommen konnte. Er sah im Geiste diese kühle, schweigsame und etwas bedrückte Frau vor sich, die er verehrte als eine fleißige Mitarbeiterin ihres Mannes, als eine tüchtige Hausfrau. Dennoch entschlüpfte ihm die Frage:

„Deine Frau ahnt nichts davon?!"

Streicher stutzte einen Augenblick. Dann sagte er wie Jemand, den eine schwere Gewissenslast bedrückt: „Sie ist ahnungslos."

„Und was soll daraus werden?!"

„Ich weiß es nicht. Mag Alles zusammenbrechen."

Beide blieben stumm und gingen mit ihren Gedanken beschäftigt unter den Pappeln auf und ab. Der junge Konrad Hermann war durch seinen älteren Freund seit

einigen Wochen eingeweiht worden in das wunderlichste Verhältniß eines Mannes zu einer Frau, das seiner unerfahrenen Jugend noch nahe getreten. Auf einem Künstlerfest, das bei Gelegenheit einer Versammlung deutscher Kunstgenossenschaften in Düsseldorf stattfand, hatte Streicher die schöne Frau kennen gelernt. Er war als Berichterstatter zugegen gewesen. Sie war die Gattin eines reichen Hamburger Kaufmanns; sie hatte ein Talent für Bildhauerkunst und Malerei ausgebildet und man nannte auf Kunstausstellungen ihren Namen bereits mit Achtung. Nach Streichers Erzählungen lebte sie mit ihrem Manne in unglücklicher Ehe, trotzdem sie ein Töchterchen hatte, das in's vierzehnte Jahr ging. Sie sei gegen ihren Willen durch ihren Vater jung vermählt worden. An dem Künstlerfest habe sie theilgenommen mit anderen Kunstgenossinnen, während ihr Mann zu Hause im Geschäft saß; man habe sich kennen gelernt, sie habe Streicher bevorzugt, man habe sich lieben gelernt. Mit dem Ende des Festes sei sie wieder nach Hamburg und er seinerseits heimgekehrt, aber ein reger Briefwechsel hatte sich entwickelt. Streicher hatte den Freund hie und da einen Blick in die Zuschriften der Frau thun lassen, welche hinter dem Rücken ihres Mannes geschrieben und abgesendet waren. Sie erzählten mit großer Ausführlichkeit die Gefühle der Frau, Versicherungen leidenschaftlichster, unglücklicher Liebe für den Mann, der sie dämonisch angezogen habe; Ausbrüche eines erschütternden Reuegefühls, daß ihr als Mutter und Gattin ein

olches Liebesschicksal in ihrem einunddreißigsten Jahre zugestoßen sei; Briefe voll Sehnsucht, Stolz, Angst und Seelenpein. Und nun sollte die schöne Treulose plötzlich selbst sich einfinden!

„Du siehst, mein lieber Hermann, wie man heutzutage lebt!“ sagte Streicher mit einem eigenthümlichen Tone. „Es will nichts heißen, daß man „Lieder der Sünde“ schreibt, man muß die Sünde durchleben, um ihre Köstlichkeit zu würdigen. Es kann Dir nichts schaden, wenn Du auch so etwas aus der Nähe kennen lernst; ich werde Dich mit Ada bekannt machen und Du sollst unser Freund und Mentor sein, Du mein alter, lieber Sündenfamulus.“

„Was verstehst Du darunter?“ frug der junge Mensch etwas beklommen.

„Ah — nichts, mein Schatz!“ sagte Streicher und lachte. „Muß man hinter jedem Worte eine Bedeutung suchen?! Wenn ich Dich unseren Sündenfamulus nenne, so heißt das, daß Du als Verfasser der „Lieder der Sünde“ Dir selbst so einen Spitznamen verdienst. Du hast Dir die schrecklichsten Laster und Schandthaten angedichtet und gebärdest Dich in Deinen genialen Versen, als hättest Du den ganzen Boccaccio buchstäblich selbst durchlebt und noch viel schauderhaftere Heldenthaten wider Gesetz, Sittsamkeit und öffentliche Ordnung vollbracht —“

Hermann warf ein, er sei durchaus nicht der Ansicht, daß ein Dichter all das durchleben müsse, was er schildere und darstelle. Seine „Lieder der Sünde“

seien rein vom poetischen Standpunkt anzusehen und daß die Sünde, welcher Art sie auch wäre, von einem hohen poetischen Reiz bleibe, das bewiesen die großen Dichter aller Zeiten. Zu verlangen, daß man im Leben sei, was man in Liedern singe, das wäre eine thorenhafte Forderung.

„Ganz gut, carissimo," meinte Streicher. „Es ist ja sicher, daß ein genialischerer Zug, den unser Schriftwesen braucht, vielmehr das Leben unsres Volksthums, aus euren sündhaften Versen klingt, wenn ihr auch arge Prahlhänse seid. Grüne, gute Jungen! Haben nichts erlebt, thut nichts, ihr werdet schon erleben! Also jetzt sieh dir vor Allem einmal meine prächtige Ada an, wenn sie kommt. Vielleicht fallen dir da noch schönere „Lieder der Sünde" ein. Im Ernst, mein alter Freund, mir ist das Herz so voll, ich schwatze Unsinn, aber ich habe das Bedürfniß, dir mein Vertrauen zu schenken in einer Sache, die mich bis ins Tiefste aufregt."

Hermann fühlte wol etwas wie eine leise Mahnung in sich, daß er an einem Punkte stand, wo nur der erfahrene und festgeschmiedete Mann einen Augenblick verweilen kann, ohne an seiner Würde und Charakterkeuschheit einzubüßen. Aber zugleich kam eine schier dämonische Begier über ihn, in dem Lebensdrama, das sich zwischen dem erfahrenen Manne und der gereiften Frau anzuspielen schien, eine Rolle zu übernehmen, und wenn es auch nur die eines theilnehmenden Zuschauers wäre, der den Freund vor schlimmen Schritten behüten sollte. Etwas wie ein süßer Rausch kam über ihn, als wäre er selbst

ein Verliebter, etwas wie ein Bangen, als wäre er selbst der Sünder. Der geheimnißvolle Reiz, eine verbotene Frucht zu genießen, der Gedanke, einmal etwas aus der Nähe zu erleben, was die bürgerliche Ordnung in genialer Freiheit der Lebensart durchbrach und woran all die bestrickende Kraft der rücksichtslosesten Leidenschaft zu haften schien, ließ den jungen Menschen fast wünschen, daß die schöne Frau nur recht bald kommen möchte, um ihm die Gelegenheit eines Studiums der Leidenschaft zu verschaffen. Und er sagte, ohne sich klar zu werden, was er sprach:

„Weißt du, ich kann es kaum erwarten, daß Ada kommt!"

„Du lieber, treuer Freund!" sagte Streicher mit tiefer Wärme eines Gemüths, das über eine schöne sittliche Handlung gerührt ist. Er drückte Hermann die Hand mit großer Innigkeit. „Es ist spät. Wir müssen scheiden. Ich armer Strohwittwer in meine verlassene Wohnung. Ich komme mir doppelt verwittwet vor, ehe sie hier ist. Also leb wol, Theurer!"

Streicher drückte noch einmal in großer Erregung dem jungen Freunde die Hand, dann riß er sich los und ging rasch fort. Hermann sah die hohe Gestalt wie einen dunklen Schatten im Mondschein weggleiten, wie einen Schatten, der beängstigend auch über sein junges Leben fiel. Warum liebte er diesen Mann, warum schenkte er ihm die Mitgefühle der Freundschaft?! Der Mond ging, bald leis verschleiert hinter silbernen Wolken, bald in

ganzer Fülle wie eine bange Ahnung über den finsteren Nachthimmel und als einen Schatten in seiner Scheibe zeigte er die Ruine seiner zerklüfteten Schluchten und ausgestorbenen Meeresgründe, seiner zerrissenen Krater und verödeten Ringgebirge in der bangen Oede des Unendlichen. —

Viertes Kapitel.

„Mein hochverehrtes Fräulein. Gestatten Sie mir, Ihnen einen ebenso ungewöhnlichen wie aufrichtig gemeinten Brief zu schreiben. Ich war neulich in einer auserwählten Herrengesellschaft zugegen, wo die Forderung aufgestellt wurde, in allen Dingen möglichst modern zu sein, insbesondere auch mit denjenigen Augen zu sehen, welche der Geist der Zeit, der Naturwissenschaft, der ungeahnt vervollkommneten Technik den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts geöffnet hat. Angeregt durch solche inhaltsvollere naturwissenschaftliche Betrachtungsweise habe ich folgende merkwürdige Entdeckung gemacht. Auf der wunderbar zarten Netzhaut meines vielgeprüften Auges hat sich bereits zu verschiedenen Malen eine höchst eigenthümliche Erscheinung abgespielt. Denken Sie sich, daß darin, die niedlichsten Frauenfüßchen senkrecht nach dem Himmel gerichtet, ein winzig kleines Gesichtchen mit einem fabelhaft kleinen Schäferhut nach unten gekehrt, ein

reizendes Bild von einem auf den Kopf gestellten Frauenzimmerchen sich abgespiegelt hat. Obwol der Schäferhut sammt dem Gesichtchen nicht viel größer, als eine Stecknadelkuppe ist, so sah man doch ganz deutlich die allerfeinsten Züge dieses kleinen Wesens klar unterschieden. Ein wohlgebildetes, zartes Näschen, ein liebliches goldbraunes Haar und ach! zwei unendlich kleine Ameisenäuglein, die beweglich und ganz scharf umrissen, in dem winzigen Gesichtchen umherrollen. Das Merkwürdigste aber ist, wenn ich dies fabelhaft zierliche, allerliebste Frauenwesen umgekehrt aus meinem Kopfe heraussehe, daß es leibhaftig in Lebensgröße und in reizender Holdseligkeit kerzengerade aufgerichtet vor mir steht und als der süße Frauenname Eva Eschenbach, als ein schönes, trautes, verführerisches Menschenweib vor mir auf und ab wandelt. O, mein Fräulein, wenn Sie dieses unsinnige Spiel der Natur zu erklären wüßten, warum Sie so als doppelte Erscheinung, schön und herrlich in der Wirklichkeit Ihres Wesens und zierlich und auf den Kopf gestellt in niedlicher Winzigkeit in meinem Augapfel einherspazieren müssen, während abermals Ihre hochgewachsene holdselige Gestalt, die Freude und das Entzücken meiner armen Seele, gegen diesen Erdenball und das unendliche Weltall gesehen, winziger ist, als das winzigste rothe Kornspinnchen in den Blattecken einer Weizenähre! Ach, und erklären Sie mir, warum ich das obendrein noch so spaßig finde, daß das Alles so ist, warum ich so urvergnügt bin über diese Ihre und meine ineinandergeschachtelte Niedlichkeit! Aber, mögen Sie mich nun

hassen, mir den schönsten aller Körbe geben: Eines können Sie doch nicht verhindern, wenn Sie über die Straße gehen und ich zufällig zugleich vorüberschreite, daß dann Sie selbst auf den Kopf gestellt in meinem Augapfel wunderniedlich vorüberkrabbeln mit Schritten so klein! während Ihre reizenden Frauenröckchen sittsam hin und her schwänzeln, daß man es ganz deutlich unterscheiden kann mit allen zarten Farben, Schleifen und Bändchen um den Hut und um's Hälschen, wo sich die Löckchen ringeln.

Verehrtes Fräulein! Die vielen Verkleinerungsworte meines Briefes würden auf einen hohen Grad von liebender Vertrautheit eines Brautpaares deuten, wenn ich nicht auf naturwissenschaftlichem Wege und nach den geheimnißvollen Gesetzen der physiologischen Optik die Berechtigung hätte, diese zärtlichen Verkleinerungsworte zu brauchen. Indessen man belehrt ein edles Frauenwesen nicht ungestraft über die Geheimnisse der Natur, und ich gestatte mir daher, mit diesem Ausdruck meiner seligen Bewunderung der Schöpfung in Ihrer Person einen ernst gemeinten Heirathsantrag zu verbinden. —

Liebste Eva! Es wäre doch gar zu schön, wenn Du mein Weibchen würdest! Willst Du Dir die Sache nicht ein wenig überlegen?! Entschuldige dies Du! Es ist nur Nachschrift zum naturwissenschaftlichen Liebesantrag. Wenn ich auch anders wollte, ich könnte es doch nicht. Es ist meine Schwäche, diese schöne Schöpfung zu glossiren, weil sie gar so verzwickt eingerichtet ist. Mädchen, Mädchen, wie bin ich in Dich verliebt!

Ach, holdseliges Frauenfräulein, ahntest Du, was Du in mir für eine Verwirrung angerichtet hast! Also, mach' es kurz, nimm mich, sage Ja, da hast Du mich! Dein verliebter Naturforscher erlaubt sich dem kleinen Augapfelbildchen sein weißes, winziges Händchen zu küssen und ist ewig (so weit das Wort fünfzig bis sechzig Jahre bedeuten kann, die ich noch hoffe zu leben) Dein übermüthiger Heinrich Hochstein."

Ohne Frage ein ziemlich merkwürd'ger und unerhörter Liebesbrief, welcher obigen buchstäblich getreuen Wortlaut hat! Noch merkwürdiger aber war die Persönlichkeit, welche vor dem Schreibtische des Naturforschers denselben in Händen hielt. Diese Persönlichkeit zeichnete sich aus durch eine außerordentlich starke Behaarung auf dem ganzen Körper; sie saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem Stuhle und ließ einen Fuß nachlässig herabhängen, an welchem ein breiter Daumen sich behaglich hin- und wiederbewegte. Schöne, große, lebergelbe Menschenohren zierten das Haupt des eigenthümlichen Wesens, das auffällig lange Arme hatte; das Gesicht war gelb und braun und hatte ein Maul wie das eines alten Seemanns, breit und behaglich quer durch's Gesicht gezogen, mit ein paar blaßrothen Lippen. Soko, der Schimpanse, hielt den Brief verkehrt in der Hand, daß die großen Schriftzeichen des liebenden Naturforschers wie hebräische, fremdartige Buchstaben sich ausnahmen. Der geistvolle Affe blickte nachdenklich in den Brief und schien eifrig zu lesen; er wendete das gedankenvolle Papier nach allen Richtungen mit der scheuen und ängst-

lichen Miene eines Menschen, der fremde Briefe hinter dem Rücken des Besitzers liest. Grübelnd und mit gerunzelten Stirnbrauen drehte er es hin und her. Da er nichts entdecken konnte, war er schon im Begriff, behutsam es wieder an seinen Platz zu legen, als der Herr in der Thüre erschien und den Affen mit dem Liebesbrief vor seinem Schreibtisch sitzen sah.

Heinrich stand stumm und wußte nicht recht, was er bei dem wunderlichen Bilde fühlen und denken sollte. Er hustete leise; erschrocken fuhr der Schimpanse herum, augenscheinlich in großer Scham, Verlegenheit und Angst, sich über einer verbotenen Handlung ertappt zu sehen. Da sein Herr aber nichts sagte, sondern ihn nur vorwurfsvoll anblickte, so faltete er nach einigem Besinnen den Brief behutsam zusammen, sprang vom Stuhle herunter und brachte mit einer rührenden und bittenden Gebärde das Schriftstück dem Eingetretenen. Dann schlich er sich scheu in eine Ecke, wo er ängstlich den Naturforscher beobachtete und sich mit der Hand im Schenkelfell kratzte. —

Heinrich war in der sonderbarsten Verwirrung seiner Seele. Er zögerte, den Brief in die Papierhülle zu stecken. Es war ihm, als habe ein Mensch die Zeilen gelesen, die nur für das Auge des geliebten Mädchens bestimmt waren. Er fühlte sich ernüchtert, nachdem er wie in einem Rausche das Geständniß seiner Liebe hingeschrieben hatte. Würde sie es nicht als eine Entweihung betrachten, daß vor ihr ein Affe den Heirathsantrag in der Hand gehabt hatte? Heinrich zweifelte einen Augen-

blick, ob das Zartgefühl erlaube, das Liebesgeständniß abzuschicken. Auch frug er sich, ob der Inhalt das feingebildete Mädchen nicht eher verblüffen werde, als daß er sie seiner Werbung geneigt machen könnte. Er setzte sich vor den Schreibtisch auf den Stuhl, wo Soko gehockt hatte, konnte sich aber trotz des Entschlusses nicht dazu bringen, den Brief nochmals zu überlesen, den er im Feuer der heitersten Liebe hingeworfen hatte. Und während er so den Brief hin- und herwandte, fiel ihm ein, daß er auf demselben Stuhle saß, wo eben ein Schimpanse mit Menschenwichtigkeit das Geständniß der Menschenliebe in der Hand gehalten hatte. Eine eigenthümliche Unbehaglichkeit überkam ihn; es war ihm unangenehm, da sitzen zu müssen, wo ein Affe gesessen. Endlich stellte er mißmuthig und doch nicht ohne eine leise Heiterkeit seiner Seele den Stuhl weg, rückte einen anderen Stuhl heran, setzte sich mit dem Gefühle neuer und ausgebesserter Menschenwürde darauf, schob schnell und mit einer Art von Todesverachtung den Brief in den Umschlag und klebte ihn rasch zu. Er athmete erleichtert auf und schrieb Eva's Adresse unter dem Namen einer würdigen Dame, bei welcher das einsame und elternlose Fräulein möblirte Zimmer bewohnte, nach englischer Art der Boarding-Häuser.

Als er die Adresse fertig hatte, zuckte es noch einmal wie eine peinliche Empfindung in ihm auf, daß gerade ein Affe der mitwissende Zeuge des verklärtesten und reinsten Gefühles seiner Seele sein sollte. Er warf, sich rasch erhebend, dem Affen einen zornig-mißbilligenden

Blick zu und war im Begriffe, Brief sammt Umschlag zu zerreißen, als Soko mit großer Aengstlichkeit herangesprungen kam und ihn fest bei der Hand packte, durch Knurren und bittende Gebärden deutlich zu verstehen gab, er möchte den Brief um Alles in der Welt nicht vernichten. Der edle Affe hatte durch Beobachtungen des Mienenspiels gewahrt, daß der Brief mit heiteren und angenehmen Gefühlen des Herrn im Zusammenhange stand, er glaubte sich selbst Schuld, daß der Mann auf einmal das geheimnißvolle Papier und ihn so mißbilligend anschaute; auch hatte ihn der Stuhlwechsel mit tiefster Zerknirschung erfüllt, denn das war noch nicht ein einziges Mal vorgekommen; er fühlte die Verpflichtung, den Naturforscher von einem unbedachten Schritte abzuhalten. Er hielt dessen Hand so fest und knurrte und wies die Zähne so ausdrucksvoll, daß Heinrich besänftigt lachte und heiter ausrief:

„Nun, Soko, da Du es willst und darauf dringst, so soll der Vogel auch fliegen! Da liegt der Brief! Besorge ihn'"

Mit einer verklärten Freude setzte das verständige Wesen auf den Tisch hinauf, nahm den Brief und sprang schleunigst zur Thüre hinaus. Heinrich öffnete das Fenster; nach wenigen Augenblicken sah er Soko unten auf der Straße. Am Nebenhause war ein öffentlicher Briefkasten. Mit einem Satze war der Affe darauf und mit den geschicktesten Fingern von der Welt schob er den reizendsten aller Liebesbriefe in den Spalt. Heinrich pfiff ihm; mit vergnügtem Gesicht kam Soko am Blitzableiter zu seinem

Herrn in's erste Stockwerk geklettert, während dieser fröhlich bei sich dachte:

„Sei's wie es sei! Lebt er nicht auch im großen unendlichen Weltall, der gute, verständige Soko? Und wenn mein Liebchen ein gutes Mädchen ist, wird sie nicht auch ihn lieben und denken, er ist ein Halbmensch, wie könnte seine geschickte Hand den Brief entweihen? Wir fliegen ja doch Alle um die Sonne mit dem Erdball herum und wissen nicht mehr wie Soko von dem, was sein wird und wer wir selber sind vor dem großen Unendlichen! Seien wir heiter darum und selig und lächeln wir!"

Und mit beruhigter Seele setzte sich Heinrich an seinen Werktisch zu den goldig glänzenden blankgeputzten Vergrößerungsrohren und blickte mit Behaglichkeit durch die geöffneten Thüren in die Flucht seiner großen, geräumigen Zimmer, in denen die Welt, die ganze Schöpfung ihn im Auszug umgab. In den Schränken um ihn war eine ausgezeichnete Bücherei aufgespeichert mit den vorzüglichsten Büchern und Prachtwerken seiner Wissenschaft.

Heinrich gingen wie ein einziger blitzartiger Gedanke die unzähligen Bilder des grenzenlosen Naturdaseins durch den Sinn, als er sich im Gefühl seiner Liebe vor seinem Arbeitstische niederließ. In den Zimmern draußen war seine Forschung in lebendigen Gestalten verwirklicht. Ein angenehmer grüner Schimmer herrschte in dem Gemach, das ein kleines Gewächshaus vorstellte, in welchem das Leben der Pflanzen auf mannigfache Weise erforscht wurde. Die Fenster waren dicht besetzt mit seltenen Ge-

wächsen aller Erdtheile; geheimnißvolle Mimosenpflanzen, welche bei der leisesten Bewegung sich zusammenlegten, Verdauungspflanzen, welche ihre Blüthe schlossen über dem kleinsten Insect, um es gefangen zu halten und zu verdauen durch eignen Saft, grünten im Zimmer. Palmen und Farren neigten ihre Blätter schattig übereinander; Moose und Pilze wucherten an geeigneten Stellen, und in Wasserbehältern blühten weiße Seerosen und ausländische Wassergewächse, schwammen seltene Algen, während unzählige Bacterien und Bacillen in geeigneten Vorrichtungen gezüchtet wurden.

Schon lange beschäftigte den Physiologen eine wichtige Frage des inneren Zusammenhanges aller Wesen und Lebensgestalten, in welcher er glaubte, mit einer neuen, ausschlaggebenden Entdeckung vor die Welt hintreten zu können. Jene kleinsten, zartesten Gebilde, welche man nur durch die zauberisch vergrößernde Kraft der Glaslinse erkennt und deren Wesensart so unbestimmt ist, daß die Forschung sich darüber noch nicht geeinigt hat, ob man sie als Pflanzenwesen oder Thierwesen zu bezeichnen habe, waren bisher der Gegenstand seiner beständigen Untersuchung gewesen, weil er hier, wo die Grenze zwischen Pflanze und Thier verwischt scheint, auch die maßgebenden Beobachtungen über das Räthsel des selbstbewegten Lebens zu machen hoffte. Denn wo die beiden Hauptzweige lebender Geschöpfe ununterscheidbar waren, da mußte nach seiner Ansicht gerade der erste Aufschluß über das Wesen lebendigen Daseins zu gewinnen sein. Neben ihm auf dem Tische lagen Blüthen-

blätter verschiedener Pflanzen, welche er mit einer feinen Lanzette aus den Körben der Kelche gebrochen hatte. Sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem zarten Blüthenhälschen des Staubfadens einer Johannisblume; fein geschweift wie ein Schaumweinkelch war die Form des anmuthigen Gefäßes, daraus der goldgelbe Staubfaden sich heraus neigte.

Heinrich stäubte aus den Pollensäckchen der Staubfäden mehrerer zergliederter Blumen den gelben Blüthenstaub auf geschliffene Glasstückchen und bereitete sie zurecht, um sie unter das Vergrößerungsrohr zu bringen. Denn hier im Samenstaub der Johannisblume, welchen er durch einen Aufguß der Fäulniß überliefert hatte, glaubte er ein noch unbekanntes, unsichtbares Wesen entdeckt zu haben, welches aus Pflanzenleben erzeugt, mit allen Merkmalen pflanzlichen Charakters doch zugleich die willkürlichen Kennzeichen des Thierlebens entfaltete. Er glaubte hier mit eigenen Augen die Umwandlung eines winzigen Pflanzenwesens in ein Thierchen zu beobachten, indem dasselbe im Zustande der Verlarvung vollkommene Pflanzenmerkmale zeigte, um sich dann als ein selbstbewegtes Aufgußthierchen zu entpuppen. Es war ihm darum zu thun, nicht nur die Lebensweise dieser winzigsten Lebegeschöpfe zu beobachten, sondern auch die Mischungs-Eigenschaften ihrer Urstoffe, welche ihm sehr merkwürdig erschienen waren, zu prüfen. Er brachte einen kaum sichtbaren Hauch des gelben faulenden Samenstaubes unter das vergrößernde Augenrohr und blickte oben hinein, um plötzlich eine ganze Welt unzählbarer Gebilde vor sich

zu sehen, die groß und anspruchsvoll vor ihm ruhten, während zwischen ihnen andere Gestalten sich lebendig regten und hin und her zu schnellen schienen mit spiralförmigen Schwänzen und Wimpern. Da war ein ganzes Daseinsreich mit einem Blicke erschlossen, in dem es lebte und webte und die Uranfänge neuer Blumenwiesen enthielt, die mitten in der Welt als ihre kleinsten, innersten Geheimnisse ruhten wie liebende Gedanken in der Seele des Mädchens, das erschrocken die erste bange Ahnung seines Gefühles gewinnt. — Während nun Heinrich in das krystallklare Leben schaute, schob sich allmählich ein andres Bild vor das innere Auge des Forschers, daß er durch sein Rohr wie in einen Traum blickte, der sich vor ihm aufthat. Er sah Evas holdseliges Gesicht zwischen den lichten Zellwänden des Blumengeheimnisses schweben. Träume seines Lebens waren in ihrem Gefolge. Er sah sich in Anerkennung seiner Entdeckung zum vortragenden Lehrer an der Hochschule der Stadt ernannt, ein Ziel, dem er, mancherlei heimlichen Ränken zum Trotz, nachstrebte; er sah, wie er in Folge solcher angesehenen Lebensstellung das geliebte Mädchen als Ehegattin heimführte; ja, er malte sich mitten unter den Schwärmsporen und Zellen des Vergrößerungs-Bildes eine traute Häuslichkeit aus, welche ihm den ruhigen Hintergrund seiner wissenschaftlichen Forschungen abgab. Und angefeuert vom Rausch der Hoffnung und der Liebe maß er seinem Selbst einen höheren Werth bei; eine mächtige Begeisterung durchglühte ihn, in Folge seiner Entdeckung sich nicht nur gefeiert zu sehn vom Volke, sondern auch sich

für ein wichtiges Glied der Menschheit zu halten; der Gedanke, ein nothwendiges Wesen in der Entwickelung des Menschengeistes zu bilden durch Aufklärung des wichtigsten Schöpfungsgeheimnisses beflügelte seine Vorstellungskraft, daß er selbst kaum inne wurde, wie eine flackernde Ruhmsucht sich in seine Begeisterung mischte und ihm das Herz stärker klopfen machte.

Er war in den schönsten Ruhmes-Träumen versunken, als der Schall der Klingel ihn aufschreckte und der Bibliothekar eintrat. Der alte Mensch zeigte eine etwas hinterlistige Miene, die er unter dem Scheine einer harmlosen Verlegenheit zu verbergen suchte. Allmählich brachte er den Schwefelkies-Achtzehnflächner zum Vorschein, den er bei Püsecke erhandelt hatte; ein Gefühl von Verantwortlichkeit gegenüber der zürnenden Ehehälfte hatte ihn dazu bestimmt, womöglich gerade dieses Stück gegen glänzenderen Werth einzutauschen, um damit der greisen Gattin zu beweisen, daß er keineswegs alltägliche Dinge für theures Geld erhandle, welches dem Munde der hungernden Alten abgespart wurde. Heinrich merkte, daß der alte Freund mit der Absicht auf ein Tauschgeschäftchen komme, er konnte nicht umhin, ihn ein wenig zu schrauben und meinte:

„Lieber Herr und Freund, wenn ich mir diesen Achtzehnflächner recht betrachte, so möchte ich an seiner Echtheit nicht unbegründete Zweifel hegen. Es scheint mir ein sehr gut zurechtgegossenes Stück Messing zu sein.“

„Messing?“ Der Alte sprach es mit einer Miene

wie jemand dreinsieht, dem sein Butterbrod auf die bestrichene Seite unter den Tisch gefallen ist.

„Entschieden Messing, Herr Bibliothekar. Haben Sie denn das Wassergewicht geprüft?“

„Nein, das nicht! Aber es ist ja ganz unmöglich. Es ist Schwefelkies. Ich habe andere Proben darauf gemacht.“

„Schade, wenn es Messing wäre, könnte ich es gut verwenden! Ich brauche eben ein solches Stück Messing zu einem Probestückchen und würde es gegen etwas Hohes eintauschen! Schade, Herr Nägelein!“

Der Alte stand verdutzt und übertrumpft da. Er hätte gar zu gern gesagt, es sei Messing, um auf diese Weise sein Geschäftchen zu machen; fühlte aber schmerzlich, daß das nicht wohl angehen werde, nachdem er einmal vom Schwefelkies gesprochen. Er druckte herum und meinte endlich:

„Glauben Sie wirklich, daß dies Stück, welches ich für einen Schwefelkies halte, das Wassergewicht des Messings haben könnte?“

„O, wir brauchen es ja nur zu versuchen!“ meinte Heinrich mit Anzüglichkeit.

„Nein, nein, nein!“ sagte da sehr rasch, leise und ängstlich der Alte. „Wozu es erst versuchen. Es wird schon so sein. Machen wir uns keine unnöthige Mühe.“ Er fürchtete durch die Probe auf das Wassergewicht würde sich erweisen, daß es doch ein ehrlicher Schwefelkies sei, den der Andere nicht brauchen könnte. „Was würden Sie denn gegen dieses Stück Messing anzubieten

haben, lieber Freund?" setzte Herr Nägelein sehr klug und bänglich hinzu.

Heinrich erfreute sich im Stillen über die Maßen, wie der alte Schmuggler auf den Köder anbiß. Er sagte trocken:

„Wissen Sie, ich habe einen sehr schönen, aber echten Schwefelkiesflächner, zehnmal so viel werth wie dies Stück Messing, den gebe ich Ihnen dagegen. Sie haben dann einen echten Krystall und sind dies gefälschte Stück los, das Sie augenscheinlich viel zu theuer erworben haben."

Herr Nägelein verfiel einer schweigsamen Verblüffung. Er sollte Schwefelkies gegen Schwefelkies eintauschen; er fühlte sich festgefahren. Er sah seine Tauschgier förmlich gelähmt und sich um den habsüchtigen Genuß seiner eigenen Leidenschaft gebracht. Indessen lächelte Heinrich und meinte:

„Ist das nun nicht merkwürdig, Herr Nägelein, daß wir Menschenkinder um ein harmloses Stück Schwefelkies in eine so große Verzwickung und Verwickelung unserer Seele gerathen, während auf der Sonne ungeheure Massen gleicher Elemente noch feuerflüssig und gasförmig durcheinanderschwefeln? Unterdessen dreht sich der Sirius irgendwo im Weltraum herum, ohne von unserer Kaupelei auch nur eine blasse Ahnung zu haben. Und das ist mein Trost, daß der Sirius nichts von uns merkt, obwohl wir doch auch in der Welt sind!"

Nägelein lächelte, fühlte sich aber innerlich nicht wenig beleidigt. Er hatte schon öfters derartige Anzüg-

lichkeiten aus Heinrich's Munde gehört, welche das große Weltganze in sehr unangenehmer Weise in die Betrachtung menschlicher Dinge mischten, wovon die letzteren dann einen fatalen Beigeschmack bekamen.

„Ach! was! Mir kann der ganze Weltraum gestohlen werden, wenn Sie mit mir altem Manne auf solche Streiche ausgehen. Scherz bei Seite! Ich habe hier ein Stück echten Schwefelkies in schönster Regelform, wer das nicht zu schätzen versteht, der hat eben für Mineralogie keinen Sinn! Bieten Sie etwas dafür!"

Heinrich brachte, um den Alten zu versöhnen, ein schönes Stück Haarsilber aus einem südamerikanischen Bergwerk als Gegengabe aus seiner Sammlung vor. Obwol es bei weitem werthvoller war, als der Krystall, so äußerte Herr Nägelein doch, es sei nicht halb so viel werth wie der Schwefelkies. Er äußerte das wider sein eigenes besseres Gewissen und erst als Heinrich großmüthig zugab, daß Nägelein ein schlechtes Geschäft bei der Sache mache, war der Alte beruhigt und fühlte sich befriedigt in der Ueberzeugung, den Andern nun doch übervortheilt zu haben. —

Dieser harmlose Vorgang menschlichen Kleinlebens sollte nicht ohne eine Bedeutung für Heinrichs Fortkommen bleiben. Herr Nägelein hatte das sonderbare Gefühl, als gäbe es etwas zwischen ihm und Heinrich abzurechnen, denn die Anspielung auf den Sirius war entschieden beleidigend gewesen. Einer Einladung Heinrichs Folge leistend erschien der Professor Bauer, ein einflußreicher Mann auf der Hochschule, Chemiker von Fach,

der aber auch auf anderen Gebieten der Naturwissenschaft eine ausschlaggebende Stimme hatte. Er besetzte förmlich an mehreren Universitäten die freiwerdenden Lehrämter und hatte mit Hilfe einer starken Gefolgschaft von Schülern, mit der Gabe gelehrter Ränke kräftig ausgestattet, eine Art von wissenschaftlicher Gewaltherrschaft aufgerichtet, der sich Jedermann fügen mußte, dessen Ziel die Erlangung einer Lehrstelle war. Mit anspruchsvoller Gönnermiene trat der Herr ein und setzte sich ohne Weiteres vor die aufgestellten Vergrößerungsrohre, um Heinrich's wunderbare Pflanzenthiere anzusehen. Er wiegte mehrmals den Kopf über den Gläsern, anfangs sehr verächtlich und zweifelhaft. Dann zuckte er auf einmal zusammen und zog die Achseln fast bis an die Ohren hinauf, worauf er immer heuchlerischen Beifall nickte und durch mehrfache Gebärden ein großes Erstaunen zu erkennen gab. Als Heinrich aber einen Augenblick hinausgegangen war, um seine Zurichtungen ganz für sich selbst sprechen zu lassen, blickte der Professor Bauer mit einer vielsagenden Miene auf und meinte zu Nägelein:

„Sehen Sie sich die Geschichte doch auch einmal an!"

Nägelein hatte oft genug die Wundergestalten gesehen, blickte aber nochmals hinein und der Professor frug:

„Was halten Sie davon?!"

Nägelein zuckte vielsagend mit den Achseln. Der Professor lachte kurz auf. Dann legte er rasch den Finger an den Mund und sagte: „Es ist klar, er ver-

wechselt Schwärmsporen, wahrscheinlich von Chytridium, mit einer vermeintlichen neuen Art. Es ist sonnenklar!"

Nägelein nickte fast schamhaft. Auch er war der Meinung. Er hatte sie zwar nie gegen Heinrich ausgesprochen, sondern diesen im Gegentheile bestärkt, in diesen Untersuchungen fortzufahren, mit einer Schadenfreude, welche unter Naturforschern nur zu oft sich findet.

Da Nägelein übereinstimmte und der Professor daraus sehr richtig schloß, daß Nägelein kein aufrichtiger Freund des jungen Forschers sein könne, so glaubte Bauer kein Blatt vor den Mund nehmen zu sollen und sagte mit einer Erziehermiene:

„Lassen Sie ihn! Lassen Sie ihn nur! Es kann dem jungen, reichen Manne nichts schaden, wenn er auch einmal daneben haut. Lassen Sie ihn ruhig auf diesem Wege fortfahren. Wenn er sich auf der nächsten Naturforscherversammlung damit blamirt, es schadet ihm nichts. Was die Professur an hiesiger Universität anlangt —"

Der Professor schwieg plötzlich, als habe er zu viel gesagt. Er war in der That mit der Absicht gekommen, eine etwaige Berufung Heinrich's zu hintertreiben. Er hatte sich mit dem menschenfreundlichen Vorsatz eingefunden, falls Heinrich wirklich eine wichtige Entdeckung gemacht habe, sie sofort in den Augen der Wissenschaft herabzusetzen, schon weil sie nicht in seiner eigenen Forschungswerkstatt gemacht war. Auf alle Fälle sollte Heinrich's Anstellung hintertrieben werden, für die sich einige Stimmen schon hatten vernehmen lassen. Als der Herr jetzt indessen sah, daß nach seiner Ansicht der Mann

auf einem Irrwege war, der ihn voraussichtlich einem großen, öffentlichen, lächerlichen Mißerfolge entgegenführen mußte, war er sichtlich erleichtert, und er enthüllte ziemlich unverfroren seine Absicht, Heinrich zu bestärken auf diesem falschen Wege, um so zu bewirken, daß dieser durch einen Durchfall auf der nächsten Naturforscherversammlung sich überhaupt unmöglich mache, sodaß ein Schützling des Professors an seiner Stelle das Lehramt erhielt.

Herr Nägelein hatte schnell aufgehorcht zu dem abgebrochenen Satze. Aber ihm saß der Stachel noch so tief, weil er sich bei der Makelei um den Schwefelkies als den Beschämten erkennen mußte, daß er gar nicht daran dachte, an Heinrich ein Sterbenswörtchen von des Professors verdächtiger Aeußerung zu verrathen. Dieser war Menschenkenner genug, den Alten zu durchschauen, den er von der Staatsbücherei her schon gut kannte, und so war in wenig Minuten ein stillschweigendes, unausgesprochenes Einverständniß wider den Hausherrn zwischen seinen eigenen wissenschaftlichen Wänden gestiftet.

„Was dieser reiche Mann übrigens für kostbare Sammlungen hat!“ meinte Bauer, indem er sich umsah. „Es ist doch eine wahre Schande, daß diese schönen Sachen in so ungeschickten Händen sind!“

Die zarte Saite des Naturforscherneides war damit auch in Nägelein angeschlagen. Sie klang melodisch wieder und die beiden Gäste ergingen sich nun ziemlich eifrig in Aeußerungen einer ganz unverhohlenen Mißgunst über die schönen Sammlungen. Selbst Soko, der

Schimpanse, der Alles stumm angehört hatte, sah sich als Gegenstand solcher Eifersucht betrachtet.

Als Heinrich wieder eintrat, ging ihm der Professor mit vorgestreckten Händen entgegen und sagte sehr laut:

„Mein werther Freund, ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen zu dieser epochemachenden Entdeckung! Fahren Sie fort auf diesem Wege! Fahren Sie fort! Noch vermag ich nicht die ganze Tragweite derselben zu übersehen, aber Herr Bibliothekar Nägelein wird Ihnen bestätigen, daß wir Beide die größten Hoffnungen darauf setzen. Zählen Sie auf mich! Rechnen Sie unter allen Umständen auf mich!"

Nägelein räusperte sich und fügte hinzu: „Der Herr Professor meint auch, es könne Ihnen an der Professur nicht fehlen!"

Darauf herrschte ein vielsagendes Schweigen. —

Angenehm überrascht dankte Heinrich für die gute Meinung, bat übrigens um Verschwiegenheit, um von seiner Entdeckung nichts vorzeitig verlauten zu lassen und redete sich in eine nicht geringe Aufregung für seine Sache hinein. Als die Herren sich verabschiedeten, rief er in heller Begeisterung aus: „Es ist doch merkwürdig, daß ein so vergängliches, winziges Ding, wie ein Mensch ist, so epochemachende Entdeckungen machen kann, welche in die Tiefen des ungeheuren Weltgeheimnisses dringen. Ja, wahrlich, die Begeisterung macht den Menschen so groß, wie das Weltall selbst, das er durchforscht! Es ist etwas Gewaltiges, so als kleiner Erdenstaub dem Weltgeheimniß und der Menschheit zu dienen!"

Fünftes Kapitel.

In der Erkernische ihres Zimmers hinter den sonnendurchleuchteten Gardinen saß Eva Eschenbach und blickte, traurig die Wange auf die Hand gestützt, in den Garten vor ihrem Fenster. Draußen zwitscherten die Vögel und huschten im Fluge unter die hängenden Laubdächer, der Goldregen ließ seine Blüthentrauben durch den Sonnenschein niederträufeln und ein verklärtes Blau des Himmels lockte den Blick in's Endlose zu träumen. In Evas Schooße lag eröffnet der Brief, den sie gelesen hatte, wieder und wieder gelesen hatte, um immer trauriger darüber zu werden. Verstehen sich denn die Menschen nicht mehr in dieser Zeit?! Wie konnte er selbst das Gefühl seiner Liebe zergliedern an der Thatsache des Sehens, welche der Brief so lustig glossierte, während sie selbst sich ganz verwirrt darüber fühlte und in dieser Verwirrung nicht verstand, wie man noch heiter dazu sein konnte? Sollte diese schöne Welt vor ihrem Fenster

draußen mit Vögeln und Blumen und Sonnenschein wirklich verkehrt im Menschenauge sich spiegeln in winziger Gestalt, was war dann noch die wirkliche Größe und Gestalt, der wirkliche Werth dieser Dinge?! Sie fühlte sich rathlos einem stillen Kummer hingegeben und brach endlich, während die Sonne goldig ihre krausen Haare durchleuchtete, in heimliche Thränen einer verwirrten und enttäuschten bangen Sehnsucht aus. —

Die Geschichte ihrer Liebe war so einfach und doch so räthselvoll bisher verlaufen, daß sie glaubte, kein Mädchen könne solcherlei erleben. War ihre erste Begegnung mit dem Naturforscher im Walde nicht wie ein Traum gewesen? Wenige Tage später hatte er ihr einen Besuch gemacht; während sie eine große Stickerei im Schooße hielt, war er rasch eingetreten, indem er bat, nur ruhig weiter zu sticken. Nach einigen Höflichkeitsworten, mit denen er sich auf ihre Erlaubniß berufen, sie zu besuchen, hatte er schweigend neben ihr gesessen und nur immer auf ihre Hände geblickt, während sie die bunten Fäden in das Stickgewebe zog. Sie hatte fast allein die Kosten der Unterhaltung getragen; als er sich aber verabschiedete, hatte er lächelnd gesagt:

„Entschuldigen Sie, theures Fräulein, die Schweigsamkeit meines Besuches. Aber ich fürchte mich allen Ernstes viel zu reden, weil mir sonst irgend ein Unsinn über die Zunge laufen könnte, wie Ratten über den Heuboden. Ich möchte bei unsrer jungen Bekanntschaft nicht von vornherein abschrecken."

Dann war er nach acht Tagen wieder gekommen

und hatte um die Erlaubniß gebeten, ein Stündchen in ihrer Nähe verweilen zu dürfen. Er hatte sie ersucht, zu thun, als wenn er gar nicht vorhanden wäre und sie allmählich in große Verlegenheit gebracht, indem er mit forschenden Blicken und mit einer Gemüthlichkeit, als ob sich das ganz von selbst verstünde, ihre Zimmer durchstöberte. Zuerst hatte er mit großer Seelenruhe ihren Bücherschrank geöffnet und nachgesehen, was sie für Lieblingsschriftsteller darin bewahrte. Dann war er über ihr Nähtischchen gerathen, hatte darin herumgestöbert, Seidenknäuel, Nähnadeln, Fingerhüte und sonstigen Inhalt durcheinandergeworfen und die einzelnen Dinger untersucht und betrachtet, als habe er seltene Naturalien vor sich, die er auf ihre Beschaffenheit zu prüfen hätte. Einmal war er an einen Kleiderschrank gerathen, hatte ihn aufgemacht und mit Behaglichkeit und vollkommener Rücksichtslosigkeit die darin aufgehangenen Mädchenröcke, Mieder, Schnürbrüste und sonstigen weiblichen Kostbarkeiten angestaunt und geprüft. Sie hatte sprachlos zugesehen, da sie nicht zu unterscheiden wußte, ob es aus Schalkheit oder Zerstreutheit geschehe. Beim Zumachen hatte er den Schlüssel verdreht, so daß sie den Schlosser mußte kommen lassen. Ueberhaupt hatte er sich ganz häuslich eingerichtet und mit der Harmlosigkeit eines braven Ehemannes benommen, der in den Gemächern seiner Frau sich zu schaffen macht. Zuletzt hatte er nicht ohne eine zufriedene Seligkeit gesagt:

„Wie hübsch es bei Ihnen ist, Fräulein Eschenbach! Es gefällt mir Alles ganz außerordentlich.“

Und damit war er wiederum gegangen und hatte ihr das Nachsehen gegönnt. Da er sich bei alledem mit vollendetem Anstande benommen hatte und ganz harmlos erschienen war, so fühlte sie sich vollkommen rathlos, was sie mit einem solchen Menschen anfangen solle, während zugleich das Gefühl der Liebe sie dermaßen überkam, daß sie über die dumme Geschichte bald lachen, bald weinen mußte.

In gewissem Sinne unvorbereitet hielt sie nun auf einmal den schnurrigen Heirathsantrag in der Hand, ohne daß irgend ein Liebeswort während der ganzen Zeit zwischen ihnen gefallen war. Sie fand sich doppelt verwirrt und unklar über ihre eigenen Gefühle, wenn sie diese Vorgänge neben den Brief selbst hielt und die bange Traurigkeit, welche er in ihr heraufbeschwor. Sie schüttelte leise das Haupt, während noch immer einige Thränen auf ihren Wangen perlten.

Sie schrak heftig zusammen, als sie plötzlich draußen die Klingel mit einer gewissen Anmaßlichkeit und Siegesgewißheit gezogen hörte. Gleich darauf kam das Kammermädchen mit einer Anmeldekarte herein, auf der mit ausgezierten Buchstaben der Name Dr. Eduard Streicher stand. Der Herr bitte um die Erlaubniß eines Besuches; er habe den Brief einer Freundin zu überbringen. Ueberrascht und etwas verwirrt trocknete Eva rasch ihre Thränen und hieß den Unbekannten einführen, dessen Namen sie schon, wenngleich nicht unter dem besten Leumund bei Frauen und Mädchen, gehört hatte. —

Streicher trat ein und überreichte ein duftiges

Briefchen, während er sich verbeugte und mit der linken Hand durch seine krausen Locken fuhr. Er neigte sich dabei so dicht gegen Eva heran und betrachtete ihre Gestalt mit einem so eigenthümlichen, kennerhaften Blicke, daß sie einen Schritt zurücktrat und ihn mit einiger Kälte ersuchte, Platz zu nehmen, während sie selbst den Brief erbrach und sich setzte. Er rückte seinen Stuhl sogleich möglichst nahe an sie heran und sagte, er sei glücklich, eine junge Dame kennen zu lernen, über die ihm durch seine Freundin, Frau Ada Becker in Hamburg, schon so viel Vortreffliches geschrieben worden sei. Er habe daher mit Vergnügen den Auftrag übernommen, das Briefchen an sie auszuhändigen. „Wenn Sie gestatten, lese ich es sogleich," sagte Eva. Sie las, während sie fühlte, wie Streichers Augen bald nach ihren Füßen, bald nach ihrem Halse schweiften, bis er ihre Stuhllehne ergriff und mit einer gewissen Unbefangenheit ihr über die Achseln in den Brief sah, worin die wenigen Worte standen:

„Liebe Freundin! Vermögen Sie sich meiner noch zu erinnern und der fröhlichen Tage, die wir zusammen in Gastein verlebt haben? Ich bin leidend und will auf einige Zeit nach Neubad. Mein Mann will durchaus, daß ich mich dort erhole. Ich gehorche, wenngleich mit Schmerzen so viel Liebes auf längere Zeit allein zu lassen. Ich denke durch Ihre Stadt zu reisen und dort etwa acht oder vierzehn Tage zu verweilen. Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben zu fragen, ob in Ihrem Hause noch zwei Zimmer für mich frei sind? Ich würde mich freuen, mit Ihnen unter einem Dache zu hausen.

Ein Freund, den ich wol aufzunehmen bitte, wird Ihnen diese Zeilen überbringen. Ich umarme Sie. Ihre Ada Becker."

„Entschuldigen Sie meine Neugier," sagte Streicher, „über den Inhalt des süßen Billets. Ich vermuthete fast einen Uriasbrief meiner schönen Freundin —"

Eva versuchte ihn kühl und ablehnend anzublicken, aber er sah ganz ausdruckslos über sie hinweg und fing an zunächst etwas verworren drauflloszuplaudern, als wolle er eine eigene Verlegenheit überwinden. Dann kam mehr Sinn und Verstand in seine Reden und je gedankenloser, ausdrucksloser seine Augen umherblickten, desto mehr wußte er, als übe er einen geheimen Zauber, auch Eva gesprächig zu machen. Wider ihren eigenen Willen erzählte sie ihm allerlei; daß sie Ada Becker eigentlich nur flüchtig kennen gelernt habe, wenn sie die Wahrheit reden solle. Man habe sich im Bade auf den Spazierwegen getroffen, auch einen Ausflug in's Gebirge zusammen gemacht, ein näheres Verhältniß aber habe sich nicht gestalten wollen, da die Charaktere wol doch zu verschieden seien. Natürlich werde sie wegen der Zimmer anfragen bei der Wirthin des Hauses und das Ergebniß sogleich nach Hamburg berichten. Streicher sprach die Hoffnung aus, es würde der Aufenthalt Adas Anlaß zu vertrauterer Bekanntschaft der Damen werden; er würde sich glücklich schätzen, wenn für ihn dabei auch ein Theil der Freundschaft abfiele. Er glaube ein solches Anrecht zu haben, da er den Anstandsbegleiter und Beschützer Adas während der Trennung von ihrem Gatten abzu-

geben hoffe; er werde gewissermaßen der Stellvertreter des Ehemannes sein und wünsche für sich auch auf die Freundschaftsrechte eines solchen Anspruch zu machen. Er sagte das so freimüthig und harmlos, daß das Mädchen es nur als eine verbindliche Redensart verstand und kein Arg darin sah. Er aber hatte sie rasch und etwas unruhig fixiert, während er so sprach, als wolle er irgend ein Freimaurerzeichen oder sonstiges Erkennungsmerkmal an ihr sehen, welches sie als ein Glied der großen Gemeinde verriethe, zu der er und Ada sich wol bekennen mochten, einer Gemeinde, die auch die Worte Bruder und Schwester für alle Bekenner am liebsten gebraucht hätte, ohne doch geschwisterlich zu leben. Jedenfalls behandelte Streicher das Mädchen bereits mit einer gewissen Brüderlichkeit, in welcher sie nichts Arges sehen konnte, so daß sie ganz traulich weiter plauderte und auf seine gewandten Fragen ihm erzählte, wer sie sei, wo sie ihre Jugend verbracht hatte, warum sie so einsam als alleinstehendes Fräulein hause. Streicher erfuhr, daß Eva die einzige Tochter eines thüringischen Rittergutsbesitzers war, der an der sagenreichen Werra Feld, Wald und Fabriken bewirthschaftet hatte. Eva war anfangs auf dem Gute aufgewachsen als ein wildes und unbändiges Ding, wie sie sagte, dann aber in verschiedenen Mädchenkostschulen gewesen. Während dieser Zeit war plötzlich ihre Mutter gestorben, die eine feine und sinnige Frau gewesen sei; sie war einer Lungenentzündung zum Opfer gefallen. Der vereinsamte Vater hatte die Tochter nun wieder zu sich genommen; sie hatten ein halbes Jahr in Erinnerung

an die Mutter zusammengehaust, als eines Tages der Vater mit zerschmetterter Hand von der Jagd zurückgebracht wurde. Das Gewehr war unter dem Abfeuern zersprungen. Die Heilung dauerte lange; die Hand mußte abgelöst werden; zur Stillung der Schmerzen hatte der Vater Morphium eingespritzt. Er hatte an diesem Mittel Genuß gefunden; er hatte heimlich es öfters angewendet und war der schrecklichen Morphiumsucht verfallen. Niemand ahnte, woher er zusehends schlaffer und schwächer wurde; die Wirthschaft litt darunter; es ging zusehends rückwärts mit dem Gute. Eines Morgens hatte man den Vater todt gefunden. Er hatte eine zu große Gabe Schlafpulver genommen und war nicht wieder erwacht.

„Also auch ein Opfer der Errungenschaften der Neuzeit!" sagte Streicher nachdenklich. „Es ist unheimlich, wie diese neuen, früher unbekannten Leidenschaften sich die Menschheit erobern. Die alten Gespenster sind wir los; neue Gespenster kündigen sich an. Was müssen Sie im Stillen gelitten haben, mein Fräulein!"

„Ich wußte nichts davon!" sagte Eva. „Ich habe es erst später erfahren." Sie erzählte, wie sie sich außer Stande gefühlt habe, das Gut zu bewirthschaften; es sei durch die Vormundschaft mit ihrer Einwilligung allmählich alles verkauft worden. Seit sie mündig geworden, habe sie sich dann allein in der Welt herumgetrieben; habe ihren Büchern gelebt und besonders viel Geschichte und Dichtungen gelesen; an so manchen Freuden junger Mädchen, an Tanz und sonstigem Spiel habe sie kein

Vergnügen gefunden; wol aber sei sie auf eigene Faust in Italien gewesen und habe England bereist, immer allein und selbstständig. Jetzt zehre sie eine Weile von ihren Reiseerinnerungen. Wahrscheinlich werde sie dann wieder aufbrechen, da sie große Lust habe, Ostindien und Japan kennen zu lernen. Sie gedenke dann nach Art einiger englischer berühmter Frauen zu reisen, vielleicht werde aber auch alles anders kommen.

„Und Sie haben nie bei Ihren Reisen einen Mann gefunden, der Ihnen in Ihrer Einsamkeit Gesellschaft leisten durfte? Sie haben nie ein lebhafteres Gefühl gehegt?“

Eva schwieg. Sie blickte scheu nach dem Briefe Heinrichs hinüber, der noch auf dem Fensterbrett des Erkers lag. Dann erhob sie sich langsam und sagte etwas kühler:

„Nein. Auch könnte Sie das ja sicher nicht interessiren.“ Sie machte eine Gebärde, als wünsche sie, daß der Besuch ein Ende haben möchte. Es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie ganz gegen ihre Gewohnheit gesprächig gewesen war, einem Mann gegenüber, der alles aus ihr herausgelockt hatte wie aus einem Backfisch. Sie hatte die Augen niedergeschlagen und erhob sie jetzt, wie um sich den Mann genauer anzusehen, der einen so seltsamen Einfluß auf sie geübt hatte. Auch Streicher hatte sich erhoben und stand vor ihr mit der Miene eines Mannes, der dem weiblichen Geschlecht gegenüber an Siege gewöhnt ist. Ihr Blick traf ihn aber so ruhig und durchdringend, daß er verwirrt in's Leere blickte.

Da war es ihr auf einmal, als sei irgend etwas Verachtungswürdiges an diesem Menschen, als sei es eine stille Schande gewesen, daß sie mit ihm gesprochen hatte. Diese Empfindung kam nur wie ein unheimliches Vorgefühl über sie, aber bestimmt und unzweideutig.

Und wie in einer Ahnung hatte auch Streicher gefühlt, daß er sich irgend eine Blöße gegeben haben müsse. Er fühlte sich diesem einfachen Frauenwesen gegenüber unsicher. Er sagte etwas rasch und mit einer gekünstelten Feurigkeit:

„Mein Fräulein, ich glaube beim Abschied im Namen meiner Frau sagen zu dürfen, daß sie sich glücklich schätzen würde, Sie kennnen zu lernen und mit Ihnen von Italien zu plaudern. Wenn sie aus Südfrankreich zurück ist, werde ich mir gestatten, sie Ihnen zuzuführen. Sie werden an ihr eine mütterliche und treffliche Freundin finden. Meine vortreffliche, liebe Frau hat immer den Umgang mit jungen, unverheiratheten Damen vorgezogen, die durch geistige Bildung —“

Er kam nicht zu Ende mit seinem Satze. Die Thüre war rasch aufgerissen worden und Heinrich war eingetreten. Als er den Doctor erblickte, den er nicht bei Eva vermuthen konnte, trat er betroffen einen Schritt zurück, indem er das Mädchen mit einem vorwurfsvollen Blicke ansah. Streicher stutzte. Er hatte durch Nägelein die beleidigenden Worte erfahren, welche Heinrich über ihn geäußert hatte. Er that, als wüßte er von allem nichts und sagte leichthin:

„Sieh da! Herr Doctor Hochstein! Das trifft sich

ja sehr günstig, daß ich Sie hier sehe — das ist in der That der neckischste Zufall — es war zu erwarten, daß man in der Umgebung eines geistvollen Mädchens auch besonders geistvolle Bekannte trifft!"

Heinrich wollte, ohne den Doctor zu beachten, sich Eva nähern. Diese stand verlegen da und erröthete tief. Ganz leise sagte sie: „Guten Tag, Herr Heinrich."

„Guten Tag, Fräulein Eva." Er verbeugte sich frostig und setzte sich schweigend. Streicher merkte, daß man ihn los sein wollte. Er hatte aber Gründe, nicht sogleich zu gehen. Als nehme er den abgerissenen Faden des Gesprächs wieder auf, wendete er sich an Eva: „Vor allen Dingen, mein Fräulein, müssen Sie Paris sehen, wenn Sie wieder auf Reisen gehen. Ostindien, Japan, das mag Alles recht gut sein; ich kenne es nicht, aber ich verspreche mir nicht viel davon. Aber Paris kennen zu lernen, das gewaltige, entzückende, rauschende und doch so behagliche Paris — das möchte ich jeder Dame rathen. Sie können da gänzlich zwanglos Ihre Studien machen. Sie werden zurückkehren und eine neue, erweiterte Ansicht vom modernen Leben haben; Sie werden begreifen, was es heißt, modern zu sein, d. h. in einer Zeit zu leben, wo ein altes Sittengesetz, veraltete Begriffe vom Leben und dem Werthe des Lebens vergehen, während eine neue, ungezwungene, anmuthige Auffassung der wechselnden sittlichen und sonstigen Begriffe der Menschheit sich herausbildet."

„Wenn ich nur nicht immer das thörichte Wort „modern" hören sollte!" sagte Heinrich kalt und fast

tonlos. „Ich verzeihe es halbflüggen Backfischen, wenn sie die „modernste Hutfaçon“ um jeden Preis tragen möchten, aber gebildete Leute sollten dies Marktschreierwort nicht brauchen. All das, was die Herren für so modern halten, sind doch zumeist nur alte Geschichten, alte Sünden, alte Dummheiten der Menschen und das Neue besteht höchstens darin, daß man das Rockfutter nach außen kehrt und die alten Stiefeln neu besohlt.“

Streicher versuchte ein gutmüthiges Gesicht zu machen. Aber es gelang ihm nicht. Er sagte ziemlich heftig, während seine Augen wirr im Kopfe herumrollten, mit dem sichtlichen Bestreben, vor dem Mädchen sein Schriftstelleransehen zu wahren:

„Nun, ich finde es jedenfalls pikant, daß Sie als Naturforscher, als Vertreter dieser modernsten aller Wissenschaften, welche all' unsere alten Anschauungen mit Wollust ausgerodet hat und täglich von Neuem sich rühmt, an der Emanzipation der Menschheit zu arbeiten, daß Sie bespötteln, was als neuer Geist in uns Allen lebt —!“

„Herr, was verstehen Sie von Naturwissenschaft!“ fuhr Heinrich heftig in die Höhe. „Wie können Sie wagen, dieser jungen Dame Ihre unverdauten Gedankenbrocken hinzuwerfen, Ihre Flunkereien aus dem Quartier Latin, Ihren Ideen-haut-goût —“

„Und so weiter!“ rief Streicher geringschätzig. „Der Haut-goût ist ein Geruch; wer die Jäger'sche Seelentheorie kennt, weiß, daß die Seele im Dufte der Wesen sich hauptsächlich offenbart! Und ich versichere Ihnen, ehe Sie nicht Cigarren rauchen, welche mit dem Haar-

duft so reizender junger Damen imprägnirt sind, wie wir deren Eine durch unsere schlecht angebrachte sittliche Entrüstung langweilen, eher sind wir nicht modern und wissen auch nicht, was wir dabei zu denken haben!"

Die letzten Worte hatte Streicher mit einem cynischen Tone gesagt, den wol Heinrich, aber nicht Eva heraushören konnte. Sie fand es eigenthümlich genug, daß die beiden Herren ihr Mädchenzimmer schienen benutzen zu wollen, um sich zu streiten, und in der Hoffnung, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte sie:

„Also es ist wirklich wahr, daß man derartige Haarduftcigarren raucht?!"

„Es ist auch ein solcher moderner Schwindel!" sagte Heinrich wieder gelassen.

„Mit nichten, mein Fräulein!" rief da Streicher aus. „Es giebt nichts Köstlicheres, Belebenderes, Natürlicheres, als den Haarduft eines schönen Mädchens. Man muß diesen Duft in sich gesogen haben, um zu fühlen, wie die Seele davon gekräftigt wird, wie ein geistiges Fluidum von der Trägerin in den eigenen Geist strömt und ihn lebendig und geschickt zu allen schönen Dingen macht." Er fuhr fort mit weiteren Worten, die nicht immer die Grenze des Verfänglichen vermieden, die Seelenlehre von den Gerüchen zu vertheidigen, wobei er sich in eine große und sinnliche Aufregung hineinredete.

„Sie scheinen viel von der Sorte zu rauchen", sagte Heinrich endlich ganz trocken. „Es wundert mich, daß Sie bei dem häufigen Genusse dieser Haardüfte und Seelengerüche nicht schon längst hier vor uns verduftet sind!"

Eva biß sich lächelnd auf die Lippen. Heinrich blickte ganz kühl vor sich hin. Streicher blieb stumm. Eine verworrene Wuth verzog ihm einen Augenblick die Mundwinkel. Dann machte er gute Miene zum bösen Spiele und lachte.

„Ein wirklich moderner Mann,“ sagte er nicht ohne Gewandtheit, „der in der Schule der wahren Lebensart gewesen ist, verzeiht jeden Witz, wenn er gut ist. Ich verzeihe Ihnen, Herr Doctor!“

„Ich danke Ihnen“, sagte Heinrich.

„Also schließen wir Frieden!“ meinte Streicher jovial. „Hätten Sie Lust, mir einen Aufsatz gegen die Haarduftlehre zu schreiben für mein neues Blatt? Das erste Stück soll nun endgültig in einem Vierteljahr heraus. Wenn Sie vom Standpunkte der Naturwissenschaft sich gegen diese Theorie äußerten —“

„Aber, Herr, ich denke, Sie sind ein Freund, ein Anhänger dieser Geruchstheorie —“ meinte Heinrich mit unverhohlenem Staunen.

„Das thut nichts. In meinem Blatt soll jede Meinung zu Worte kommen. Gerade dadurch soll es seinen modernen Charakter ausweisen. Ich werde die entgegengesetztesten Ansichten aussprechen lassen. Freiheit, freie Diskussion wird unser Panier sein! Keine Prinzipienreiterei. Das Leben ist zu groß, zu reich, zu mannigfaltig für dergleichen! — Mein Fräulein, sowie meine Frau aus Frankreich zurück ist, werde ich sie Ihnen zuführen. Ich will nicht länger stören.“

Er verabschiedete sich herzlich und unbefangen, als

ob nichts vorgefallen wäre, und Eva sagte sich im Stillen, daß dieser liebenswürdige, naive Mann gewiß die schlechte Behandlung durch Heinrich nicht verdient habe. Selbst so manches Anzügliche in seinen Reden verzieh sie innerlich, da es ihr harmlos schien und den Mann mit einem geheimnißvollen Interesse umgab. Sie fand sich, trotz der Abneigung, welche sie einen Augenblick gegen Streicher gehegt hatte, in einer leisen Gegenstrebung gegen Heinrich, woran nicht wenig ein gewisses Mitleid Schuld war und ein Gefühl, daß er in ihre Rechte eingegriffen habe, wenn er dem Manne so klar zu verstehen gab, daß er gehen sollte.

Sie war nun allein mit Heinrich. Sie saßen Beide eine Weile stumm neben einander. Heinrich blickte nicht ohne Bangen im Zimmer umher, bis er seinen Brief im Erker liegen sah.

„Ich bin fast muthlos geworden, mein liebes Fräulein", sagte er, „durch die unvermuthete Begegnung mit einem Manne, den ich nicht liebe. Ich gestehe, ich hätte jeden Anderen lieber hier gesehn, als ihn, wo ich kam, um über mein Schicksal Aufschluß zu erhalten. — Liebe, liebe Eva, können Sie mir meinen Brief verzeihen?!"

Das hatte er mit inniger Stimme gesagt und ihre Rechte erfaßt, die er zwischen seine beiden Hände nahm.

„Sieh mich an, Mädchen! Sieh mir in die Augen! Bist Du nun mein Mädchen?!"

Eva blickte ernst vor sich hin. Sie ließ ihre Hand in der seinen, wagte aber nicht, ihn anzusehen, während ihr Antlitz trüber wurde.

Sie vermochte kein Wort zu reden.

„Liebes Herz, warum schweigst Du?! Du giebst mir Deine Hand, ich halte sie, aber Du bleibst stumm? Ach, süßes Mädchen, wenn nun alle Menschenmädchen auf dieser Erde stumm geblieben wären, wenn sie Ja! sagen sollten, das wichtige und beseligende Ja, was wäre da aus der Menschheit geworden? Liebchen, wir müssen ja doch wieder in die Ur=theilchen zerfallen, aus denen uns die Natur zusammengehaucht hat und werden in stummen Pflanzen unsere Auferstehung feiern. Da können wir genug schweigen. Sage mir ein Wörtchen, Du feines Erdengebilde, Du flüchtiger, vergänglicher, süßer, stummer Körper mit der lieblichen Frauenseele, daß ich heiter werde!"

Eva hatte die Worte vernommen, aus denen etwas wie eine leise Wehmuth geklungen hatte. Sie waren von der Art, wie sie ihr immer eine innere Verwirrung bereiteten. Sie schwieg noch, denn sie wußte nicht, wie sie ihre Gefühle verstehen sollte.

Heinrich aber lächelte und sagte wie Jemand, der ganz von einer inneren Wahrheit durchdrungen ist: „Siehst Du, mein Leben, auch ich bin ja nur ein Wesen unter Milliarden Wesen, die waren und sein werden. Heinrich heiße ich und so nennst Du mich. Aber das ist nur die Weinmarke, der Papiertitel; wir sind nicht besser wie die Vögel und die Rosen, die keinen Namen haben und doch keine der andern ähnlich sind. Ist das nun nicht schnurrig, daß einmal in der Geschichte dieser Erde sammt ihren geologischen, botanischen und zoologischen

Entwickelungen zwei Wesen waren, und augenblicklich gerade noch sind, welche liebend bei einander saßen, ganz durchdrungen waren von der Holdseligkeit des gegenseitigen Anblickes und sich liebten, als wäre die Flaschenmarke Heinz und Eva eine Sache, die einen Werth für sich hätte?! Mädchen, es haben schon viele Heinz und Eva geheißen; hätte ich im vorigen Jahrhundert gelebt, hätte ich eine reizende Schöne mit Busentuch und Hackestiefelchen Eva genannt und Du Heinrich einen Menschensohn mit seidnen Strümpfen, Kniehosen und spitzenbesetzter Hemdenkrause; ja, wär ich als ein Diluvialmensch geboren, hätte ich statt Deiner ein Diluvialweib genommen und Du hättest einen Diluvialmann geliebt. Drum ziere Dich nicht, mein Schätzchen, als seiest Du etwas Anderes. Sie haben alle Ja! gesagt. Sage auch: Ja, du reizendes Sonnengeschöpf und liebe mich!"

Er blickte ihr lächelnd und selig in die Augen. Aber sie verstand seine Laune nicht, obgleich sie ein kluges Mädchen war und selbst gar gern heiter war und scherzte. Sie entzog leise ihre Hand der seinen und sagte:

„Wenn es denn gleichgültig ist, ob Sie ein Diluvialweib lieben, eine Schöne der Zopfzeit oder wol auch gar ein anderes Mädchen, deren es so viele noch auf der Erde giebt, statt meiner, so muß ich mir eine Bedenkzeit ausbitten, ob ich zu Ihrem Briefe Ja! sagen kann. Lassen Sie mich offen sein. Ja, ich glaube Sie zu lieben —"

Heinrich legte seine Hand um ihre Hüfte und wollte sie an sich ziehen. Sie warf sich mit plötzlich aus-

brechender Leidenschaft an seine Brust, schlang ihre Hände um seinen Hals, indem sie sich mit in einander geschlungenen Fingern an seinen Nacken hing; sie sah ihm in die Augen, küßte ihn und sagte:

„Ach, liebster Heinrich, wenn ich Dich ansehe, wenn ich in Deine guten Augen blicke, dann weiß ich, daß ich Dich liebe. Aber sowie Du nur den Mund aufthust und von Deinen Sachen sprichst, da bin ich aus all meinen Himmeln gerissen, und ich weiß nicht, was ich fühle und wie mir ist. Wenn Du still sein willst und den Mund halten, so will ich Dich küssen; so wie Du ein Wort sprichst, bin ich unglücklich!“

„Sieh, sieh!“ sagte Heinrich. „Am liebsten ließest Du mich wol ausstopfen, wie ausgestopfte Vögel und Eisbären in den Museen; dann könntest Du den stummen Menschenbalg in einen Glasschrank setzen und nach Belieben küssen; er würde kein Wort dazu sagen —“

Eva fuhr zurück. „Dir ist Nichts heilig, wie kann Dir Deine Liebe heilig sein?!“

Heinrich blickte sie schmunzelnd an: „Nichts heilig? Nein, Alles ist mir heilig geworden in dieser unendlichen Natur und darum bin ich heiter und fröhlich. Ach, Mädchen, gieb mir einen Kuß; willst Du mein Bräutchen sein? Ich habe bis jetzt nur Infusorienbräute geliebt und verliebte Ameisenmädchen und Fischbräute beobachtet, wie z. B. gewisse Sardinen, die ihre Männchen ohne weiteres auffressen; Du glaubst nicht, wie zufrieden ich bin, daß Du es nicht auch so machen kannst. Die Sala=

manderbräute sind auch nicht übel; aber eine Menschenbraut? Das ist ja freilich Etwas ganz Anderes!“

Er hatte die letzten Worte mit einem gewissen behaglichen Erstaunen gesagt, indem er Eva von oben bis unten mit gemüthlichen Blicken musterte. Sie war ernst geworden; entwand sich leise seinen Armen, erhob sich und sagte:

„Nein, Herr Hochstein, als Ihre Braut werde ich mich noch nicht betrachten. Was Sie sagen und scherzen, mag Alles sehr geistreich sein; mein armer Frauensinn aber versteht es offen gestanden nicht. Wenn man Jemanden lachen sieht ohne zu verstehen, warum seine Gedanken lächerlich sind, so ist das sehr unheimlich. Denken Sie es sich nicht schrecklich, wenn ich mich mit einem Manne vermählen müßte, der sein Lebtag in einem Humor mich und sich und Andere neckt, den ich nicht verstehe? Und wenn ich darüber nachdenke, so weiß ich wahrhaftig nicht, ob ich Sie wirklich liebe. Denn mich dünkt, wenn ich Sie liebte, müßte ich auch mit Ihnen lachen können. Ach, warum bin ich so unglücklich, daß ich rathlos, verwirrt und ganz krank über diese thörichte Liebe bin zu einem thörichten Manne!“

Sie rief die letzten Worte schmerzlich aus, sank in einen Sessel und schluchzte heftig. Heinrich erhob sich betreten und legte die Händ auf die Sessellehne, indem er sich über sie neigte. Er streichelte ihr leise die krausen Haare und suchte sich den Schmerz des Mädchens als Brautthränen auszudeuten. Er sagte endlich zaghaft:

Liebe Eva, weine doch nicht mehr. Ich wollte dich

nicht verletzen. Laß es gut sein. Wir lieben uns doch; wir sind ja doch das seligste Brautpaar auf der Erde und wollen morgen die Ringe wechseln. Wenn ich in Folge meiner Entdeckung das Lehramt an der Hochschule erlangt habe, führe ich Dich heim als mein süßes, eheliches Weib und das soll bald geschehen."

„Noch nicht, Herr Hochstein", entgegnete jetzt Eva sehr bestimmt, nachdem sie ihre Thränen getrocknet hatte. „Lassen Sie mich zum Schlusse kommen. Es ist mein voller Ernst, daß ich uns beide noch nicht als verlobtes Brautpaar betrachte. Ich wünsche völlig freie Hand zu behalten. Eine Ehe zwischen Mann und Weib ist kein Kinderspiel. Ich bin mir nicht klar, ob es die rechte Liebe ist, die uns zusammengeführt hat. Konnte ich statt Ihrer nicht eben so gut irgend einen anderen Mann im Walde treffen? Sie sagen es selbst, im vorigen Jahrhundert hätten Sie eine Kammerzofe mit Stöckelschuhen ebenso gut lieben können! Soll daraus nun eine Ehe werden?!

„Gewiß, süße Eva," sagte Heinrich. „Und zwar die lustigste von der Welt. Ich mache mir gar keine Sorgen darüber."

Eva suchte es zu überhören. Fast schüchtern brachte sie nach einer Weile die Worte heraus: „Könnten wir nicht auch so zusammen leben? Könnten wir nicht eine Zeit lang zusammen verkehren als Brautpaar, ohne uns doch für gebunden anzusehen? Ach, liebster Mensch, ich weiß ja nicht, woran ich mit mir selber bin! Wir würden uns kennen lernen; ich würde Sie verstehen lernen, und

wenn ich Ihren Humor nicht verstünde, nun, so dürften Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen eines Tages sagte: Nein, Du bist nicht der Rechte. Unsere Gemüther sind nicht geschaffen für einander. Wir wollen uns trennen. Es soll nur eine Probezeit sein. Gelt? Schlagen Sie ein! Sagen Sie Ja! Mich dünkt, es wäre Vernunft in diesem Vorschlag!"

„Ach, liebste Eva," sagte Heinrich mit launigem Entsagungstone, „viel zu viel Vernunft ist darin! Wenn ich, statt dieser vernünftigen Schulprüfung unserer Geister, Dich als richtiger Bräutigam recht unvernünftig küssen dürfte, ich glaube, unsre Humore würden sich viel schneller zusammenfinden."

Eva lächelte; sie sprach sehr fein: „Nun, hie und da einen Kuß in Ehren will ich Ihnen nicht wehren; denn wenn sich erweisen sollte, daß ich Sie hinterdrein doch nicht heirathen würde, so wäre es für mich immerhin eine glückliche Erinnerung, mich mit einem so appetitlichen Manne ein wenig geküßt zu haben."

„Ei, ei!" sagte Heinrich.

„Die Sache wird also so eingerichtet," fuhr Eva nun nicht ohne einen eigenen vermessenen Humor fort, „daß wir zusammen eine „Bekanntschaft" haben, wie die Mägde mit ihren Soldaten. Man hat da ja auch gewisse Rechte, ohne gleich an's Heirathen zu denken, was eine sehr ernste Sache unter allen Umständen bleibt. Sie sind also jetzt eine Zeit lang meine „Bekanntschaft", führen mich spazieren und so weiter und ich werde mir dabei klar werden, ob wir zu einander passen. Verstehen Sie?!"

Heinrich sah sie eine Weile an. Dann meinte er gemüthlich: „Höre einmal, mein Schatz, bei Lichte betrachtet wärest Du doch eigentlich ein grundlüderliches Frauenzimmer, wenn Du nicht so brav dreinschautest! Das sind ja Streichers Theorien von dem neuen Sittengesetz, vom „freimüthigen Beisammensein der socialen Instincte!“ Ich danke für dergleichen!“

„O — mache Dir nur ja nicht etwa die geringsten Illusionen!“ sagte Eva etwas von oben herab. „Wir werden Dich kurz halten, mein Lieber. Und nun Scherz bei Seite! Ich mag wol das thörichteste Mädchen von der Welt sein, aber ich sehe keinen andren Ausweg, mir über meine Gefühl klar zu werden. Hättest Du mir nicht diesen unglücklichen Brief geschrieben, so wäre vielleicht alles anders gekommen!“

„Und das ist also alles Dein wirklicher, ernsthafter Ernst?“ frug Heinrich etwas beklommen.

„Mein voller Ernst,“ entgegnete sie und reichte ihm freundschaftlich die Hand.

„Nun, so muß ich mich in das Unvermeidliche zu finden suchen!“ sagte Heinrich mit einem Seufzer. „Hat man je einen Mann in solcher Lage gesehen? Wenn ich in mein Vergrößerungsrohr schaue und meine Pflanzenthierchen bei der Arbeit sehe oder durchs Fernrohr die Sonnenflecken betrachte, werde ich es komisch finden, daß das alles in derselben Welt geschieht, in welcher schon mehr Schlechtigkeiten vorgefallen sind. Wissen Sie, was ich wissen möchte, mein Fräulein?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Eva.

„Ob die muthmaßlichen Marsbewohner auch solche „moderne“ Ansichten haben wie Sie und der Doctor Streicher und ob die Marsmädchen auch „Bekanntschaften“ machen, ehe sie sich zu einer Heirath entschließen. Ach, wenn wir auf dem Mars lebten, das müßte überhaupt ein schönes Leben sein! Wir würden uns in den Kelch einer Marsblume zusammen verkriechen, wir zwei kleinen Menschenkinder; ich würde mich auf einem Staubfaden vor Dir auf- und abschaukeln und Du legtest Dich auf die Griffelnarbe, welche Du als Ruhebettchen benütztest! Nach physikalischen Berechnungen müssen nämlich, dem planetarischen Schweregesetz zu Folge, Pflanzen und Blumen, die höchst wahrscheinlich dort wuchern, so riesengroß sein! Ach, liebste Eva, denken Sie sich, wie hübsch es wäre, wenn Sie mit mir dort oben ganz allein herumkrabbelten! Wir säßen unter dem riesigen Blüthenblatte einer Marsglockenblume oder Primel und schauten durch die Blüthenöffnung, blau umschienen von der Glockenblume, in den Himmel hinauf, wo wir die Erde mit dem bleichen Lichte des Mondes, fast fünfmal so groß wie unsren Mond, im Himmelsraum hängen sähen und überhaupt die ganze Geschichte ein viel ansprechenderes Ansehen hätte.“

Heinrich war während dieser Träumerei an's Fenster getreten, an dem er mit den Fingern trommelte, während er diese Worte mehr gegen die Fensterscheibe, als gegen Eva sprach. Sie verstand wol die Anspielungen seiner Rede und mußte auch einmal lächeln, im Stillen aber war es ihr, als hätte sie keinen thörichteren Streich be-

gehen können, als gerade einen Naturforscher zu nehmen. Es war ihr bei der kühnen Träumerei Heinrichs etwas bänglich zu Muthe, zumal sie sich auf Thatsachen der Sternkunde zu stützen behauptete. Im Ganzen fühlte sie sich in ihrer Ansicht bestärkt, daß sie Recht that, eine Prüfungszeit ihrer Liebe sich aufzuerlegen, um über sich und die sonderbare neue Welt, in der Heinrich allen Ernstes zu leben schien, in's Reine zu kommen. —

Sie hatten nicht bemerkt, daß unter ihren Gesprächen ein Gewitter im Anzug war. Es war dunkler und fahler am Himmel geworden. Die Wolken drängten sich draußen ineinanderrauchend über ihnen heran; eine schwarze, schwere Wetterwand, von einem blaugrünen Scheine unheimlich erleuchtet, wie angelaufener Stahl, schob sich über das Dach des Hauses und die Bäume des Gartens weg, die regungslos ihre Blätter hängen ließen, bis es wie ein leises Erzittern vom schwülen Winde durch die Blätter fächelte und die Bäume wie ein Grausen und Erschaudern überlief. Gleich darauf fuhr dicht vor dem Fenster draußen ein Blitzstrahl hernieder. Evas Zimmer stand einen Augenblick wie in Flammen und in diesem weißblauen Lichte sah sie Heinrichs dunkle Gestalt gleich einem Schatten, an den Rändern grell erleuchtet, vor dem flammenden Fenster stehen. Draußen brach von einem Baume, den der Blitz gestreift hatte, ein schwerer Ast nieder; ein fürchterlicher Donnerschlag erschütterte das Haus, daß die Fensterscheiben klirrten; es war ein knatterndes Zerkrachen, als breche die Erdachse mitten entzwei. Eva stand einen Augenblick wie sinnlos und be-

täubt von dem grausen Lärme. Dann rollte der Donner ruckweise aus; eine bange Stille folgte. Wie eine Erleichterung des Himmels öffnete sich nun die Wolkenschleuße; der Gewitterregen fiel in lauten Strömen hernieder. —

Heinrich wendete sich ruhig um und blickte mit einer eigenthümlichen, tiefen Friedlichkeit auf Eva. Sie war bleich geworden. Sie hielt sich am Stuhlrande an und stammelte leise: „Sie hatten gefrevelt. Es war eine Mahnung —“

„O nein“, sagte Heinrich ruhig, „es war nur eine electrische Entladung der Wolke über uns. Es ist nur eine kleine Erdenwolke und die Kraft, welche diese herrliche Erscheinung schuf, zittert leise auch in unseren Nerven und nährt das Gefühl der Herrlichkeit dieses Vorgangs. — Du bist erschrocken, meine Liebe!“ sagte er zärtlich und zog das bleiche Mädchen an seine Brust. —

Ein Zittern überlief ihre Glieder. „Wenn ich Dich verloren hätte!“ flüsterte sie bange, indem sie ihr Haupt an seine Schulter lehnte. „Wie kannst Du so ruhig sein!“

„Meine Liebe“, sagte Heinrich mit mildem Lächeln, „ich armer Naturforscher wohne ja nicht, wie die meisten Menschen dieser Zeit, auf der Fleischergasse Nr. 10 im ersten Stock oder Frauenstraße 9, Vorderhaus rechts, wie Du, sondern auf dieser Erde im unendlichen Weltall. Da ist es sehr ruhig. Sollte ich nicht auch ruhig sein?!“

Sechstes Kapitel.

Konrad Hermann ging aufgeregt in seiner Studentenstube hin und her. Es war ihm der Gedanke an eine neue Dichtung gekommen, den er um jeden Preis festhalten wollte. In dem kahlen Gemache, wo als einziger Zierrath eine von Motten zerfressene, ausgestopfte Schleiereule von der Decke herabhing, lagen auf den Stühlen Bücher aller Art wild durcheinandergeworfen. Der Tisch war bedeckt mit Papierschnitzeln, theils mit Tinte, theils mit Bleistift beschrieben, abgerissene rothe Rundschreiben, blaue Papierdüten, weiße Briefumschläge. Alle waren in scheinbar wilder Hast bekritzelt und dann übereinander geworfen worden. So forderte es die Sitte einer jungen deutschen Dichterschule. Einer pflegte sogar an befreundete Schriftleitungen die Gedichte nicht anders abzusenden, als auf solchen abgerissenen Papierschnitzeln, mit Bleistift beschrieben in riesengroßen Buchstaben, die bald standen, bald lagen, wie eine hingemetzelte Schaar

von Kriegern. Das war der große, unsichtbare Hort einer zahlreichen Schaar von jungen Dichtern, ein reicher, junger Mann von etwa zwanzig Jahren, der im deutschen Reiche bald da, bald dort auf Sommerfrischen und Hochschulen hauste. Er schenkte oder lieh vielen jungen Reimschmieden das Geld, um ihre Gedichtsammlungen drucken zu lassen und war so der bedeutsame Hintergrund einer ganzen „Bewegung", welche unter dichtenden Studenten im ersten Semester sich über Hannover, Berlin, Halle und Leipzig bis in den Süden Deutschlands verbreitete. Konrad Hermann hatte gleichfalls jenen wohlthätigen jungen Mann kennen gelernt, welcher sich Ehrenberg nannte und unter den Freunden, deren Gedichtsammlungen er bezahlte, Aufsehen erregt hatte durch mehrere Sammlungen von Liedern, welche er unter dem angenommenen Namen Günther herausgegeben hatte, unter der Vorspiegelung, es seien nachgelassene und aufgefundene Dichtungen des Dichters Chr. Fr. Günther. Dessen Leben und Schicksal schwebte Manchem der jungen Leute als Vorbild vor. Auch Hermann war nicht frei von solchen litterar-geschichtlichen Erinnerungen, mit denen sich das gelehrte, junge deutsche Geschlecht so gerne drapirt und auffrisirt. Er hatte bei Ehrenberg die geistsprühende Art würdigen gelernt, welche nur auf Papierschnitzeln dichtet und unwillkürlich war er in dieselbe verfallen, ohne sich übrigens etwas dabei zu denken oder damit glänzen zu wollen.

Während er gedankenvoll im Zimmer auf- und abging, hörte er durch die dünne Wand des Nebengemachs

Mutter Püsecke heftig schnarchen. Sie war wieder einmal vollkommen betrunken vom Markte nach Hause gebracht worden und verschlief nun den argen Branntweinrausch, während das Zimmer ihres Aftermiethers ungefegt und ungereinigt noch in dieser späten Nachmittagsstunde dalag. Das Bett war durcheinander geworfen, der Staub lag dick auf den Büchern. Hermann lauschte eine Weile auf das Schnarchen im Nebenzimmer und fühlte sich angenehm dadurch angeregt, indem er die derbe Naturwahrheit dieses Vorganges als echte naturalistische Lokalfarbe seiner übrigen Umgebung ansah. Er fand das Sägen und Röcheln der Betrunkenen von größerem Reiz, als die herkömmlichen Zephyrhauche süßlicher Dichterlinge, welche um die Frühlingsblüthen säuseln, und, von plötzlichem Vollgefühl erfaßt, schrieb er den Anfang eines Gedichtes nieder, das er seinen „Liedern der Sünde" bei einer zweiten Auflage einverleiben wollte.

Ob ich Dein tiefstes Wesen je ergründe,
Ich weiß es nicht,
Doch bin ich Dein, Du schöne Daseinssünde
Im Sonnenlicht.
O Sündenlicht, o Sonnenlicht, erstrahle
Frech in die Welt!
Du bist's allein, die diese Welt, die schaale,
Zusammenhält!
Auf, junges Volk, umgürte Dich mit Sünden
Im Priesterschmuck!
Laß aphrodisisch wild Dein Blut entzünden
Vom Wonnedruck,

Im Wonnedruck von feuchten Frauenlippen
Zu sterben.
Zerbrecht das müde Hirn an solchen Klippen
Zu Scherben — — —
— — — — — — —

Er liebte es, seine Gedichte stets mit bedeutsamen Gedankenstrichen zu schließen, welche die tiefe, unsagbare Erregung seines Geistes ausdrückten. Er sprang auf und sein jugendliches Gesicht blickte trotz der vermessenen Ausdrücke seiner Verse in rothhaariger Unschuld im Zimmer umher. Eine verklärte Freude an den Worten „Hirn" und „Scherben", am „Sündenlicht", das er „frech" nannte, blitzte aus seinen Augen; das wohlige Gefühl, das den Dichter überkommt, wenn er seine Seele zum Ausdruck gebracht hat, malte sich in seinen Zügen. Zufällig streifte sein Blick die Ecke eines morschen Tischchens, wo er ein Stück Papier zu sehen glaubte, auf dem die Fortsetzung des Gedichtes niedergeschrieben werden könnte. Er ging hin, fand aber einen verschlossenen Brief, von Streichers Hand an ihn gerichtet. Aus seinen Träumen erwachend sagte er sich, daß wol Mutter Püsecke den Brief dahin gelegt hatte. Er erbrach ihn und las nur die wenigen Worte:

„Lieber, getreuer Hermann! Ada Becker ist seit gestern hier. Hurrah! Dein närrischer Eduard St., der Dich herzlich grüßt."

Hermann fühlte sich durch diese Worte in eine ungeheure Aufregung gestürzt, ohne daß er sich sagen konnte, warum sie so heftig war. Sie war also einge-

troffen, die Kirke, die Verführerin, die seinen Freund umgarnt hatte! Ein Gefühl, wie es einen Bräutigam überkommt, dem die Hochzeit sicher ist, bemächtigte sich seiner, wie in einen dunklen Rausch versetzt fühlte er sich durch Streichers Brief, den er nicht achtlos wie andere bei Seite legte, sondern mit leise zitternder Hand in sein Taschenbuch legte zu geheimnißvollen Andenken. Eine Ungeduld und Unrast überkam ihn; und dies Gefühl war um so mächtiger, als sich in seine sonderbare Seligkeit ein leises Grauen mischte, eine geheime, unnennbare Angst. Es sollte also geschehen, das Verbotene, Verbrecherische! —

Einen Augenblick frug er sich, warum Streicher gerade ihm die Ankunft der Frau melde. Man pflegt doch sonst leidenschaftliche und verbotene Liebesverhältnisse nicht durch Zeugen zu belasten. Hermann sann und konnte keine Antwort finden, als Streichers Freundschaft, welche noch tiefer ging, als die Liebe zu einer Frau. Ein unwiderstehlicher Trieb faßte ihn, nach seiner Wohnung zu gehen, um den Freund zu sprechen und sich durch ihn auch der unbekannten Frau zuführen zu lassen.

Als er im vornehmsten Viertel der Stadt, wo Streicher hauste, an der Wohnung des Mannes klingelte, machte ihm die alte Magd mit einem sonderbar verschmitzten, ja gemeinen Ausdrucke ihres alten, verrunzelten Gesichts die Thüre auf. „Es ist eine Dame bei dem Herrn,“ sagte sie mit einem Blicke, aus welchem Verlegenheit und ein Zug der Gelegenheitsmacherei sprach,

der Hermann höchst widerlich berührte. „Treten Sie nur ruhig ein!“

Mit einem Gefühl, als liege eine Centnerlast auf ihm, ging der junge Mensch in das Empfangszimmer. Es war ein großer, prächtiger Saal, dicht mit Teppichen belegt, mit schweren Thürbehängen verkleidet, mit üppigem Prachtaufwand ausgestattet. Hermann wußte, daß Streichers Frau zwar einiges Vermögen besaß, daß indessen der größte Theil dieser prächtigen Einrichtung geschenktes Gut war. Ein feiner Kredenztisch stammte von einem Pariser Schreiner, für den Streicher in einem seiner Briefberichte nach London in allerliebster Plauderform die Lärmtrommel gerührt hatte. Eine kostbare Lampe von edelstem Sèvreporzellan, prachtvoll mit zopfigen Amoretten geziert, während Venus aufwärts schwebte und die eigentliche Lampe als den Abendstern auf ihrem Haupte trug, war das Geschenk von Sarah Bernhardt, über welche Streicher begeisterte Berichte an Wiener Blätter geschrieben hatte. Ein Bildniß Gambettas hing an der Wand, eine kleine Vase war das Geschenk Victor Hugos. Zolas dicker, gewöhnlicher Kopf, Daudets schwarze Haarmähne winkten von der anderen Wand. Von einer berühmten Pariser Ballettänzerin war die Uhr gestiftet, aus welcher beim Schlagen ein ganzer Mädchentanz herauszutreten pflegte, um höchst verwegene Reigen zu springen, solange die Uhr schlug. Skizzen und Gemälde von Cabanel, Bougoureau und anderen Pariser Malern hingen an den Wänden. Nicht zu nennen die großen Modengeschäfte, welche Teppiche und Vorhänge gestiftet hatten, die Pracht-

händler, welche Pokale, Alterthümer und sonstigen Zierath geliefert, die Schauspieler, Musiker und anderen ruhmbedürftigen Leute.

Hermann ging beklommen über die prächtigen Teppiche dahin in diesem Kleinparis, das mitten in die deutsche Reichsstadt in leibhaftiger Wirklichkeit versetzt war. Er schlug die Thürbehänge des Nebenzimmers zurück, wo Streichers „Werkbude" war, wie dieser sein Schreibzimmer nannte. Man schien sein Kommen überhört zu haben, denn Hermann konnte einen Augenblick die große Frau betrachten, welche in einen Schaukelstuhl halb hingestreckt dalag, während Streicher neben ihr auf der Sessellehne saß und ihre Linke in seiner Hand hielt. Sie war ganz schwarz gekleidet wie eine Trauernde, ihre großen, schmachtenden Augen blickten eben trübe vor sich hin; sie schien geweint zu haben, denn ihre Wangen waren unter den Augen geröthet, und in ihrer Rechten hielt sie das zusammengeknüllte Taschentuch. Dunkle Haare, die sie mit einer Art von Diadem zusammenhielt, ringelten sich wie kleine Schlangen über ihre Stirne herab, sodaß sie bei allem Reize einer reifen Frau, welche die Liebe verjüngt, doch etwas vom Gesichte der Medusa Rondanini hatte. Hermann war gebannt von dem Anblicke. Jener unnennbare Zauber, der ein verführtes und verführendes Weib umgiebt, lag über der ganzen Erscheinung. Rosen, welche üppig erblüht sind, während ein Gewitter über sie hingegangen ist und Thautropfen auf ihren Blüthenblättern zurückließ, kamen Hermann in den Sinn. —

In diesem Augenblicke wendete die Frau langsam

ihr Gesicht herum und ihr Blick fiel auf den jungen Mann. Keine Ueberraschung, keine Scheu schien sie zu bewegen, ihre Augen behielten den Ausdruck eines ruhigen Erstaunens, den sie immer hatten. Mit einer unnennbaren, halb schmerzlichen, halb herablassenden Gebärde reichte sie ihm zurückgelehnt ihre Hand hinüber und sagte: „Sieh da! Unser lieber Freund! Wir dachten gerade an Sie!" Streicher wendete sich überrascht um. „Du bist hier? Ah, sei mir gegrüßt. — Da, sieh Dir sie an! Ist sie nicht ein schönes Stück Fleisch?!"

Er sagte die letzten Worte, indem er sich breit vor die Frau hinstellte und mit einer Gebärde auf sie hinwies. Die Frau verzog die Stirnbrauen mit der Würde einer beleidigten Königin; lächelte dann schmerzlich und sagte, während Hermann ihre Hand ergriff: „Ich kannte Sie schon durch ein Lichtbild, welches mir Freund Eduard gezeigt. Es ist lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind. Sie werden mich vor diesem bösen Manne schützen müssen." „Er ist arg mit mir!" setzte sie mit einem traurig verliebten Blicke auf Streicher dazu.

„Wir werden weniger dumme Streiche machen, wenn unser Mentor über uns wacht!" sagte Streicher mit einem eigenthümlichen Lächeln. Sein Blick traf mit den Blicken Adas zusammen und man schien sich vollkommen zu verstehen. Hermann bemerkte es und fühlte wol ein unerklärliches Bangen, hatte aber keine Zeit über solche Blicke nachzudenken, da er genug zu thun hatte, um ein Wort zu finden, mit dem er sich bei der schönen Frau einführen konnte. Er sagte endlich in ziemlich trockenem Tone:

„Ich bin glücklich, die schöne Sünderin kennen zu lernen, von der mir mein Freund Streicher soviel vorgeschwärmt hat.“

„Ja, hat er das?!“ frug sie mit einem glücklichen Blicke auf Eduard. „Ich habe es immer nicht glauben wollen. Gelt, lieber Hermann, er will nur mit mir spielen? Er will mich wieder verlassen?!“

Diese wehmüthigen Worte rührten Hermann. Er sah sich aber auf einmal in die eigenthümliche Rolle eines Vermittlers gebracht, welcher wol oder übel in einem so heiklen Verhältniß ein Wort sagen sollte. Ein innerer Stolz wollte ihm Schweigen gebieten; doch als er die erwartungsvollen Blicke der Frau sah, welche fast sehnsüchtig auf ihm ruhten, sagte er:

„Sie irren. Ich weiß, daß er Sie mit einer Leidenschaft liebt, welche ich noch bei keinem Manne kennen gelernt habe. Ich möchte es ihm nicht gerathen haben, mit einer so schönen Frau zu spielen. Ich glaube, daß ich bürgen kann für seine Treue und seine reinen Absichten.“

Die letzten Worte betonte er mit großem Ernst. Er suchte damit die Reinheit seines eigenen Charakters zu wahren, gegenüber der abschüssigen Lage, in der er sich auf einmal zu befinden glaubte. Streicher verschränkte die Arme und blickte mit einem Lächeln, in dem Genugthuung und Wohlwollen sich mischten, auf Ada und den jungen Freund. Die Frau reichte Hermann ihre schöne, schlanke Hand und sagte:

„Wenn Sie wüßten, wie süß es klingt vom Munde eines edlen Menschen solche Bürgschaft der Liebe des

Geliebten zu hören!" Hermann war gefesselt. Und da er in ihre Hand einschlug, erhob sie sich und reichte die andere Hand Streicher hin, zog sie Beide näher zu sich heran und sagte, indem sie mit ihren großen staunenden Augen sie forschend ansah, mit verführerischer Innigkeit: „Gelt? Seid Ihr Beide auch rechte wahrhafte Freunde zu einander? Liebt Ihr Euch? Seid Ihr treu und kämpft Ihr wie die Dioskuren zusammen?! Seid Ihr ein Herz und eine Seele?!"

Streicher und Hermann reichten sich die Hand und drückten sie stumm. Hermann wagte nicht aufzublicken, denn seine Gefühle waren ernst. Hätte er es gethan, so würde er sich gewundert haben über das seltsame Wohlwollen, das aus Streichers Augen sprach. Dieser schien mit Bedächtigkeit und wohllebigem Behagen die Wonne eines Augenblicks auszukosten, welcher für ihn vom feinsten, raffinirtesten Reize war. Wol ahnte Ada, was in seinem Inneren vorgehen mochte, aber Keines machte sich seine Gefühle deutlicher; man schien recht mit vollen Zügen nur die stille, frevelhafte Lust des Beisammenseins unter so seltsamen Umständen genießen zu wollen. Draußen hörte man die Magd mit den Tellern klappern und Besuche abweisen, da man ungestört bleiben wollte. Auf dem Tische vor Ada lagen einige Briefe und Postkarten mit französischen Briefmarken; Hermann sah bei flüchtigem Hinblicken, daß es die Handschrift von Streichers Frau war. Auf einem Nähtischchen zur Rechten Adas lagen Fingerhüte und eine angefangene, weibliche Handarbeit, welche Frau Streicher vor ihrer Abreise ver-

gessen hatte, einzupacken. So schien die rechtmäßige Gattin und Herrin des Hauses fast selbst noch gegenwärtig, während an ihrer Stelle ein anderes, schöneres und verführerisches Weib saß, das von Reue und inneren Gewissensbissen verzehrt schien, über das, was es that. Hermann wunderte sich im Stillen, daß Ada so ohne Weiteres bei Streicher verweilte. Aber er lebte nur wie in einem Traume, wo der Reiz des Verbotenen berückende Seelenzustände schafft und jedes sittliche Urtheil einschläfert.

„Ich habe nie recht an eine Freundschaft unter Männern geglaubt", fuhr Ada fort. „Die meisten sind Interessebekanntschaften. Man liebt einen Mann noch einmal so leidenschaftlich, von dem man weiß, daß er einen treuen und wahrhaftigen Freund hat."

Sie lehnte sich bei diesen Worten mit ihrer Schulter an Streichers Brust, der mit einem Arm ihren Nacken umfing. Sie schmiegte ihre Wange an die seine und blickte mit ihren großen Augen leidenschaftlich vor sich hin wie zerflossen vom Gefühle ihrer Liebe. Hermann sah die beiden großen Gestalten vor sich und von Neuem kam es wie ein toller, dunkler Rausch über ihn. Es war die riesengroße verkörperte Ehesünde, welche er vor sich sah, der Zauber des Ehebruchs in berückender Gestalt von Mann und Weib vor seinen Augen gegenwärtig. Er erinnerte sich eines Eindruckes aus seiner Kinderzeit, der mit Macht in diesem Augenblicke bei ihm wach wurde Auf dem Weinberge in der Sommerwohnung bei der Stadt, wo er als Knabe bei Verwandten in den Frei-

wochen gehaust hatte, war eines Tages eine schöne Frau erschienen, welche Zuflucht bei der Herrin des Hauses suchte. Sie war eine Geschiedene; man sprach von ihr als einer „geschiedenen Frau". Sie hatte ihrem Manne die Ehe gebrochen und war ihm entflohen; man mußte sie wol oder übel beherbergen, bis die Scheidung vollzogen werden konnte. Hermann sah im Geiste deutlich die blonde Frau vor sich; die Mägde nannten sie, wenn sie mit den Kindern zischelten, eine Ehebrecherin. Er wußte nicht, was das Wort zu bedeuten hatte; er sah nur die schöne Frau im weißen Sommerkleide mit dem Strohhut am Bande über dem Arm; er sah ihre verweinten Augen und ihre liebeathmenden Lippen. Ein unnennbarer Zauber hatte für seine kindliche Vorstellung an dieser Frau gehaftet; halb unheimlich und grauenvoll, halb verführerisch und berückend war sie ihm erschienen. Sie hatte ihn, wenn sie spazieren ging, oft an der Hand genommen und ihn mit sich geführt und ihn den anderen Knaben vorgezogen; sie hatte ihn mehrmals hastig abgeküßt in der Weinlaube zwischen den reifenden Trauben und dann die abgepflückten Weinbeeren mit ihm getheilt. Er war oft zu ihr hingeschlichen, da ein dunkler Trieb ihn zu dieser schaurig-schönen Frau erfaßt hatte; er hatte niemandem etwas verrathen und dünkte sich etwas Eigenthümliches, die Gunst der Frau zu erfahren, hinter deren Rücken man sich sittlich entrüstete.

Ada erhob ihren Arm mit einer schönen Gebärde und fuhr mit der Hand durch Streichers Locken. Hermann gedachte der Abenteuer seiner Kinderzeit und empfand, nicht

ohne ein eigenes geheimes Grauen, dieselben Gefühle für das Paar vor sich, welche er als Kind für jene Frau gehegt hatte. Es war ihm, als müsse er mit Ada und Streicher nun auch die reifen Trauben pflücken und die Weinbeeren theilen. Dieses große Weib mit den Räthselaugen hatte daheim einen Mann und ein halberwachsenes Töchterchen und der Mann ahnte nichts. Streicher hatte eine Frau und die Frau ahnte nichts. Wie die Katze auf nächtlichen Schleichwegen war diese Ada ihrer Liebe nachgegangen und ohne weiteres in die Arme und in das Haus ihres Liebhabers geschlüpft. Und von einem frechen Gefühle erfaßt, mit dem er das heimliche Gefallen an der Sache zu ertödten suchte, sprach er laut die Goethe'schen Worte:

Glaubst Du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
Als im idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?

Streicher lachte. Auch Ada mochte Hermanns Gedanken errathen haben, versuchte erst zu lächeln, blickte aber dann schwermüthig vor sich hin.

Unwillkürlich fragte Hermann: „Haben Sie Gewissensbisse?" Er versuchte einen scherzhaften Ton hineinzulegen, aber das mochte nicht recht gelungen sein, denn die große, schöne Frau ließ sich, nachdem sie ihn eine Weile stumm angestarrt hatte, plötzlich in einen Pfühl zurückfallen, um in bittre Thränen auszubrechen.

Streicher ging unwillig im Zimmer auf und ab, sagte aber kein Wort. Hermann ahnte nicht, daß er diesem Manne einen Gefallen gethan hatte mit seiner unbedachten Aeußerung. Streichers Unwillen galt mehr den Thränen Adas; er sagte endlich ziemlich rücksichtslos:

„Die ewigen Thränen! Seit Du hier bist, schwimmst Du förmlich in Deinem eigenen Salze, Ada! Man könnte glauben, Du fändest in Reuethränen und Gewissensbissen noch eine ganz besondere Würze der Liebe! Laß das doch, mein Kind!“

Hermann war verwundert, den liebenswürdigen Streicher in einem solchen Sultanstone reden zu hören. Ada zuckte zusammen, trocknete ihre Thränen und sprach dann bitter:

„Frauenwürde wird nur an der Frau geachtet, die sich nicht unter ihre Würde begiebt. Ich habe es gethan und muß nun die Folgen tragen.“

Hermann bereute seine Taktlosigkeit; er fühlte auf einmal ein inniges Mitleid mit Ada und sagte:

„Verzeihen Sie, liebe Frau. Ich wollte nicht verletzen. Glauben Sie mir, ich verstehe Sie und Ihr Verhältniß zu meinem Freunde vollkommen; glauben Sie, daß es mir immer heilig sein wird.“

Sie blickte unter Thränen zu ihm auf. „Ist es wahr? Achten Sie mich? Verdammen Sie mich nicht?“

„Wie sollte ich!“ meinte Hermann herzlich. „Es giebt Verhältnisse, zumal in unserer Zeit, wo alte Sittengesetze zerfallen und eine neue Welt sich gestalten will, die mit einem anderen Maßstabe gemessen werden müssen, als mit dem der Frau Basen.“

„Du hörst es, Ada“, meinte Streicher. „Wie oft habe ich Dir das Gleiche gesagt. Die Welt wird eine andere in unseren Tagen. Seit fünfzig Jahren fahren täglich Hunderttausende von Eisenbahnzügen auf dieser

Erde umher und jeder führt Hunderte und Tausende von Menschen durcheinander. Jahrtausende lang hat man mit Wagen gefahren, von Pferden gezogen, die nur spärlichen Verkehr der Völker ermöglichten. Die neue Menschheit dagegen lebt im ungeheuersten, dauernden, rasenden Austausch der Bevölkerungsmassen, damit auch im rasendsten Austausch der sittlichen Begriffe. Die Fülle der ethischen Beziehungen und Möglichkeiten ist eine ganz andere geworden, denn die sittlichen Begriffe der Völker sind verschieden, schleifen sich gegenseitig ab. Daraus muß sich in zweihundert Jahren ein ganz anderer Begriff vom Sittenleben entwickeln, als wir ihn haben. Wir stehen nur erst im Anfang der Epoche."

„Dies ist aber entsetzlich!" sagte Ada. „Was hat dann das Leben noch für Werth, wenn nichts mehr fest steht? Wird nicht jedes Ideal zerstört?"

Streicher lächelte. „Sie ist eben auch ein Weib, unsere gute Ada", sagte er, indem er ihre Locken streichelte und sich langsam neben ihr auf dem Ruhepfühl niederließ.

„Du irrst, mein Lieber", entgegnete Ada heftiger. „Was die neue sittliche Epoche anlangt, in die wir eintreten, wie Ihr sagt, so mag ja wol etwas Wahres daran sein. Gewiß werden sich manche sittliche Anschauungen ändern. Aber ich höre es nicht gern, weil es Mancher so auffassen könnte, als dürfe er im allgemeinen sittlichen Durcheinander der Völker für seine Person im Trüben fischen. Zu diesen möchte ich nicht gerechnet sein."

Diese letzten Worte hatte sie scharf und anzüglich

betont. Es war, als spräche sie es mit einem Bewußtsein, welches Streicher vollkommen durchschaute.

Hermann glaubte diesen anders zu kennen, er sagte: „Unser lieber Eduard meint ja dies Alles nur theoretisch. Er selbst ist der herzlichste und bravste Kerl unter der Sonne. Er wäre viel zu freimüthig und übermüthig, um im Trüben zu fischen."

„Wie gut Sie sind, daß Sie den Freund vertheidigen!" Ada reichte Hermann die Hand, der sie ehrerbietig küßte. „Was nun aber der langen Rede kurzer Sinn ist, Eduard, das ist doch wol, daß bei so veränderten sittlichen Begriffen der Menschheit das, was ich jetzt thue, keine Sünde wäre?! Wäre es keine Sünde, daß ich meinen Mann verließ, um zu einem Andern zu schlüpfen?! —

„Gewiß nicht, mein Liebling. Das ist ja eben der Sinn der Sache."

„Gewiß", ergänzte Hermann.

Ada blickte stumm vor sich hin. „Es wäre also keine Sünde."

Sie schaute wieder nachdenklich vor sich hin. Ihre großen, staunenden Augen gingen unruhig und beklommen umher. „Es wäre doch traurig, wenn die sittlichen Anschauungen sich änderten, daß Sünde nicht mehr Sünde wäre", sagte sie wie träumerisch. Und mit einer unbeschreiblichen Gebärde wendete sie sich um, hing sich an Streichers Hals, küßte ihn und sagte liebenswürdig: „Denn siehst Du, ich möchte gar zu gern ein wenig sündigen, liebster Mensch!"

„Mach die Augen zu, daß Du nichts siehst, Freund

Hermann!" mahnte Streicher launig, indem er das schöne Weib wieder küßte. „Du bist unter sündhafte Menschen gerathen, junger Held!" — —

Die Magd trat in's Zimmer und frug, ob sie das Abendessen anrichten dürfe. Streicher und Ada bejahten, worauf die Alte mit einem häßlichen Grinsen wieder hinausging. Streicher lud Hermann ein, unterdessen aus seinen Gedichten, den „Liedern der Sünde", etwas vorzulesen; Ada müsse diese vorzüglichen Sachen kennen lernen. Hermann zögerte, aber Streicher ging zu seiner Bücherei, holte das goldverbrämte Bändchen herunter, schlug es auf und hielt es dem jungen Dichter hin. Von einer seltsamen Regung erfaßt, blätterte dieser ein Gedicht auf und las:

Nixensünden.

„Weiße Nixe in der grünen Fluth
Wälzt sich durch die Welle voller Gluth,
Strählt das Haar und lacht vor Liebeswuth
Und sie singt in hellem Uebermuth:

Nixensünden sing' ich in der Nacht,
Wo der Mond verschwiegen droben wacht!
Schäm' Dich, Kuppler Mond! Und schwinde sacht
In Dein Wolkenbett voll dunkler Pracht.

Drunten schläft der Nixenwütherich,
Mit dem Flossenschwanz bedeckt er sich,
Und er schnarcht, daß sich die Welle kräuselt,
Und er träumt, daß ihm die Flosse säuselt.

Schlafe, schlafe, Du betrogner Fisch,
Schnarche, daß erbraust der Wellengisch;
Auf der Welle wiege ich mich frisch
An der Erde reichem Liebestisch.

Einen süßen, schönen Menschenmann
Schlang mein Arm in seinen Zauberbann,
Ueber seiner Brust mein Haar zerrann,
Und sein Liebchen weint im fernen Tann.

Heimlich stahlen wir einander weg,
Liebten uns in süßem Wonneschreck.
Mond, Dein kühles Licht wird nie ergründen,
Wie so süß sind kühle Nixensünden!"

Als Hermann das Vorlesen geendigt hatte, erschrak er über sich selbst. Er hatte, indem er sich im Ausdrucke mehr und mehr steigerte, zuletzt einen wahrhaft teuflischen Ton angeschlagen. Streicher wunderte sich, den jungen Menschen mit den unschuldigen Augen und dem fast mädchenhaften Gesicht in eine solche Höllenlaune ausbrechen zu sehen. Aber diese Frechheit war ihm gerade recht. Als Hermann die Worte las: „Heimlich stahlen wir einander weg", drückte Streicher leise die Augen zusammen, so daß er selbst den Ausdruck einer diebischen Katze zeigte. Ada saß mit weitgeöffneten Augen da, als träume sie. Als Hermann geendet hatte, stand sie auf und sagte ruhig:

„Das ist ein schönes Gedicht. Sind noch mehr von dieser Art in dem Buche?"

„Lauter sündhafte Geschichten", meinte Streicher. Er hat alle Schandthaten der Menschheit in Gedanken

durchgemacht und alle besungen. Dabei ist er aber beinahe noch rein wie eine Jungfrau. Er ist voller Angst um unser Seelenheil und predigt uns durch die ironische Blume."

„Sie sind immer brav gewesen?" frug Ada den jungen Menschen. Und da dieser unwillig erröthete, sagte sie: „Nun liebe ich Sie erst recht, mein lieber Freund Hermann!" —

„Willst Du Frau Becker zu Tische führen und ihren Arm nehmen?!" sagte Streicher etwas kurz angebunden. „Das Essen steht bereit."

Hermann reichte Ada den Arm. Er fühlte ihre Schulter in gleicher Höhe mit der seinen und empfand mit einem wonnigen Gefühl, wie groß sie als Frau war. Sie drückte seinen Arm leise, aber mit einer verhaltenen Innigkeit, sodaß er etwas bestürzt durch die verhangene Seitenthüre in ein behagliches Speisezimmer trat. Da war eine Tafel, ganz verhangen mit einem weißen Tischtuch, das noch nie benutzt schien, mit drei Gedecken belegt. Kunstvolle Porzellanteller, ein schöner silberner Tafelaufsatz, Blumen und Gläser zierten das Ganze. Es war ein einladender Anblick und Ada's Augen musterten sogleich die feinen Spitzentellertücher, das Tafeltuch und sonstige Geräth. Ganz beglückt rief sie aus:

„Wie reizend das Alles ist!"

„Es sind Lilis Sachen, die sie zugebracht hat."

Ada ließ Hermanns Arm los, ergriff ein Tellertuch und musterte es. „Wie wunderhübsche Sachen Deine Frau hat!" sagte sie ganz harmlos. „Und was für

einen guten Geschmack! Wie Schade, daß sie nicht hier ist. Wenn sie heimkommt, wird sie wie die sieben Zwerge sagen: Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? Wer hat von meinem Schüsselchen genascht? Und dann mußt Du sagen: Schneewittchen hat es gethan. Nun setzt euch, ihr Männer, ich will hier ein bischen Frau Streicher spielen und euer Essen anrichten. Freund Hermann sieht mir so mißtrauisch drein, als verstände ich von der Wirthschaft gar nichts. Wenn wir das nächste Mal zusammen sind, werde ich mir gestatten, für die Herren selbst zu kochen."

Hermann stand fast erstarrt da. Vor seinem Auge an der Gegenwand gerade hinter Ada hing ein Bildniß, ein Kniestück, welches Frau Streicher in jungen Jahren, aus der ersten Zeit ihrer Ehe, darstellte. Etwas unsicher und beklommen war der Ausdruck dieses jungen Frauengesichtes, etwas gedrückt, wie Jemand dreinsieht, der Andern nicht gern in die Augen blickt, weil er fürchtet, man würde eine geheime Schuld errathen, die ihn belastet. Und doch war etwas Duldendes und Anziehendes in der ganzen Erscheinung. Hermann war nicht im Stande, im Angesichte dieses Bildes sich an den Tisch zu setzen, der mit dem Speisegeräth der hintergangenen Ehefrau geziert war. Und doch drängte ihn ein unheimlicher Trieb hier mitzuessen. Die Früchte auf dem Tische, das Geflügel, zierlich mit Grün umlegt, der Salat — Alles lockte, als könne es kein köstlicheres Mahl auf der Erde geben. Wie der verbotene Apfel im Paradiese glühte eine aufgeschnittene Blutorange dem jungen Manne entgegen.

Streicher entkorkte eine Schaumweinflasche und in derselben begannen schon einzelne Perlchen aufzusteigen, ehe der Kork an die Decke fliegen sollte. Das Alles war so unheimlich verführerisch, daß Hermann im seltsamsten inneren Kampfe stand. „Setzen Sie sich doch," wiederholte Ada mit einladender Gebärde.

„Nicht eher," brachte Hermann mühsam heraus, „als bis Ihr mir sagt, was mit Euch Beiden werden soll. Streichers Frau hat mich manchmal mit diesen Tellern bewirthet; dort blickt sie von der Wand —"

„Siehst Du wol?!" lachte Streicher. „Da wird ihm nun schon bei seiner Gottähnlichkeit bange. Erst spielt er den leibhaftigen Teufel, daß selbst mich bei seinen Sündenliedern gegruselt hat und nun! Es ist ihm zu heiß in seiner Sündenhaut!"

„Sie sind gut und brav!" sagte Ada zu ihm mit einem Ausdrucke ihrer Augen, als habe sie ihm eine Liebeserklärung zu machen. „Sie haben Recht zu fragen, wo hinaus wir tollen, sinnlosen Leute wollen. Ach, wir leben ja doch wie in einem Rausch!"

„Mach keine Umstände, setze Dich her und iß mit uns! Ich glaube, mein guter Hermann, daß Du annimmst, wir sitzen hier in der Absicht zusammen, uns binnen kurzer Frist zu heirathen, Staat und Kirche zur Anerkennung unsrer Ehe pflichtschuldigst aufzubieten und sonst alle zusammenhängenden Pflichten zu erfüllen, wenn wir von unsren beiderseitigen Gatten geschieden sind. Ich bin ein unglücklicher Mann; meine Frau vermag mir keine Kinder zu schenken; ich komme erst zu Verstande,

wenn ich ein Weib nicht nur, sondern auch ein Kind mein eigen nenne. Damit denke ich, kannst Du zufrieden sein und mit uns anstoßen!"

Hermann athmete auf. Er rückte einen Stuhl und setzte sich. Ob er Streichers Worten glaubte, wußte er selbst nicht, aber er wollte sich wenigstens vor sich selbst so anstellen, als glaube er daran, um seinem Triebe folgen zu können, an dem Mahle theilzunehmen. Von Stund' an wurde er sehr ausgelassen und gab sich nun ganz dem Genusse hin, glücklich zu sein mit den Glücklichen, zu genießen mit den Genießenden, zu sündigen mit den Sündern, indem er mitlebte, was die Welt verdammt. — „So stoße ich denn vor Allem an auf das Glück Eurer Ehe!" rief er übermüthig aus, indem er seinen frisch gefüllten Schaumweinkelch erhob. „Ich erbiete mich hiermit Pathe zu stehen bei Eurem ersten Kinde und lasse es im Voraus mitleben!" Ada lehnte sich an Streichers Schulter und indem Beide die Gläser erhoben und mit Hermann anstießen, küßte sie den Hausherrn feurig und mit mächtiger Leidenschaft. „Wie schmeckt das?" frug sie mit dem Ausdrucke entfesselter Sinnlichkeit.

„Und ich muß dasitzen und zusehen am Trompetertischchen der Liebe, während es Euch so wol geht!" bemerkte Hermann halb scherzhaft, halb kläglich. „Es ist zu schändlich!"

„Armer Mensch!" sagte Ada, indem sie ihm einen Blick des Mitgefühls schenkte. „Aber warte, ich begreife, mein Söhnchen, daß es schmerzhaft ist unser Einem so zu=

sehen zu müssen. Komm her, lieber Mensch!“ Und mit diesen Worten zog sie ihn mit ihrem Arm von der Seite an sich heran, sodaß sein Haupt auf ihren Busen zu liegen kam; sie bog ihm den Kopf zurück mit der andren Hand, wie einem Kinde; sie neigte ihren Mund hernieder und küßte ihn mit solchem süßen Feuer der Leidenschaft, daß ihn ein Schauer überlief und er mit halb geschlossenen Augen duldete, wie eine flammende und heftige Liebkosung über ihn erging.

„So, nun hat er genug!“ sagte Ada, indem sie ihn freiließ. „Denken Sie an diese Küsse, junger Mensch, wenn Sie einmal eine Frau nehmen. Sie wissen nun, wie die Küsse von Frauen schmecken, die ihre dummen Männer hintergehen. Küsse einer Ehebrecherin! Du bist nun gezeichnet, junger Freund. Ein Kainsmal ist nichts dagegen. Der Herr des Himmels hat das Zeichen seines Fluches auf Deine Stirn und Deine Lippen gesetzt durch den Mund eines gefallenen Engels!“

„O, Du schöne Teufelin!“ stieß Hermann hervor, indem er auf die Frau mit einem glühenden Blicke schaute. Sie strich sich leicht mit beiden erhobenen Armen die Haare zurück, während ihr Busen wogte und ihre Augen in einen Abgrund von Leidenschaft blicken ließen. Und während sie so halb sinnlos schien, veränderten sich plötzlich ihre schönen Züge, ein Ausdruck, wie der schreckliche Blick der Meduse ging einen Augenblick über ihr Gesicht; ein herbes, böses Lächeln ließ sie wie eine Männerverschlingerin erscheinen; aber milder und milder wurde das Lächeln, um endlich einem tief schwermuths-

vollen Ausdruck zu weichen, der sie wunderbar anziehend erscheinen ließ.

„Alles hat ein Ende, junger Mann!“ sagte sie nun mit einem Tone, in dem Milde und zurückweisende Strenge gemischt war, so daß er es sofort unterlassen mußte, ihr noch ferner feurig in die Augen zu sehen. Er senkte die Augen. Es ward stille am Tische. Ein Gefühl, als sei etwas Furchtbares, Entsetzliches geschehen, beherrschte einen Augenblick die Gemüther. Hermann hatte wirklich ein Gefühl, als sei er gezeichnet. Streicher hatte den ganzen Vorgang stumm beobachtet; er hatte die Leidenschaft der Frau mit einer stillen, tiefgehenden Erregung gesehen und schien zufrieden damit zu sein. Während der Stille am Tische hörte man nur seine etwas schweren Athemzüge gehen; er blickte nach dem Bilde seiner Frau hinüber und musterte es nachdenklich. Dann schenkte er bedächtig sich ein Glas Perlwein voll und schlürfte es langsam und mit einem unendlichen Behagen leer. Und mit einem Ausdruck des Bedauerns zugleich und der Genugthung schielte er über den Glasrand weg auf Hermann. Er schien zufrieden, daß seine Schule so gut anschlug und doch auch wieder zu beklagen, daß dieser junge Mann nun wol unaufhaltsam in eine Zerstörung seiner edleren sittlichen Kräfte verfallen mußte.

Es war dunkler und dunkler geworden. Man erhob sich vom Tische. Ada betrachtete, an Streicher angelehnt, lange das Bildniß der Frau Streicher. Das blickte noch immer gedrückt und stumm und unbewegt über die Gruppe weg. „Was die gute Lili jetzt wol thun mag!“

frug Ada. „Wird sie von Dir träumen, Eduard?“ Und indem Ada sich umwendete und den Tisch überblickte mit den abgegessenen Tellern, den halbleeren Gläsern und der ganzen Verwüstung von übergeschäumten Weinflecken, Geflügelknöchelchen und zerknitterten Tellertüchern, wiederholte sie lächelnd: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? Wer hat aus meinem Gläschen getrunken? Wer hat von meinem Schüsselchen genascht?!“ —

Streicher und Hermann begleiteten, als die Nacht hereingebrochen war, Ada nach Hause. Sie hatte Wohnung in dem Kosthaus gefunden, wo auch Eva Eschenbach hauste. In tiefer Erregung gingen die Drei durch die nächtlichen Straßen. Streicher führte Ada. Am Eingang des Gartens vor dem Kosthause reichte Ada Hermann schnell die Hand, küßte Streicher flüchtig und verschwand hinter der Gartenthür. Als sie in den erleuchteten Hausflur eintrat, sah man noch einmal ihre schwarze hohe Gestalt in den langen Korridor hinterschreiten wie ein Bild der Nachtgöttin, wie eine Kornmuhme, von deren Schritt die Kornähren brandig werden, wenn die finstere Nachtgestalt sich zeigt. Ein Windzug ging durch den Korridor und verlöschte die Lampe, als drinnen die dunkle Gestalt verschwand. —

Siebentes Kapitel.

Seit Ada Becker neben Eva Eschenbach Wohnung genommen hatte, war auch für letztere ein unruhiges Leben eingezogen. Besuche kamen fortwährend und gingen. Adas Zimmer waren neben dem ihrigen gelegen; es ergab sich wie von selbst, daß das junge Mädchen gar oft der Nachbarin Gesellschaft leistete, welche etwas darin zu suchen schien, Herrenbesuche niemals allein zu empfangen. Streicher kam mehrmals, aber stets in Begleitung Conrad Hermanns und Eva lernte diesen jungen Mann kennen, welcher eine bescheidene Unterhaltung mit ihr anknüpfte, während Streicher und Ada über Malerei und Bildhauerei stritten. Sie waren fast immer verschiedener Meinung. Ada liebte das Ideale und harmonisch Schöne, sie vergötterte das griechische Alterthum, während Streicher erklärte, am Besten wäre es, wenn wir nie etwas von dem griechischen Göttergerümpel gesehen hätten, das eine

leblose, ausgeklügelte Schönheit darstelle, die uns nur den eigenen unendlich vollsaftigeren Stammestrieben entfremde. Es kam darüber zu heftigen Wortgefechten und niemand hätte ahnen können, daß unter diesem äußeren Scheine sich ein leidenschaftlicher Liebeskampf der Beiden verbarg. Es war, als fänden Ada und Streicher einen besonderen Genuß in Gegenwart dieses schönen und sinnigen Mädchens sich zu sehen und zu streiten, um in dieser Weise eine verfeinerte Würze ihres Verhältnisses zu haben. Hermann unterdessen hing mit stiller Bewunderung an dem Munde Eva's und er wagte nur scheue und bange Blicke auf die Augenlider des Mädchens zu richten, für das sich langsam eine stille und verzweifelte Leidenschaft in ihm entwickelte.

Auch der Oberst von Sprecher fand sich bei Ada ein, denn sie hatte gegen Streicher den Wunsch geäußert, alle seine Freunde kennen zu lernen. Es war, als wollte sie Streichers Wesen recht nach jeder Richtung studiren, indem sie sah, was für Freunde er hätte. So war es denn ein engerer Kreis von Besuchern, der sich in Ada's Zimmer zusammenfand, eine Gesellschaft der Unzufriedenen und Aufgeregten, an welcher Eva mit Staunen sah, wieviel Groll, wieviel Verzweiflung am Leben, wieviel unklares Wollen, wieviel zerfaserte Begriffe und ziellose Emancipationslust in zahlreichen Geistern zu herrschen schien. Der Oberst schloß eine seiner galligten Reden, welche darauf abzielte, mit den Worten: Es ist kein Wunder, daß es so ist in einer Zeit, in einem Lande, das in fortwährender Kriegsbereitschaft steht, ohne loszuschlagen,

nachdem man fast zwanzig Jahre lang diese Gewitterschwüle ertragen hat, der doch kein Gewitter folgt. Das ist, um buchstäblich aus der Haut zu fahren. Und so bleibt das Leben schwül und schwüle Gedanken brütet es aus.

Man sprach viel von Streicher's neu zu gründendem Blatte, welches diesen Stimmungen Ausdruck verleihen sollte; der Oberst versprach, über Militärisches zu berichten; Ada wollte Berichte über Malerei und Bildhauerei schreiben; ein Herr von Wilsau, der öfters in Begleitung Hermann's und Streicher's kam, wurde unter die Vertrauten des Blattes gezogen. Das war ein kleiner, buckliger Aristokrat, der stets im schwarzen Cylinder auf dem Corso der Stadt auf- und abschlenderte; ein Sonderling, in welchem ein ganz erstaunlicher Cynismus der Denkart entwickelt war. Wenn er mit seiner langen, bleichen Hand Eva's Hand ergriff und sie an seine Lippen führte, ging ein kühler Schauer in ihr Inneres, kühl wie die Seele dieses Buckligen. Es konnte nichts Umstürzlerisches, nichts Unsittliches, nichts Verbrecherisches geben, das er nicht für vollkommen in der Ordnung fand. Auch er war ein geschworener „Naturalist", doch waren, wie er oft mit Genugthuung erzählte, Lorenz Sterne mit seinem „Tristram Shandy" und Lichtenberg seine Lieblingsschriftsteller. Er lebte als Junggeselle von seinen Renten und hatte sich an Streicher angeschlossen, da dessen Pariser Lebensart ihm gefiel. Mit lächelnder Miene nahm er an den Gesprächen Theil, stets von wählerischem Benehmen, stets von einer gleichförmigen Höflichkeit und stets cynisch gesinnt. Er nannte sich einen

Weltbürger aus dem vorigen Jahrhundert und spöttelte über das vaterländische Gefühl der Völker mit mitleidigem Lächeln.

In solch' bunter Gesellschaft fand eines Tages Heinrich Hochstein bei einem Besuche Eva Eschenbach. Er hatte einen Widerwillen gegen diese ganze angefaulte Gesellschaft und sah mit Erbitterung, daß Eva sich in dieser Umgebung ganz wol zu fühlen schien. Streicher wußte durch einige Redensarten, die er ihm entgegenwarf, es auch gleich so einzurichten, daß man ihn als einen Gesinnungsgenossen bewillkommnete und zwar mußte abermals seine Naturwissenschaft zum Vorwand dienen. Er sah sich bald umringt von den plaudernden Herren, die alle möglichen Fragen an ihn stellten, ob zum Beispiel in der Thierwelt der Ehebruch sich bereits vorgebildet finde, ob Ehepaarung oder Vielweiberei als die wirthschaftlichere Einrichtung der Natur zu betrachten sei, ob Urzeugung, Jungfernzeugung und Zwitterthum der Schnecken uud Kerfe oder die Theilung in das männliche und weibliche Geschlecht als die vernunftgemäßeste Art der Hervorbringung neuer Wesen zu betrachten sei. In natürlicher Gegenwirkung gegen alle diese Fragen, die ihm lästig waren, machte er einige böse Witze und sagte, daß bei Hirschen, Gemsen, Walrossen und Robben und anderem Gethier der Ehebruch allerdings sehr beliebt sei, da sehr oft, wenn der Bock der Heerde seine Damen gegen einen fremden Bock mit seinen Hörnern schütze, die Damen sich dies zu Nutze machten und unversehens irgend einen jüngern Hirsch mit ihrer Liebe begünstigten,

der zu schwach sei, um sich selbst eine Heerde von Gemahlinnen zusammen zu treiben. Er hatte dies kaum erzählt, als Ada sich entrüstet erhob, Eva unter den Arm faßte und sie mit den Worten fortführte: „Kommen Sie, Fräulein, für diese Thierwissenschaft haben wir Beide, hoffe ich, keinen Sinn. Ich begreife nicht, wie man die heiligsten und höchsten Einsetzungen der Menschheit auch nur im Scherz mit den Instincten wilder Bestien vergleichen kann!"

Von Stund an haßte Ada Heinrich Hochstein und suchte gegen ihn bei Eva zu schüren, um womöglich eine Verheirathung dieser Beiden zu hintertreiben.

Heinrich war mit der Absicht gekommen, Eva ein wenig zu seinen Anschauungen zu erziehen. Er war nachdenklich geworden über das seltsame Verhältniß, welches das Mädchen mit ihm unterhielt. Anfangs hatte er es für eine Laune der Verliebtheit gehalten, daß sie mit ihm im Stande eines Liebesverhältnisses verkehrte, ohne sich doch als seine Verlobte zu betrachten. Er sah aber bald, daß es thatsächlich ihre Unfähigkeit war, sich in seine Anschauungen, seine naturalistische Heiterkeit zu finden und er wurde sich dadurch erst bewußt, daß er allerdings eine Art in sich ausgebildet hatte, in die Welt zu blicken, welche nur wenige Menschen theilten.

Er beschloß also allen Ernstes, das Mädchen zu seinen Anschauungen zu erziehen, sie einzuweihen in die Geheimnisse seiner Forschung und ihr die zarte und feine Poesie derselben klar zu machen. Denn das war ihre öftere Klage: daß seine Redeweise, sein Denken so un=

poetisch sei, daß der zarte Schmelz und Duft der Dinge ihr verloren gehe, wenn er von der Naturwissenschaft rede. Wie ein trostloses Gerippe schiene ihr das Leben. Er verwünschte die Dichter, welche sie las, denn er glaubte, daß diese vor Allem daran Schuld seien, wenn dem Mädchen gerade all' das unpoetisch schien, was ihm höher als alle Poesie dünkte. Er ward aber mit Staunen gewahr, daß hier ein tieferer Gegensatz zu herrschen schien, welcher überall in seiner Zeit hervortrat.

Durch eine gelegentliche Bemerkung regte er zunächst bei Eva den Wunsch an, einmal gemeinschaftlich den botanischen Garten der Hauptstadt zu besuchen, der durch seine Pracht und Reichhaltigkeit weit berühmt ist. Es wurde ein schöner Nachmittag dazu bestimmt. Kaum aber hatte Ada Becker davon Kunde erhalten, als sie sich bei Eva anbot, sie zu begleiten, und die Folge war, daß, als Heinrich sich einfand, um das Mädchen abzuholen, die ganze Gefolgschaft Ada's, Streicher, Hermann, der Herr von Wilsau und der Oberst schon beisammen saßen, um gemeinsam unter Heinrich's Führung den botanischen Garten zu besichtigen.

Zwei Sphinxe lagerten am Eingang in den Pflanzengarten, zwischen denen Eva an Heinrich's Arme in das Eingangsthor trat, welches ein ägyptisches Portal bildet. Die übrige Gesellschaft folgte lachend und plaudernd nach. Schon der erste Blick in die Anlagen hatte etwas Bezauberndes und Fremdartiges. Neben Sümpfen und stillen Teichen, um welche Trauerweiden und deutsche Farren sich neigten, sah man kleine Gebirge aus Granit

und Kalkblöcken sich hinziehen, zwischen denen zierliche Pürschpfade auf- und abführten. Heinrich erzählte, daß auf dem einen dieser Gebirge die Flora unserer Alpen, auf dem anderen die Pflanzenwelt des Himalaya, und auf dem letzten kleinen Gebirgszuge die Flora der südamerikanischen Anden gezogen werde. Durch gebogene Laubengänge sah man kühle Grotten, im Hintergrunde des ganzen großen Gartens erhob sich ein mächtiger Glaspalast mit einer runden Kuppel, um den sich die kleineren Gewächshäuser lagerten. Gleich beim Eingange erstaunte Eva über eine mächtige Agave, eine stachelige Cactuspflanze, welche drei Mann hoch in einem mächtigen Stabe aufgeschossen war seit wenigen Wochen und nun die reizvollsten Blüthen aus dem stacheligen und warzigen Blüthenschafte hervorsprießen ließ.

„Wir sind auf einmal mitten im Lande Mexiko", meinte Heinrich. „Dieses seltsame Pflanzengebilde, die Agave filifera bevölkert das mittelamerikanische Land. Hier sind zehn Centimeter verzeichnet, welche an einem Tage aufgeschossen sind. Dieses Gras kann man wirklich wachsen sehen."

Eva staunte, wie durch einen Zauber in eine fremde Welt versetzt, das blühende Gebilde an. Rings umher sprossen in der Gartenerde einige hundert Aloëpflanzen, grüne fette Blattgebilde wie vom Drechsler gearbeitet, aus denen aber an langen Stengeln, die Eva bis fast an die Brust reichten, zarte, lichtrothe Blüthen sich entrollten. Ein ganzer kleiner Wald von Cacteeen, Opuntien, Agaven und seltsamen Fettpflanzen wuchs herum. Da

waren mannshohe, knorrige, braune Stämme, aus denen oben ein grüner Stern von steifen Blattgebilden herausstarrte, andere dieser Pflanzen glichen grünen Korallen oder trugen palmenartige Blattfächer wie aus einem dicken, grünen Leder geschnitzt. Wundersame Kolben, gleich den Morgensternen mittelalterlicher Landsknechte, stellten andere Pflanzengebilde dar; riesenhaften Hahnenkämmen glichen die cactusfetten, stacheligen Blätter verwandter Gestalten. Eine träumerische, beklemmende Regungslosigkeit aber weilte über Allen; der leichte Wind, welcher die Steinbrecharten und braunen Potentillenblumen des kleinen Himalayagebirges streichelte, ging spurlos an diesen afrikanischen und mexikanischen tropischen Gewächsen vorüber. Sie glichen Seesternen und regungslosen Meeresquallen. Wie erstarrt standen die Fremdlinge gegen einander geneigt und es schien eine bleierne, unheimliche Ruhe in ihrem stummen Pflanzendasein.

„Das ist nun so meine Welt, liebe Eva!“ meinte Heinrich, „was Du hier um Dich siehst. Welche eigenthümliche Mischung der Stoffe, welches Zusammenwirken von Sonnenstrahlen, Wärme und herabziehender Schwerkraft der Erde es bewirkt, daß die Blätter dieser Aloë sich wie geschnitzt umeinanderlegen, gleich Zwiebelschalen, während statt dessen drüben die Nadelhölzer ihre Blattnadeln bald quirlförmig um den Blattstand entwickeln, bald fingerartig verzweigt, bald sternförmig! Wer deutet mir diese Muehlenbeckia complexa, diesen wilden, großen Haarwust, der aussieht, wie aus der Haarschachtel eines jungen Mädchens, während die stumpfgrünen Blättchen

in der Form von Wasserlinsen aus diesem Gewirr von Fäden herausschauen? Und all' das ist eigentlich dasselbe. Im Grunde ist die ganze Pflanzenwelt dieser Erde eine große, schlüpfrige Schleimmasse, die um den ganzen Erdball dünn wie ein Mehlthau gelagert ist, ein ungeheurer Urschleimschimmel, in dem wir, je nach den Wirkungen der Sonne, des auftreibenden Wassers und der darin kreisenden Erdenstoffe diese eigenthümlichen Gestalten erblicken."

Eva hatte bei den letzten Worten unwillkürlich ihren Arm dem Arme Heinrich's entzogen. Noch eben durch den Anblick der regungslosen tropischen Pflanzen, die zu schlafen schienen, wie in Dornröschens Schloß, in ein Traumland versetzt, fühlte sie sich unangenehm erweckt durch die Bemerkung des Naturforschers, welche ihr über die Maßen mißfiel. Ada, welche sich mit Streicher genähert und zugehört hatte, bemerkte Eva's Bewegung; sie sagte mit einer entsprechenden Gebärde: „Abscheulich!"

„Es kommt ganz darauf an, wie man die Sache ansieht, gnädige Frau!" versetzte Heinrich mit artiger Ironie. „Thier und Mensch nährt sich von diesem Pflanzenurstoff und seinem Eiweiß; es ist kein Wunder, daß auch wir Menschen eine solche Gallertmasse durchgestalteten Urschleims darstellen. So sind auch wir nur eine Art von Blasen, aus dem allgemeinen Protoplasmavorrath aufgegohren, freilich mitunter sehr schöne Blasen!"

„Vorzüglich!" meinte Streicher.

„Nein, gar nicht vorzüglich!" entgegnete Heinrich nun wieder, der sich ärgerte, diesen Beifall entlockt zu

haben, den er nicht suchte. „Was ich sagen wollte, ist nur, daß diese ganze Pflanzenwelt, welche wir hier um uns sehen und welche die Flora der Erde vertritt, als ein einziges, großes Lebewesen zu betrachten ist, welches sich je nach Art und Lage, nach der schaffenden Kraft der Sonne mit all' ihrer Wärme, ihrem Lichte und ihrer Electricität zu unendlich verschiedenen Gestalten im Kleinen ordnet, denen die äußeren Gestalten der Pflanzen mit ihren Blättern, ihren Blüthen, ihren Staubfäden, zum bildgerechten Ausdruck werden. Ist doch die einzelne Blüthe selbst nichts Anderes, als ein Blattgebilde, eine Metamorphose, eine Umwandlung des grünen Blatttriebes in das blätterige Gebilde, welches wir die Blume nennen; ist doch in dieser der Staubfaden selbst abermals, wenn Sie wollen, ein entarteter, verkümmerter Blatttrieb, welche Gestaltverkümmerung es erlaubt, daß die Urstoffe, welche er im Blüthenstaube enthält, sich derart verdichten, daß sie zur Befruchtung und Fortpflanzung neuer Keime tauglich werden."

„Demnach wäre also eine Blume überhaupt keine Blume?!" meinte Ada etwas anzüglich. „Sie leugnen uns die Rosen, die Nelken, die Lilien und all' diese schönen Blumen einfach weg und machen sie zu gewöhnlichen Blättern? Und Sie wollen Bräutigam sein, wollen dies hübsche und liebenswürdige Frauenzimmer heirathen, das ganz betreten ist über Ihre Behauptung?!"

Ada ergriff mit spöttischer Gebärde Streicher's Arm. Sie hatte richtig beobachtet. Eva stand erschrocken und etwas bleich geworden neben Heinrich. Was er gesagt

hatte, daß die Blume nur ein Blatttrieb sei, hatte sie mitten im Anblick so vieler reicher Blumengebilde mit einem leisen Schauer erfüllt. Etwas gleich einer unbestimmten Furcht, als müsse nun alle Lebensfreude verflüchtigt sein, wenn die Blume, die geliebte Blume, die Lust aller Seelen, nicht mehr das zauberhafte Räthsel der Pflanzenerscheinung sei, ergriff ihr Herz. Sie liebte Blumen über die Maßen und hatte sich im Stillen manchmal gegrämt, daß Heinrich ihr noch keine einzige Blume zum Geschenk gemacht habe. Nun glaubte sie auf einmal zu fühlen, wie leer es in seinem Innern sein müsse, wenn ihm diese geliebten Blumen nichts Anderes sein konnten, als verkrüppelte, gefärbte Blattgebilde, in welchen sogar die zarten reizenden Staubfäden nur Blattkrüppel sein sollten. Ihr erschien diese ganze Ansicht so arm, daß Alles immer wieder dasselbe sein sollte, daß sie im Stillen für Heinrich ein Bedauern fühlte, der die Schönheit der Welt so einförmig in seinem Geiste sah. Da ihr Ada mit der Aussprache ihrer Empfindung zuvorgekommen war, so blickte sie Heinrich mit einem verwirrten Ausdrucke an. Er mußte lächeln darüber und sagte behaglich: „Warum sollte ich Ihnen nicht die Blumen wegplaudern?! Schöne Frauen schmücken sich nicht nur mit Blumen im Haar, sondern spießen auch todtes Metall in ihre Ohren und die Negerinnen hängen sich eiserne Ringe in die Nase. Es werden keine Ideale fallen, wenn wir in den Blumen zunächst die Fortpflanzungswerkzeuge der Pflanzen sehen, mit welchen sich schöne Schäferinnen ihren Busen schmücken. Man

sollte in der That junge Damen mit den Blättern der Pflanzen beschenken, sich Blätterkränze machen!" setzte er scherzhaft hinzu. „Uebrigens will ich Ihnen eine Pflanze zeigen, wo Sie deutlich den Uebergang des Blattgebildes in die Blüthe sehen können."

Er ging voran und führte sie eine Freitreppe hinauf in den Glaspalast. Eva folgte in einer stillen, ihr selbst nur halbbewußten Traurigkeit. Sie hörte Alles stumm an und wagte keinen Einwand. Als sie in den Glaspalast eintraten, entrang sich ein Ausruf der Ueberraschung allen Lippen. Bis hoch in die oberste Kuppel des Palastes ragte eine ungeheure Palme und ließ von oben riesenhafte gefiederte Palmenblätter herabhängen, welche man bequem wie einen weiten Mantel um die Schultern hätte schlagen können. Ein starker, brauner Stamm ragte herrscherstolz über die prachtvollen Dattelpalmen, über die australischen Riesenfarren, über die Fächerpalmen, die Citronen und Orangen weg, welche den Glaspalast wie ein dichter Wald erfüllten. Heinrich erzählte, daß diese Palme, eine Livonia, die größte sei, welche sich in Europa befinde und in einem Alter von sechzig Jahren bereits eine Höhe von zwanzig Metern erreicht habe. Im Vorübergehen zeigte er den Besuchern die Baumwollenpflanze mit den lichtgrünen Stengeln und der Kapsel, aus denen die Wolle vorbricht; er machte Eva auf den Cacaobaum und den Zimmtbaum mit der braunen, würzigen Rinde aufmerksam; die Kaffeepflanze, die Pfefferpflanze, es war Alles in der reichen Pflanzen-Gewächshalle vertreten. Unter herabhängenden Lianen-

gewinden gelangten sie endlich zu einer mächtigen, großblätterigen Pflanze, welche Heinrich mit dem lateinischen Namen Crinum americanum bezeichnete. Große palmenähnliche Blätter an saftigen, breiten Stengeln zeichneten dieses Gewächs aus und neigten sich gleich einem großen Schirme über Eva's Haupt. Eine weiße, überschwellende Blüthe aber fiel aus einem langen, grünen Schaft heraus, der wie ein Ellenstab aufragte. Klar und unzweideutig sah man, wie dieser Schaft ein verdicktes und ineinander gerolltes Blatt darstellte; ja, man bemerkte andere Blätter, welche Ansätze zeigten, um sich ebenso zusammen zu falten, bis es diesem grünen Schafte gelungen war, die alte Blattgestalt zu verlieren und die lilienweiße Blüthe zu treiben.

Als Heinrich dies erklärt hatte, fand sich Jedermann durch den überraschenden Augenschein überzeugt.

Eva aber ward das Gefühl unbestimmter Trauer nicht los. Sie sagte endlich: „Ich bekenne, Heinrich, daß ich Dich noch immer nicht verstehe. Eine Blume ist doch immer eine Blume; wie könnte sie diesen Zauber auf uns ausüben und uns als der lieblichste Schmuck unseres Lebens erscheinen?! Was ich als eine Blume sehe, ist doch etwas ganz Anderes als das Blatt. Wozu hätte es den Namen der Blume, wenn es nur eine Verwandlung wäre?!"

„Liebe Eva", meinte Heinrich, „freust Du Dich nicht auch am bunten Schmetterling, der auf der Wiese flattert? Ist er nicht recht eine umherflatternde Blume, gleicht er nicht den Blüthen, auf die er sich niederläßt, und ist

sein Amt nicht sogar, die Blüthenstäubchen auf die Blumennarben zu überführen, damit sie befruchtet werden zu reifendem Samen? Nun siehe, auch dieser Schmetterling ist nur eine Verwandlung. Wie die Blüthe sich umwandelt aus dem grünen Blatte, so wandelt sich der Schmetterling um aus der grünen Raupe; wie der Schmetterling auskriecht aus der verpuppten Raupe, so verpuppt sich auch das Pflanzenblatt, wenn Du willst, um als zarte Blüthe auszukriechen. Ist es nun nicht schön, auf einer Erde zu leben im sternerfüllten Weltall, wo solche Dinge geschehen?! Sollte man da sich nicht lieben?!"

Er sah ihr innig in die Augen. Sie waren vor den Anderen vorausgeschritten und ganz verdeckt durch die überhängenden Farrenwedel, wo neue Farrentriebe in riesenhaften Schnecken spiralig aufgerollt des Augenblickes harrten, da sie sich zu vollen Farrenblättern auseinander falten sollten wie riesige Schmetterlingsflügel, wenn sie gerollt der Puppe entweichen.

Eva barg ihr Haupt plötzlich einen Augenblick an Heinrich's Brust, nachdem er geredet hatte. Dann küßte sie ihn mit einem Ausdrucke von Traurigkeit und sagte, als sei sie beschämt über ihre eigenen Gedanken: „Was Du sagst, ist so sinnig und schön! Und doch, Heinrich, daß Du mir die Blumen genommen hast, das werde ich nur schwer verwinden. Ich begreife nun, warum man so sonderbar lustig sein muß über diese Welt und ihre Sterne, wenn man nicht mehr an die Blumen glaubt. Aber ich könnte niemals diese Heiterkeit erringen und

bin traurig, daß Du mir die Blumen nimmst! Was hat unsere Liebe nun noch für Werth?!“

„Liebe Seele“, flüsterte Heinrich mit einem Anflug von Verklärung, „sie hat auch nur den Werth, zwei Menschenkinder auf diesem Erdball, da er noch unvereiset war, glücklich gemacht zu haben unter tausenden von Geschlechtern.“

„Ich bin nicht glücklich!“ sagte Eva wehmüthig.

Die Gesellschaft besichtigte noch ein zweites Gewächshaus, wo insbesondere über dreihundert verschiedene Orchideen gezüchtet wurden. Unter allerhand Seltenheiten sahen sie die Wundergestalt des Venusschuhes, jene Blüthe, welche einem zierlichen Frauenpantoffel gleicht im Stile einer italienischen Renaissance, und auch hier schüttelte das Mädchen wie in Gedanken den Kopf, daß es möglich sein sollte, daß diese reizende, üppige und erstaunlich kunstvolle Gestalt in Heinrich's Sinne ausgedeutet werden könnte. Dann betrachteten sie wieder ein Aaronstabgewächs, das eine scharlachrothe, großmächtige Blüthe zeigte, welche gleich einer Meermuschel gewunden war, aus der ein üppiger, purpurfarbiger Befruchtungsstab herausragte, gleich einer langen, schmalen Zunge.

Als sie vor dem Venusschuh standen, hatte Streicher sich mit Ada genähert. Als er den Namen hörte und die Blüthengestalt betrachtete, fühlte auch er sich überrascht; er sagte: „Man sieht in Gedanken förmlich den zarten, rosigen Fuß der Frau Venus, wie er in diesen Pantöffelchen steckt. Die Damen sollten sich Schuhe nach

dem Muster dieser Blüthe machen lassen; es müßte reizend ausschauen, unter dem Kleidsaume diese Blumenpantöffelchen vorgucken zu sehen, in denen die Natur ausdrücklich die einzig naturgemäße Form der Frauenbeschuhung vorgeschrieben hat. Sie haben wol noch nicht bemerkt, meine Damen, daß die Bekleidung unserer Frauen überhaupt eine Nachahmung der Blüthen- und Blätterwelt ist. Die Schöße, welche sie rückwärts tragen, sind die reizendsten Blumenschöße, die Röcke entschieden nach dem Muster von allerhand Glockenblumen; die Mieder gleichen den Kelchen einiger Blumen auffällig, aus denen dann die eigentliche Frauenfülle hervorquillt; und so ist ein schönes Frauenzimmer trotz der Metamorphose der Pflanzen ein wandelndes Blumengebilde. Kein Wunder, daß wir uns daher auch mit Blumen beschenken."

Er verneigte sich liebenswürdig und überreichte Eva eine prachtvolle blaue Nymphäe, welche er dem Gärtner abgekauft hatte. Ada drohte ihm scherzhaft mit dem Finger. Eva war glücklich über die Blume. Sie wußte nicht, warum ihr auf einmal Streicher so ausnehmend gefiel. Wenn sie seine Rede aber mit den Reden Heinrich's verglich, so fühlte sie wol, wie vortheilhaft Streicher's sinnige Ansicht gegen des Naturforschers Anschauung abstach. Sie wollte eben die Blume an ihre Brust stecken, als Heinrich sie ihr leise aus der Hand nahm und die Gesellschaft um sich versammelnd sagte: „Sehen Sie diese prächtige Nymphe des Wassers? Gleicht sie nicht auch einem schmachtenden Frauenzimmer? Wie

verlockend die blauen Blüthenblätter! Wie sinnvoll die Staubfäden! Bitte, überzeugen Sie sich von ihrer Metamorphose! Jetzt wirft sie ihre Röcke ab. Sehen Sie!"

Dabei zupfte er langsam und bedächtig die Blüthenblätter ab und ließ sie zur Erde fallen; er zog die Staubfäden aus, bis er allmählich die ganze Blume zerblättert am Boden liegen sah.

Ein Ausruf der Verwunderung entrang sich dem Munde der Umstehenden. Eva sah ihn bleich und starr an, sagte aber kein Wort.

Streicher war sogleich zurück gegangen; er kehrte mit einer zweiten Nymphäa wieder und sagte: „Unser Forscher hat aus Versehen die schöne Blume zerstört. Ich führe nun die Ersatztruppe in's Feld, mein Fräulein. Darf ich bitten?!"

Eva war zu sehr betrübt, um sich über diese Aufmerksamkeit zu freuen. Sie lehnte Streicher's Geschenk ab. Heinrich wollte ihr einen dankbaren Blick zuwerfen, aber er traf nur einen kühlen Ausdruck in ihren Augen. Als sie dann verstimmt durch die Laubhallen fortschritten, und Eva's Blicke über den ganzen Pflanzenreichthum so vieler Gewächse dieser Erde schweiften, war es ihr, als sei diese bunte Welt des zarten Schmelzes beraubt und leise den Kopf schüttelnd summte sie vor sich hin: „Keine Blumen mehr, keine Blumenfreude mehr! Ist das die neue Zeit, welche sie heraufführen wollen?"

Zwischen den beiden Sphinxen traten sie aus dem botanischen Garten heraus, und Eva konnte lange nicht den starren Ausdruck dieser Weibergesichter mit den

Tigerleibern und den Tatzen vergessen, regungslos im starren Steine gelagert vor der berauschenden Welt der Blumenräthsel, welche hinter dem hohen Eisengitter in dem Zaubergarten wucherte unter den Bäumen, die da geheimnißvoll im Winde rauschten. Als sich das Thor hinter ihnen schloß, war es ihr, als sei sie aus Armidas Zaubergarten getreten, aus dem Garten der Circe, wo die Berührung des Zauberstabes der Göttin alle Wesen verwandelt, wie Heinrichs Wort vor ihrem Geist die Blätter in Blumen verwandeln wollte.

Schon am nächsten Tage brachte Heinrich ihr eine Reihe von naturwissenschaftlichen Büchern, welche er sie bat zu lesen, da er sie mit seiner Vorstellungswelt vertraut wissen wollte.

Er ahnte nicht, in welche Verwirrung er ihr Frauengemüth stürzen würde, als er ihr Darwins „Abstammung des Menschen", Lubbocks „Ursprung der Civilisation" und Schriften von Haeckel zum Lesen gab. In der redlichen Absicht, an seinen Angelegenheiten Theil zu nehmen, machte sie sich über diese Bücher, nicht ohne von einer geheimnißvollen Neugier ergriffen zu sein. Aber sie legte die Bücher nur mit einer tiefen Verstimmung und Verwirrung ihrer Seele aus der Hand. Wenn sie sah, wie aller Schmuck der Thierwelt, die prachtvollen Pfauenaugen der Schmetterlinge, die Mähne des Löwen, der Federschmuck der Vögel nur immer dem einen Zwecke der geschlechtlichen Zuchtwahl entsprechen sollten, wenn sie weiter den Menschen nach gleichen Grundsätzen betrachtet sah, so fühlte sie sich in irgend

einem dunklen Vorgefühl ihrer Seele verletzt. Als sie las, daß der Mensch im Leib seiner Mutter in einem gewissen Alter kaum von einem Hund zu unterscheiden ist, erschrack sie heftig und mußte das Buch wieder weglegen. Wie ein unheimlicher Schauer kam über sie die Frage, ob es unter solchen Umständen überhaupt angezeigt sei, daß sie jemals heirathe. Als sie einen Augenblick darauf Heinrichs Lichtbild, welches auf ihrem Tischchen vor ihr stand, ansah und fühlte, wie sie dies liebe Menschenantlitz liebte, und wie sie dereinst als Frau und Mutter wol auch kleinere Menschengesichter, diesem ähnlich, um sich sehen sollte, mußte sie in Thränen ausbrechen über die große Enttäuschung und Verwirrung, welche sie fühlte über das, was sie eben gelesen hatte.

Sie suchte sich bei Dichtern zu trösten; sie schlug ihren Schiller auf und las zufällig die Worte:

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.

Sie las weiter und fühlte sich tief erschüttert bei den Worten:

Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur!

Ja, ihr schien die Natur, ihre eigne Liebe schien ihr entgöttert und etwas wie eine Abneigung gegen den Mann, welcher die zartesten Reize ihres Lebens verblassen machte, schlich sich bestimmter in ihr Inneres.

Ada bemerkte, wenn sie herüber kam, die Veränderung, welche in dem Mädchen vorging; sie schürte mit mancherlei kleinen Mitteln gegen Heinrich, zumal Streicher sie darin bestärkte. —

Der Naturforscher hatte unterdessen eifrig seinen Forschungen obgelegen. Ermuthigt und bestärkt in seinen Untersuchungen unter der Linse durch den heuchlerischen Beifall Bauers, hatte er seine ganze Arbeitskraft dieser Sache gewidmet. Wenn Nägelein kam und Heinrich über seinen Vergrößerungszurichtungen fand, welche das Räthsel der Bewegungen der Pflanzenthierchen lösen sollten in allerhand Säuren und Alkalien, konnte der Alte sich einer Art von Mitleid nicht erwehren, daß der Mann sich so gründlich auf einer falschen Fährte verrannte, wie er wenigstens glaubte. Aber er sagte doch nichts und überließ mit ruhiger Schadenfreude den Forscher seinem Schicksal. Schon mehrfach hatte er etwas von einer wissenschaftlichen Reise verlauten lassen, die Heinrich unternehmen müsse, bis er eines Tages mit der Nachricht kam, Professor Bauer habe durch einen wissenschaftlichen Freund in Südamerika erfahren, daß sich auf einer Pflanze, welche in den Wäldern des Amazonenstroms wachse, eine ganz ähnliche Mikrobe finde, wie diejenige, welche Heinrich entdeckt habe. Dieses Wesen gäbe erstaunliche Aufschlüsse über die ersten Spuren der thierischen Belebung im Sinne von Heinrichts Untersuchungen. Letzterer war sogleich voll Feuer und Flamme, wollte Näheres wissen und begab sich zu Bauer. Dieser erklärte mit einiger Zurückhaltung, daß allerdings die Berichte seines Freun-

des, der am botanischen Garten in Rio de Janeiro angestellt sei, für Heinrich eine große Ausbeute versprächen; es würde vielleicht von Nutzen sein, wenn er selbst nach Amerika ginge. Die Pflanze sei eine Verwandte des sogenannten Jehovablümchens, welches in den deutschen Alpen vorkomme; sie sei wissenschaftlich noch nicht benannt, auch sehr selten, er werde sie aber nach den Beschreibungen des Freundes gewiß finden. Bauer gab noch einige Einzelnheiten an, zeigte Heinrich auch den Brief aus Amerika, so daß nicht zu zweifeln war an der Sache. Bauer verschwieg freilich, daß seine Zeilen nach Amerika den dortigen Freund nothgedrungen zu einer Verwechselung veranlassen mußten, so daß er im guten Glauben etwas berichtete, was für Heinrich ohne alle Bedeutung war. Im Eifer und Feuer der Begeisterung, in der fieberhaft gesteigerten Hoffnung, eine ausschlaggebende Entdeckung durch prachtvolle Beispiele bestätigt zu sehen, trug Heinrich sich sehr bald mit der Absicht, eine Reise nach Amerika zu machen. Er sagte sich, daß eine solche auch sonst mancherlei Ausbeute verspreche, daß er durch unmittelbare Anschauungen bereichert zurückkehren werde, daß er Ruhm und Ehre auf der Naturforscherversammlung, das Lehramt und auch sein Mädchen nach solchen Dingen mit größerer Zuversicht erringen werde. Bauer und Nägelein bestärkten ihn in diesem Vorhaben; er müsse reisen, um unter die großen Förderer des Menschheitsfortschrittes gerechnet zu werden, er werde zweifellos ein großes wissenschaftliches Glück machen. Es war einleuchtend, daß die Forschungen über die Mikrobe

nur an Ort und Stelle vorgenommen werden konnten, da es erstens zweifelhaft war, ob die Pflanze ohne Schaden über See versendet werden konnte und zweitens, ob nicht die Mikroben dabei absterben würden, wie die Cholerabacillen und andere dieser unendlich kleinen Wesen. Heinrich sah das alles ein; da Bauer ihm überdieß noch Empfehlungen an seinen Freund versprach, so beschloß er die Reise anzutreten, die er etwa auf ein halbes Jahr schätzte. Zugleich überkam ihn fieberhafte Reiselust und ein unwiderstehlicher Forschungstrieb, der einzig mit dem Gefühle kämpfte, daß er Eva mit schwerem Herzen verlassen werde. Wiederum aber sagte er sich, daß eine Trennung für Beide heilsam sein könnte und so begann er denn sehr bald mit Zurüstungen für die Reise.

Er ahnte nicht, daß Bauer dieses ganze Verwechselungsspiel der Mikroben, der winzigsten unsichtbaren Lebewesen, welches einen Menschensohn um den mächtigen Erdball herumführen sollte, einzig zu dem Zwecke veranlaßt hatte, um Heinrich zu entfernen und während seiner Abwesenheit für eine anderweitige Besetzung der Lehrstelle zu wirken, auf welche Heinrich hoffte. Der Plan war so geschickt eingeleitet und Nägelein war so verschwiegen, daß Heinrich unmöglich Etwas ahnen konnte davon. Nägelein hatte eigentlich gar keinen Grund zu solchem weltumspannenden Schabernack; es war der Gedanke als solcher, welcher ihm gefiel und der Neid auf Heinrichs Sammlungen. Als dieser nun gar ihm diese letzteren zur Überwachung anzuvertrauen versprach während seiner Abwesenheit, hätte nichts mehr seinen Mund entsiegeln

können. Zuletzt war es ja für den Mann immer eine gesunde Bewegung, wenn er auf die Weltreise ging, zuletzt war es ja seine eigene Unvorsichtigkeit, welche ihn das Opfer der Mikroben, der kleinen unsichtbaren Zellenbläschen werden ließ. Schon wurde in Heinrichs Wohnung gepackt und gerüstet für die Abfahrt, während schwärmerische Zukunftsträume, Stolz auf die Größe des Menschengeistes, welcher in unserer Zeit dem Forscher eine Weltreise zur gelegentlichen Spazierfahrt macht durch ihre Eisenbahnen und pfeilschnellen Seedampfer, das Herz des Naturforschers bewegten.

Eines Tages wanderte Eva am Arme Heinrichs im Zoologischen Garten, wohin er sie nicht ohne Nebenabsicht geführt hatte. Er hatte ihr seinen Reiseplan mitgetheilt und ihre Ansicht erbeten. Auch sie meinte, daß eine Trennung für beide Theile gut sein müsse, wenngleich ein geheimes Bangen ihre Seele erfaßte, als sie das sagte. Heinrich hatte erzählt, daß sich als sein Reisebegleiter Meister Püsecke gemeldet habe, der es bei seiner betrunkenen Frau nicht mehr aushalten könne und durchaus mit wolle. Er sei noch immer von der fixen Idee erfaßt, er werde dabei den „Püseckenit“ finden, jenes vorläufig unbekannte Gestein, das seinen Entdeckernamen tragen werde. Da der Mann wegen seiner Erfahrung im Sammeln und Suchen von Naturgegenständen in Wald und Thal sehr gut zu gebrauchen sei, so werde er Püsecke wirklich mitnehmen, von dem er sich gute Dienste verspreche.

Sie waren bei solchen Gesprächen unter mächtigen Eichen und Rüstern schreitend am dunklen Bachgewässer

hin, in dem sich die Büffel schnaubend badeten, an dem sie hinter den Holzgittern die Damhirsche stehen und trinken sahen, während der gewaltige Wisent auf zerstampftem Grasplatze seinen jungen Stier mit den Hörnern in's Wasser zu drängen suchte, weiter in den Park des Thiergartens eingedrungen und begannen jetzt auf die Wesen zu achten, welche von der ganzen Erde, vom eisigen Nordpol wie aus den Zonen des Aequators hier versammelt waren. Heinrich bezeigte eine helle Freude an den absonderlichen und barocken Bildungen der Thiere; an dem indischen Zebu, das halb Kuh, halb Kameel zu sein scheint; er blieb vor der Eingitterung des afrikanischen Gnus stehen, das in Sätzen wie ein Pferd mit einem Pferdeleibe herangesprengt kam, während aus seinem Pferdekopfe zwei gekrümmte Hörner herauswuchsen, so daß man zweifelte, ob man diese große Antilope als ein Rind oder ein Pferd ansehen solle. Eva erschrak vor diesem Thiere wie vor einer Mißgeburt; sie hatte ein solches noch nie gesehen; es kam ihr wie ein Traumgebilde, wie eine Spukgestalt vor. Schon vorher hatte ihr, als sie am Raubthierhaus standen, der Anblick zweier afrikanischer Geparden einen sonderbaren Schauer verursacht, da es ihr unmöglich war zu unterscheiden, ob diese Thiere Hunde oder Katzen seien, so merkwürdig vereinigten sie die Hundegestalt und Hundebeine mit einem katzenähnlichen Gesicht. Unheimlich waren ihr auch einige Halbaffen und Lemuren mit ihren Koboldgesichtern, Faunköpfen und Eulenaugen erschienen, weil sie sie bald für Katzen, bald für Fledermäuse ansehen

mußte. Nun wich sie vollends erschrocken vor der gespenstigen Mischgestalt des Gnus zurück, die ihrer Vorstellungskraft wie eine Unwahrheit, eine unmögliche Zumuthung erschien. Heinrich lachte und sagte:

„Da siehst Du es nun, Eva, was für eine Hexenmeisterin, welch ein Bosko und Verwandlungskünstler die Natur ist. Wir sind wol in eine sonderbare Welt eingesponnen, daß wir manchmal glauben müssen, wir gehören von Rechtswegen gar nicht hinein. Siehst Du und daß wir trotzdem darin sind, das finde ich so urkomisch an unserem Menschendasein. Daß man gar im Angesichte eines solchen leibhaftigen Gnus ein schönes Menschenmädchen an seinem Arme führen kann, das finde ich vollends ebenso absonderlich wie liebenswürdig von dieser alten Erde, die einen Drehwurm im Leibe hat. Da siehst Du, wie Rind und Pferd vervettert sind; das brave Gnu ist gerade in der Entwickelung stehen geblieben und so haben auch wir beide uns allmählich aus unserer alten Thierschaft herausgeschält zu unsrer Gestalt. Wir sind ja doch arme Thiere, weil wir uns trennen müssen. —“

Eva schwieg. Sie begriff nicht recht, wie Heinrich so kurz vor seiner Abreise noch scherzen mochte. Er nahm diese Dinge mit einer so selbstverständlichen Heiterkeit hin, während sie in den letzten Tagen ganz unglücklich gewesen war über das, was sie hatte lesen müssen, daß ihr wiederum die tiefe Kluft, welche zwischen ihnen zu bestehen schien, neuaufgerissen entgegenstarrte. Sie gingen weiter und gelangten mitten im schattigsten Walde vor eine verfallene Burgruine mit vergitterten Verließen,

Strebepfeilern und Erkern. Eine feuchte und kalte Luft herrschte ringsum; mächtige Eichen und uralte Buchen mit ihren glatten grauen Stämmen beschatteten die Mauern der Zwinger. Sie sahen durch die Gitter, welche vor großen Mauerbreschen waren, in die Verließe, wo um steinerne Wasserbecken voll grünlichen Wassers mit triefenden, nackten Sohlen die Bären einhertrabten, an eisenbeschlagenen Holzstämmen in die Höhe kletterten, um droben mit ausgebreiteten Armen und aufgerissenem Rachen zu hocken und die Bissen zu erschnappen, welche die Zuschauer über die Zinnen der Burg herabwarfen.

Von weitem dröhnte das Gebrüll des afrikanischen Löwen herüber. Heinrich faßte Eva schnell unter dem Arme, um sie hinzuführen und die Unruhe zu beobachten, die unter den Thieren ward. Sie mußten an einem überdachten Teichgewässer vorüber, aus dem die grauen Menschengesichter der Robben mit ihren dünnen Schnurrbärten sie neugierig anschauten, während mit Schwimmhäuten überwachsene Menschenhände aus den Wellen des Wassers aufplätscherten. Nur in einem flüchtigen Blicke erhaschte Eva diesen Eindruck von verkümmerten Menschengestalten, Menschenpuppen, die leibhaftig sich im Gewässer wälzten und nach den todten Weißfischen schnappten, welche am Rande des steinernen Teichbeckens lagen. Eine Robbe, welcher der Wärter ihr Junges auf einen Augenblick genommen, weinte große Thränen wie ein Mensch. Der flüchtige Blick genügte, um die wunderlichste Verwirrung in ihr zu wecken. Sie kamen vor dem Raubthierhause an. Mit gesträubter Mähne, erhobenem Haupte

und vorangestellten Vorderfüßen, die Krallen im Sprunge, zornig die Erde mit dem Schweife peitschend, stand der Löwe Afrikas vor ihnen. Als ringe er die Töne aus dem Erdinnern hervor, regte der Löwe das Haupt, um sein Gebrüll ausrollen zu lassen wie einen Schreckensruf der ausgehöhlten Erdentiefen. Eine Erinnerung an seine Heimath mochte ihn erfaßt haben, eine Witterung, welche denen ähnelte, die er einst in der Wildniß empfunden. Im Nebenkäfige ging der Königstiger mit vorgesenktem, breitbackigem Gesicht, tückisch vor sich blickend, auf und ab und hielt an im Schreiten, um sein grauenvolles Gebrüll mit dem des Löwen zu vermischen. Die Erde zitterte, wo Heinrich und Eva standen, und Heinrich sagte:

„Unsre Ahnen machen die Erde erzittern, auf der wir späten Enkel stehen. Wenn wir bedenken, daß noch jedes Jahr gegen vierhunderttausend Menschen, Geistesmenschen, Handmenschen und Kulturwesen allein in Indien diesen Königstigern zum Opfer fallen, welche sie wegschleppen wie wir einen Hasen bei den Ohren packen, müssen wir wol demüthig sein. Die Natur hat einen großen Hunger nach Menschen; sie verschlingt sie wie sie kann. Und doch weckt dies Gebrüll in mir eine Ahnung, als habe man selbst einst solche Urkraft im Leibe gehabt, ja, als sei sie in uns noch da in verwandelter Geistesform.“

Eva hörte nicht mehr darauf. Sie empfand nur noch eine namenlose Angst, nicht vor den wilden Bestien, vor sich selbst, vor ihrem Innern, das in dem aufgeichteten Löwen eine verwandelte Menschenmajestät sah

und vor diesem Entsetzensbilde erschrak. Warum all diese Geschöpfe? Warum das Alles? frug sie sich plötzlich. Sie frug sich nicht wieder; aber eine Angst vor dem Thierischen in der Natur ging in ihrem Innern so rastlos einher, wie sie die eingegitterten Wesen da rastlos, ruhlos, von einem namenlosen Drange erfaßt, einherschreiten sah. Der Löwe hielt jetzt plötzlich mit seinem Gebrüll inne und starrte unverwandt auf das Mädchen. Er schien in verzehrendem Feuer ihre Gestalt zu mustern; seine Gestalt schien sich zu veredeln; er hob die Nüstern witternd und schien den Dunst, der von dem Menschenfräulein kam, begierig zu genießen. Er musterte ihr Antlitz, ihre Hüften, ihre Büste und stand mit einer gewissen Feierlichkeit. Heinrich lachte und sagte:

„Komm fort, Eva, sonst werde ich noch eifersüchtig auf diesen Wüstenkönig. Er ist verliebt in Dich. Er macht Dir den Hof."

Er zog sie schnell fort. Ein rasendes Gebrüll entrang sich nach einer Weile, als er sie gehen sah, dem Rachen des Afrikaners. Die Leoparden sprangen entsetzt von ihren Baumstämmen herab, auf denen sie lauernd gehockt hatten. Die Löwin erhob sich staunend und trat wie schützend über ihre Jungen. Eva aber hatte das Wort Heinrichs tief verletzt. Es war ihr eingefallen, daß sie gelesen hatte, wie die Gorillas und Paviane in ihren afrikanischen Ländern sehr oft die Negermädchen überfallen, erfaßt von wirklicher sinnlicher Verliebtheit in dieselben. Die Grenze zwischen Mensch und Thier schien nicht vorhanden. Ein Kakadu, an dem sie vorüberschritten,

sprach mit schnalzender Zunge von seinem Stabe herab, worauf er angekettet war und rief Eva nach: „Küß mich! Küß mich! Ich lieb Dich!“ Er wiederholte es: „Küß mich! Küß mich! Ich lieb Dich!“ Es erschien ihr unerträglich, obgleich sie einen Augenblick lachen mußte und sich durch dies Lachen etwas von der sonderbaren Angst hres Herzens befreite. Sie blickte über einem schattigen Sumpfe, an dem sie vorüberschritten, auf die Pelikane und die rosenfarbigen Flamingos, welche auf einem Beine wie traumversunken dastanden, sich kaum regten und nur hie und da die Flügel aufschlugen. Sie staunte über die zarte Farbenpracht und magische Schönheit dieser Wesen und ward ruhiger.

Da glaubte sie auf einmal einen schönen Gesang zu vernehmen, der aus einiger Entfernung hinter Büschen von Palmen, Orangen und ausländischen Blattpflanzen hervorklang. Etwas klagend klang die Weise, welche innerhalb einer Tonleiter im Einklang sich auf- und abzubewegen schien; wehmüthig wie die Klage um ein verlorenes Paradies. Eva fühlte sich wunderbar gerührt von diesem träumerischen Gesang; ihr war es, als riefe aus einem fernen Thal eine schmerzlich lockende Sirenenstimme nach verlorenem Lebensglück und verlorener Jugend. Sie hielt an im Gehen und lauschte. Jetzt schwieg der Gesang. Die Palmenfächer wiegten sich leise im Winde, durch die benachbarten Linden säuselte ein verworrenes Flüstern, als würde eine Harfe gerührt und nur drüben aus dem Hirschpark klang das Röhren eines amerikanischen Riesenhirsches herüber, das aber alsbald

wieder sich verlor. Der Löwe war verstummt, eine erwartungsvolle Ruhe breitete sich aus. Das Rosengebüsch, vor dem sie stand, neigte die duftenden Rosen in leisem Schwanken auf und nieder; wie verzaubert standen drüben noch immer die rosaflaumigen Flamingos, als seien sie erstarrt in blühendem Farbenleben. Und nochmals hob die klagende Weise an, einer Menschenstimme gleich, die zum ersten Mal der melodischen Schönheit der eigenen Töne inne wird und doch zagt zu singen, was ihr Inneres bewegt. Eva stand mit weitgeöffneten Augen und lauschte staunend und wie eingeschläfert von diesem Zauber in den blauenden Himmel.

Heinrich sah sie an und lächelte. Ein tiefes Entzücken über das schöne Wesen, das er liebte, schlich sich in sein Herz. „Komm, Eva“, sagte er, „ich will Dir diesen wunderbaren Sänger zeigen!“

Er nahm sie bei der Hand, wie Kinder einander zu führen pflegen und schritt den Weg entlang, der sich in einen sonnendurchleuchteten Hain verlor. Sie sahen vor sich ein maurisches Gebäude mit Hufeisenbogen und farbigem Zierrath, mit Laubenhallen, so daß es einer Alhambra glich. Darinnen regte es sich hundertfältig von vielen Händen. Vor einem Erker des Gebäudes blieb Heinrich stehen. Auf einem künstlichen Stamme, den er mit einem Laubdache überwölbt hatte, hing, sich leise wiegend, ein großer Affe von der Art der Gibbons. Eva hörte im Herantreten noch die letzten klagenden Töne, welche er sang. Als sie vor ihm standen, verstummte er.

„Es ist der Hylobates agilis, liebe Eva. Das ist der wunderbare Sänger, welcher eine richtige Menschentonleiter singt, von dem schon Darwin redet. Nur ein Affe!“

Eva fühlte wie ihr Herz stockte. Sie sah die Züge dieses Affengesichtes; sie sah in den Nebenkäfigen die Affen ihre Augenbrauen runzeln, die Stirnfalten in die Höhe ziehen; sah sie mit den geschickten Menschenhänden sich an den Trapezen schwingen, Glocken ziehen, sah sie sich durch die Luft schwingen und Thierisches mit unzweideutiger Menschengebärde vollbringen. Da begann der Singaffe von neuem seinen melodischen Gesang anzustimmen und seine Liebesklage wie im Traume herzusingen. In diesem Augenblicke trieb sie ein banger Drang ihres Innern, das Auge zu erheben und seitwärts auf Heinrichs Antlitz zu blicken. Seltsam! Sie meinte deutlich in den Zügen dieses Antlitzes etwas uralt Thierisches zu erkennen, etwas wie ein Zucken, welches plötzlich die Linien und Falten des Gesichtes zurückzuverwandeln schien in eine faltige Affenstirn. Eine dunkle Aehnlichkeit, die nur durch eine Menschenmaske verdeckt schien, mit tausenden von Thiergesichtern, die sie an sich hatte vorüberziehen sehn, schien auf einmal aus dem Gesicht dieses Wesens neben ihr zu sprechen. Und doch auch wieder war dieses Wesen etwas Anderes, Höheres, etwas grenzenlos Fremdes, das ihr auf einmal entgegentrat, als hätte sie ihr eigenes Gesicht zum ersten Mal im Spiegel gesehen. Es fiel ihr ein, daß Heinrich sich oft einen Erdenmenschen genannt; sie sah in diesem

Augenblicke Etwas, das ihr erschien wie die Larve dieses Erdenmenschen, wie ein Menschheitsgesicht, das nur ein gebleichtes, zuckendes Thierantlitz war, das künstlich zur schönern Form überbildet, überschminkt schien. Und wie ein Mensch erschrecken würde, wenn er plötzlich das unverstandene Antlitz des Bewohners eines fremden Sternes sähe, so glaubte Eva mit geheimem Schauer in Heinrichs Gesicht das Erdbewohnerantlitz wie von einem ihr fremden Planeten zu erkennen. —

Nur wie ein plötzlicher Traum ging diese fremdartige Empfindung ihr auf. Im selben Augenblicke hörte sie die Worte an ihr Ohr schallen:

„Ein heiteres Völkchen, diese Vierhänder! Weißt Du es, liebes Herz, daß zwar nicht ein singender Affe, aber ein noch verständigerer Schimpanse uns Beiden einst Liebesbote war?! Weißt Du, daß Soko, mein guter Menschenaffe, den Brief zur Post gebracht hat, der Dir meinen Heirathsantrag machte? Der arme Kerl ist in diesen Tagen krank geworden und ich fürchte, er wird es nicht überleben. Was hast Du, Mädchen!"

Er sah wie Eva auf einmal erblaßt war. Sie tastete einen Augenblick mit der Hand vor sich und sagte fröstelnd: Nichts! O, gar nichts! Dann aber richtete sie sich mit stolzer Gebärde auf, um Herrschaft über sich zu gewinnen, schüttelte sich wie von einem Ekel erfaßt, blickte aber im selben Augenblick, als wolle sie Abbitte leisten, Heinrich mit herzzerreißendem Schmerz an und ging rasch fort. Bestürzt wollte er ihr folgen; sie aber

wehrte ihn ab und sagte mit unterdrückter Stimme: „Folgen Sie mir nicht! Wagen Sie es nicht! Wenn Ihnen mein Leben lieb ist! Bleiben Sie!“

Sie war schon um die nächste Waldecke verschwunden. Er eilte dennoch nach, vermochte sie aber nicht mehr zu erreichen, denn sie war plötzlich wie von der Erde verschlungen. Sie mußte einen Seitenweg eingeschlagen haben, sie war spurlos wie eine flüchtige Gazelle entflohen. Lange noch suchte er sie auf den verschlungenen Wegen des Thierparks, während die Geier und Adler, die Eulen und die Kondore in ihren Käfigen ihm verschlafen und verwundert nachschauten. Er verließ den Garten, um Eva in ihrer Wohnung aufzusuchen, als er vermuthen konnte, daß sie dort angekommen war. Ada Becker trat ihm schon auf dem Flur entgegen und sagte, daß das Fräulein Eschenbach weder für ihn, noch sonst für Jemand zu sprechen sei. Sie habe sich in ihrem Zimmer eingeschlossen.

Mit einer bangen Ahnung, nachdem er vergeblich Einlaß verlangt, ging er fort. Er wanderte aufgeregt in den Straßen umher, während das heftige, brennende Gefühl seiner Liebe zu dem Mädchen ihn rastlos umtrieb. Erst spät Abends kam er nach Hause. —

Soko lag auf einem Ruhepfühl. Ein rührender Blick traf den Naturforscher, als er sich neben ihn setzte und die Hand des guten Wesens in die seine nahm. Er sah, daß es zu Ende ging. Er hatte das Klima nicht auf die Dauer vertragen. Ein Zucken ging über das Antlitz des Thieres, ein Krampf erfaßte seinen Leib, ein leiser Seufzer entrang sich seiner Brust; dann brach sein Auge wie das

eines Menschen. Heinrich saß stumm und traurig über den Todten gebeugt.

Der Hausmeister überbrachte einen Brief. Er sei schon vor mehreren Stunden übergeben worden. Heinrich erkannte Evas Handschrift. Zitternd öffnete er. Er las:

„Verzeihen Sie, edler Freund, diese letzten Zeilen von meiner Hand. Sie enthalten die Antwort auf Ihren Brief vom Frühling. Nein, ich liebe Sie nicht; ich lehne Ihren Antrag dankend ab. Fragen Sie nicht! Nehmen Sie die Gewißheit hin, daß es eine Selbsttäuschung war, wenn ich glaubte je die Ihrige sein zu können. Reisen Sie glücklich über die Meere; vergessen Sie; es darf nicht sein. Es wird Ihnen unmöglich sein mich wieder zu sehen. Ich habe nur noch um Vergebung zu bitten, daß ich so lange Sie im Ungewissen lassen konnte; war ich doch meines Herzens selber nicht gewiß. Jetzt bin ich es. Glauben Sie, daß es ein heiliger Ernst ist, welcher mir sagt, eine Heirath ist zwischen uns unmöglich. Ich könnte Ihnen nicht mehr selbstvergessen und selig in die Augen sehen. Fragen Sie nicht! Wenn Sie aber einen Grund verlangen, so nehmen Sie an, es sei, weil Sie mir die Blumen genommen haben. Ich habe keinen Glauben an die holden, trauten Blumen mehr! Vielleicht bin ich sehr unglücklich. Leben Sie wol! Verzeihen Sie! Vergessen Sie! Eva Eschenbach."

Heinrich starrte lange wie abwesend auf den Brief. Er schüttelte den Kopf; er konnte es nicht fassen. Dann fiel sein Blick auf das todte Thier. Langsam stahl sich eine schwere, bittere Thräne in seine Augen und verging

schmerzlich zerdrückt zwischen seinen Augenlidern. Ein trübes Lächeln glitt über seine Züge. Und leise flüsterte er vor sich hin:

„Auch das geschieht im Weltall. Auch das ist in der Welt, über die wir lächeln, weil wir nicht wissen, wo sie ist! Wo sind wir im Weltall? Wo ist es selbst?!"

Er schluchzte auf wie ein Kind, bis ein Strom von Thränen über seine Wangen rann, sodaß er nur ein verschwommenes Bild des Todten vor seinen Augen sah, der stumm und regungslos, wie von einer schweren Last befreit, in tiefer Friedlichkeit gleich der ewigen Ruhe vor ihm hingestreckt dalag.

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Jäh unter dem Absturz eines gewaltigen weißen Kalkgebirges liegt die grüne Fläche des düsteren Zornsees am Fuße des Hochgebirges. Steile Wände umstarren die Südseite und steigen aus dem unheimlich schwarzen Schattengewässer des Seerandes empor. Nach Norden zu verliert sich der See in weitgedehnte Sümpfe und Moore, zwischen denen die helle Landstraße in die fernschimmernde Hochebene sich verliert. Wo er zu einer einladenden Bucht sich in's Land hinausbiegt und im Sonnenstrahle seine hüpfenden Wellenreihen gegen das Ufer heransendet, zwischen niedrigen Hügeln und Felsenkanzeln, liegt das einsame Neubad. Trotz seiner schönen Lage wurde das Bad nur wenig besucht; mehrere Pächter und Besitzer waren schon auf diesem Anwesen zahlungsunfähig geworden und hatten nicht vermocht, größere Schaaren von Badegästen anzuziehen. Still und verlassen lagen die Gehöfte da; die Sonne schien aus ferner Abgeschiedenheit gänzlich vereinsamt auf das leere, glühende Pflaster

des Hofes, wo nur ein Pfau verschlafen seinen Ruf erschallen ließ und eine Katze lautlos über den reingefegten Steinboden glitt.

Am Ufer stand eine dunkle, hohe Frauengestalt und schaute aus ihrer Einsamkeit nach den öden Kämmen des Gebirgsabsturzes hinauf, wo ein schwindelnder Grat längs des Sees von einer Berghöhe zur andern hinüberführt. Ada Becker war als einziger Badegast zur Zeit in Neubad anwesend. Vor acht Tagen war sie eingetroffen, um die nervenstählenden Bäder zu genießen. Sie hatte Briefe von ihrem Mann und ihrem Töchterchen vorgefunden. Sie hatte geantwortet und fühlte sich erschöpfter als je von den lügnerischen Versicherungen mütterlicher und ehelicher Liebe, die sie glaubte einfließen lassen zu müssen. Nun that ihr die unheimliche Ruhe und Einsamkeit des Sees wohl. Sie stieg gänzlich verlassen in den Wäldern umher, verirrte sich auf die Berghöhen, ruderte im Kahne an die tiefsten Stellen des Sees um die Felswände oder starrte am Ufer, von einer unbestimmten, grenzenlosen Sehnsucht erfaßt, über das Gewässer. All ihre Gedanken gipfelten in dieser Sehnsucht, in diesem Hangen und Verlangen. Oft waren die Holzknechte schier erschrocken, wenn sie unerwartet die schwarze, ruhelose Frau aus dem Waldesdickicht treten sahen, als sei sie ein böser Geist, dem es nirgends Ruhe läßt. —

Viele Meilen entfernt von diesem verlassenen Orte, im dichtesten Menschengewühle der Stadt, eilte Conrad Hermann von gleicher peinlicher Liebesunrast erfüllt wie

Ada, zwischen den Markthallen einher. Seine stille Leidenschaft zu Eva Eschenbach war in eine brennende Sehnsucht umgeschlagen, die ihn arbeitsunfähig machte, ihn wie einen Kranken umhertrieb, die Gabe der Dichtung, statt sie aufzuregen, verstummen ließ und zum Gefühle der Liebespein das der Nichtsnutzigkeit und Hoffnungslosigkeit seines Daseins fügte. Er wußte, daß Heinrich Hochstein vor drei Tagen seine Reise nach Südamerika angetreten hatte; er wollte zu Eva eilen, um ihr seine Gefühle zu sagen und wagte es doch nicht, da er seit Ada Beckers Abreise in's Bad keinen schicklichen Vorwand mehr hatte, sich in dem Kosthause sehen zu lassen. Unentschlossen und unstät eilte er auf den Straßen umher mit dem Gefühle eines tiefen Erkranktseins.

Als er eben im Lärme der vorüberfahrenden Wagenreihen um eine Straßenecke bog, wo sich der Menschenverkehr staute, stand plötzlich Eduard Streicher vor ihm. Er erschrack über die unerwartete Begegnung, ohne sich Rechenschaft über den Grund seines plötzlichen Schauders geben zu können.

„Sieh da! lieber Hermann! Kennst Du mich noch?! Wohin so eilig?!“ frug Streicher lebhaft. — „Aber Menschenkind, was bist Du so sonderbar blaß geworden.“

„Blaß?! Ich?! Du scherzest!“

„Du siehst aus, wie das böse Gewissen eines armen Sünders, das seinen Herrn verlassen und auf eigne Faust als dessen Doppelgänger über die Straßen irrt. Bist Du krank? Bist Du verliebt? Warum läßt Du Dich bei mir nicht sehen?!“

„Ich bin allerdings nicht wol gewesen, diese Zeit! Meine Nerven überreizt von einer fürchterlichen Vision, die ich gedichtet — den Sündenfall der letzten Menschen — das Raffinirteste, worauf ein Mensch verfallen kann — Blutschande, Ehebruch, Liebesschande an den eignen Kindern im Sterben — Triumph des Sündengeistes am Ende der Dinge. Die letzte Sünde, kolossaler als alle Sünden vergangener Zeiten — was weiß ich — es hat meine Nerven zerrüttet —“

Hermann hielt erschöpft inne. Er dachte an Eva und erschrack über seine eignen Worte, denn in Wirklichkeit hatte er ein solches Gedicht gar nicht verfaßt. Streichers Anblick rief die wilde Vorstellung in ihm wach, die er unter seiner Rede weiter ausmalte, um einen Vorwand zu haben. Indem er nun aber Evas schöne und reine Gestalt mitten in dem Gebilde seiner überreizten Einbildung sah und sie hineinvermischte, fühlte er eine innere Qual, welche unerträglich schien.

Streicher musterte ihn einen Augenblick mit versteckter Ironie; die tolle Rederei gefiel ihm, aber weil es nur Rederei, keine That war, schielte er mit einem Blicke über Hermann weg, als jucke es ihn, daß solche Spiegelfechtereien durch den jungen Menschen auch zur That werden müßten. Wie ein Teufel blickte er einen Augenblick vor sich hin, dann irrten seine Augen in's Leere, bis er endlich mit liebenswürdigster Harmlosigkeit sagte:

„Eine Luftveränderung wird Dir gut thun. Du mußt auf einige Tage auf's Land und Dich erholen.

Ich reise morgen früh nach Neubad zu Ada Becker. Geh, thu mir den Gefallen und fahre mit!"

„Ich?!" — frug Hermann erstaunt und von einem seltsamen Bangen erfaßt. „Ich?!"

„Ja, Du! Das schadet Dir gar nichts, man muß so etwas aus der Nähe sehn. Du brauchst eine Erholung!"

„Ich?! Was soll denn ich dabei, wenn ihr Beide?!"

Streicher lachte. „Und so weiter! Was Du dabei sollst?! Mein treuer Kamerad und Mentor sollst Du sein. Offen gestanden, ich möchte mit der Frau nicht gern allein sein. Geh mit, begleite mich, ich bin durch Deine Gegenwart vor dummen Streichen bewahrt. Auch Ada wünscht dringend, daß Du kommst. Verstehst Du?!"

„Kein Wort verstehe ich davon! Was kann in einem solchen Verhältnisse ein Dritter taugen?!"

„Du bist ein rechtes Kind! Lustig wollen wir sein; Freundschaft zu Dreien schließen und die dummen Streiche lassen."

„Kannst Du mir Dein Ehrenwort darauf geben?! Will man mich nicht mißbrauchen?!" frug Hermann plötzlich hart und finster.

„Mißbrauchen?! Das verstehe ich einfach nicht!"

Hermann stampfte mit dem Fuße auf die Erde. „Was soll ich dabei! Was soll ich dabei!" sagte er mit unterdrückter Stimme, als stiege plötzlich eine Erinnerung in ihm auf, welche eine wilde Scham in ihm entfachte, als sei er geschändet. Er fühlte Adas Kuß auf seiner

Wange brennen in diesem Augenblicke wie ein Geschwür, von dem es keine Rettung giebt. Evas Bild ging ihm durch den Sinn und ein Blick hoffnungsloser Verzweiflung war es, mit dem er plötzlich vor sich hinschaute.

Streicher beobachtete ihn nachdenklich. Er sagte endlich mit angenommener Kühlheit: „Also laß es bleiben, wenn Du meinst, es fällt Dir eine Perle aus der Krone bei uns. Ich hoffe auch ohne Dich fertig zu werden.“

„Gieb mir Dein Ehrenwort, daß nichts geschieht!“ stammelte Hermann.

„Nichts, was Du nicht selber billigst!“ sagte Streicher mit einem sonderbaren Tone. „Mein Ehrenwort!“

Er reichte Hermann die Hand. Dieser nahm sie, und als er sie in der seinen fühlte, athmete er erleichtert auf. Er liebte aus einem ihm selbst unbewußten Gefühle Streichers körperliche Nähe; stets war etwas Erfrischendes, Wohliges um die gesunde Gestalt dieses Menschen und als er jetzt seine Hand hielt, war er es, als schläfere diese Berührung durch ihre lebensvolle Frische jeden bedenklichen Gedanken ein.

„Ich reise mit!“ sagte er in einer verworrenen Fröhlichkeit zu Streicher. „Ich reise mit!“

„Bravo, alter Freund!“ erwiderte Streicher, indem er ihm mit großer Herzlichkeit die Hand schüttelte. „Dabei bleibt es also. Morgen früh um sechs Uhr auf dem Bahnhof. So kommen wir noch am Vormittag nach Neubad.“

„Auf Morgen!“ meinte Hermann. Darauf trennten

sie sich und verschwanden einander im Menschengedränge. Streicher summte Bruchstücke aus Tristan und Isolde, um dann leise das Champagnerlied aus Mozarts Don Juan zwischen den Zähnen zu pfeifen.

In der Morgenfrische des folgenden Tages fanden sich Streicher und Hermann zusammen auf dem Bahnhof, um mit dem Zuge hinaus in die Hochebene zu dampfen, über der sie in der Ferne die beschneiten Kämme der Alpen aus dem Höhendunste hervorträumen sahen. Ueber Bäche und Flüsse weg, die ihr grünes Gebirgswasser reißend vorbeiwälzten und doch wie ermüdet hinter dem vorübersausenden Zuge zurückblieben, an dem großen, stundenlangen See hin, über Hügelgelände und durch mächtige Waldungen fühlten sie sich hinweggerissen, während eine linde Morgenluft zum Fenster des Wagens hereinwehte. Hermann begann genau im Tacte des dahinrasenden Wagens Hexameter zu sprechen, um Streicher zu beweisen, daß die regelmäßige schwingende Bewegung der Eisenräder auf der Schiene und die Stöße, welche der Wagen erfuhr, einem natürlichen Verstacte entsprächen. Während die Morgenluft ihm kühlend über die Stirne fuhr und draußen die Bäume der Wälder vorüberflogen, sprach er zur tactmäßigen Bewegung des Wagens, selbst im entsprechenden Tacte bewegt, allerhand Verse vor sich hin:

„Siehe, wir fliegen dahin auf den rhythmisch erdonnernden Rädern,
Welche mit dröhnendem Maule den Verstact kreisend erdichten;
Draußen fliegen vorüber die traumhaft enteilenden Tannen,

Fliegen vorüber die Ströme, es donnern die schwindelnden
Brücken,
Und es eilen die Bilder heran und sie schwinden im Fluge
Wie die Träume im Geiste, die schnellen Gedanken des Dichters
Im Begeisterungsschwunge der Phantasieen sich drängen;
Ja, es erdonnert das ganze Gebilde im mächtigen Rhythmus,
Ja, wir dichten nicht mehr, wir sind die verkörperte Dichtung
Und wir genießen die Schönheit der Welt im lebendigen
Rhythmus,
Morgenlüfte, sie wehen heran wie die schönere Zukunft,
Morgenlüfte, sie schmeicheln und flüstern die lieblichste Ahnung —"

Ein langer Pfiff der Locomotive unterbrach seine Stegreifdichtung. Er meinte: „Es ist doch eine herrliche Zeit, in der wir leben; nicht das Zeitalter Homers, ja, nicht das Zeitalter Goethes möchte ich um die lebendige, gesteigerte Poesie geben, welche uns gerade der technische Fortschritt gebracht hat."

Eben fuhren sie am Rande eines grünen Thales hin, in das sie von ihrer Höhe hinabschauten. Unten floß ein silberglänzender Bach zwischen den schattigen Bäumen seines Ufers; eine grüne Matte erfreute und wo der Bach sich wieder in das Dunkel des Waldes verlieren wollte, lag eine Mühle, welche langsam ihr Schaufelrad bewegte, während der Bach sich weißschäumend darauf ergoß. Streicher trällerte leise die Melodie vor sich hin:

„In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad."

„Siehst Du," meinte Hermann. „Die Mühle, das Mühlenrad, das erscheint Jedermann poetisch; die schönsten Volkslieder besingen das Mühlenrad; Niemand zweifelt

an der Poesie desselben. So wird eine Zeit kommen, wo man auch das Eisenbahnrad als die traulichste Poesie besingt, ja, wir stehen schon zur Hälfte mitten in dieser Zeit, von der selbst Goethe noch nichts träumte. Denn auch die Mühle und das Mühlenrad ist ja nur eine uralte Maschine; sollten da nicht unsre unendlich vervollkommneten Dampfmaschinen, electrischen Maschinen auch unendlich dichterischer sein?! Es ist nur Gewöhnung. Schön und poetisch wird die Welt erst zu der Zeit werden, da man Alles in Maschinen und Mechanismen aufgelöst hat, so sicher, als das Mühlenrad mit all seiner Stimmungsschönheit eine Maschine ist."

„Nun, diese Zeit ist ja da, was willst Du mehr?!" meinte Streicher launig. „Du hast ja gehört, daß die Naturforscher sogar die Pflanzen und die vielbesungenen Blumen immermehr zu den feinsten Maschinen machen. Aber ich gestehe, daß ich doch nicht gern daran denke beim Anblick einer Blume."

„Und ich finde das erst recht dichterisch! Betrachte nur einmal das Pendel einer Uhr recht lange; das ist die einfachste Maschine; Du wirst nach einiger Zeit ein Gefühl haben, als sähest Du ein selbstbewegtes, geheimnißvoll lebendiges Wesen vor Dir. Wenn Du erst die ungeheure Poesie dieses wahrhaftigen Wunders verstanden hast, daß der Schein lebensvoller Bewegung dieses Pendels auf dem geheimnißvollen Streit der Schwerkräfte, auf einem Ineinanderwirken der Erde und der Planeten und ihres Schwebens beruht, dann wirst Du Dich versöhnen mit den Blumen, die auch wachsen durch

die Kraft der Sonne und sich so schön senkrecht erheben durch die Schwerkraft der Erde und zuletzt das lieblichste Augenbild des geheimen Zusammenwirkens wunderbarer Beweggründe sind. Das ist unsre neue Poesie! Die wollen wir verkünden; die will ich Euch bringen!"

Er war bei den letzten Worten feurig aufgestanden, während Streicher lächelnd von Neuem trällerte:

„In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad."

Sie aber flogen mit solchen Gedanken während all dieser Reden mit größerer Schnelle als der schnellste Taubenflug zwischen den Sümpfen und Mooren der Vorberge vorüber. Hermann blickte schwärmerisch nach dem blauen Himmel hinaus und sah einen Zug Schwalben fliegen, der bald weiter hinter ihnen zurückblieb; die weißen Wolken am Himmel wurden übereilt und ein Gefühl von Seligkeit stieg in dem jungen Menschen auf. Mitten in seinem vermessenen Reden aber, während er eben wieder davon beginnen wollte sich als poetischen Heilsbringer zu bekennen, fiel ihm ein, wohin sie eben fuhren, was der Zweck ihrer Fahrt war. Er fühlte im gleichen Augenblick wieder Adas Kuß auf seiner Wange brennen und ein plötzliches Gefühl, als müsse er sich unter die Räder des Eisenbahnzuges werfen und zermalmen lassen, überfiel ihn. Er stockte mitten in seiner Rede und sank stumm auf die Bank zurück. Streicher betrachtete ihn verwundert; dann pfiff er von Neuem leise die Melodie:

„In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad."

Der Zug war am Ziele. Sie mußten noch eine Stunde weit mit der Post fahren, um nach Neubad zu gelangen. Anfangs waren noch andere Mitreisende im Wagen, die aber im nächsten Dorfe ausstiegen. Dann waren sie allein. Der Postillon blies ein Liedchen auf dem Kutscherthron, das über die Wiesenlandschaften verklang. Dann verstummte er wieder. Aus der Ferne sahen sie endlich die grüne Fläche des Zornsees blinken; drohend neigte sich der ungeheure Gebirgsabsturz darüber.

Die Straße war ganz verlassen. Nur drüben auf den Feldern mähten Frauen und Mägde mit rothleuchtenden Kopftüchern das Heu. Streicher spähte zum Fenster hinaus. Plötzlich ging eine mächtige Aufregung über sein Gesicht; er sprang mit einem verwegenen Satze aus dem fahrenden Wagen heraus und eilte vorwärts.

Am Wegesrande in einiger Entfernung sah Hermann an eine Eberesche gelehnt eine schwarze Frauengestalt. Er erkannte Ada. Aus der Ferne wollten ihm ihre Gesichtszüge wie versteinert erscheinen. Sie hatte über dem schwarzen Kleid noch einen schwarzen Ueberwurf und hatte sich dahineinvermummt, als fröstele sie. Sie stand noch immer unbeweglich, während Streicher ihr leidenschaftlich entgegeneilte. Hermann merkte, daß es über Streicher wie ein plötzlicher Rausch gekommen war, er selbst fühlte einen ähnlichen Rausch und sprang aus dem Wagen. Er sah, wie jetzt die schwarze Frau sich allmählich regte und als im Traume langsam näher kam. Die Postkutsche war schon an ihr vorüber; sie ließ den Ueberwurf fallen, während Streicher vor ihr

stand. Mit wilder Leidenschaft fiel sie ihm plötzlich um den Hals, vergrub ihr Antlitz förmlich an seiner Brust, und die Bewegung war so mächtig, daß sie sich Beide seitab von der Landstraße auf den Wiesengrund wegdrängten. So blieben sie eine Weile ineinander verschlungen stehen, um den Besitz ihrer Körper aneinandergedrängt zu fühlen. Streichers Hut fiel zu Boden, der Wind fuhr wie eine streichelnde Frauenhand durch seine Locken, Hermann glaubte zu bemerken, daß er in seiner glühenden, plötzlichen Leidenschaft von einer ganz seltsamen Jugendschönheit übergossen war, sodaß die Frau, welche er hielt, alt und wie plötzlich verblühend neben ihm erschien.

Ada war bleich, aus ihren Augen floß es wie ein Bleiglanz, ihre Lippen bebten leise vor Leidenschaft. Sie flüsterte mit dem unendlich erstaunten Ausdruck ihrer großen Augen zu ihm aufblickend: „Untergehen in Dir! Sterben in Dir! Dämon, Du sündigst so süß!"

Indessen war Hermann herangekommen. Ada machte sich langsam los von Streicher, wendete sich mit schwermuthsvoller Miene Hermann zu und reichte ihm wehmüthig die Hand. Er drückte sie und küßte die schmale, längliche Hand. Ada sagte: „Was werden Sie von mir denken, lieber Freund! Ich bin fast vergangen vor Sehnsucht nach Euch Beiden. Es ließ mich nicht in meinem Zimmer, ich bin Euch entgegengegangen auf der Landstraße, um schneller mit Euch zusammen zu treffen. Kinder, wie schön ist die Welt, wenn man liebt!"

Sie legte ihren Arm in Hermanns Arm. Er fühlte

die Leidenschaft erzittern in diesem schönen Arm und merkte, wie ihr Busen verhalten gegen seinen führenden Ellenbogen wogte. Sie ging dicht an seiner Seite gedrängt, ein Blutstrom schoß ihm in's Gesicht, er war wie von Sinnen. Streicher folgte, ein wildes Entzücken funkelte aus seinen Augen, wie die Erwartung süßer, verbotener Stunden.

„Nun wollen wir einmal recht unsinnig, recht unvernünftig alle Drei zusammen sein," sagte Ada mit flüsternder Leidenschaft. „Weißt Du, ich bilde mir ein, wir würden uns überhaupt nicht scheiden lassen und uns doch lieben; wir würden den Andern diesen Schabernack thun ganz im Stillen und dann mit den unschuldigsten Gesichtern zu ihnen zurückkehren, das wäre die wahre Nemesis und Seligkeit. Ich kann mir das ja einbilden, weil wir in Wirklichkeit uns doch scheiden lassen. Ich mache es wie junge Eheleute, die sich auch im einsamen Walde küssen und sich zum Spaße vorschwätzen, sie lebten in wilder Ehe oder sie seien noch nicht getraut. Was meinst Du, Eduard?!"

Streicher antwortete Nichts, sondern sendete ihr nur hinter Hermanns Rücken eine Kußhand. Plötzlich blieb Ada stehen, zog Hermann, indem sie ihn leise umschlang, etwas näher an sich, daß ihre Wange fast die seine streifte und sagte:

„Nun, Eduard, was würdest Du sagen, wenn ich Dir gestünde, daß ich in Wirklichkeit gar nicht in Dich, sondern in diesen lieben Menschen hier verliebt bin? Daß ich Dir am liebsten mit ihm durchginge und auf

irgend einer Insel im Stillen Ocean mit ihm mein Nest baute?!"

Es war wieder ein fast bösartiger Zug, der einen Augenblick über ihr Gesicht ging, mitten durch die harmlose Schalkheit, mit der sie sprach. Die Meduse! fuhr es Hermann durch den Sinn. Als ob der Ausdruck ihres Gesichtes in Streichers Antlitz einen Spiegel habe, ging gleichzeitig über dessen Züge derselbe grauenvolle, medusenhafte Zug. Einen Augenblick schienen beide Gesichter versteinert, während sie doch lächelten. Hermann sah es mit hellseherischer Deutlichkeit wie ein plötzliches Gesicht; etwas unendlich Entsetzensvolles sprach aus den beiden Mienen von Mann und Weib, die sich so anstarrten. Aber im selben Augenblicke war es auch schon verschwunden; ein liebenswürdiges Schmunzeln kräuselte sich um Streichers Lippen und er sagte:

„Geh durch mit ihm! Wenn Dir's Vergnügen macht, will ich ein Auge zudrücken. Aber wehe Dir, wenn Du bei einem einzigen Kuß, den Du ihm giebst, an mich denkst! Dann wachsen mir Flossen an den Händen und Füßen; ich schwimme wie ein Walroß durch den stillen Ocean und ziehe Dich zu mir ins Wasser herab und erhänge Dich an Deinen eigenen Haaren!"

„Laßt mich doch gefälligst ungeschoren!" sagte Hermann im Rausche des Uebermuths. „Es wäre mir lieber, Ihr beginget einen soliden Ehebruch, der auch etwas fleckt, statt daß Ihr wie verliebte Bären um ihre Brut mit mir herumphantasirtet! Ihr seid mir noch lange nicht sündhaft genug!"

Sie näherten sich dem Bade und gingen ruhiger und gemessener. Streicher führte Ada. Wie im seligsten Rausche blickte er um sich; er lebte auf in dieser Leidenschaft und hätte am liebsten schnurren mögen wie ein verliebter Königstiger.

Als sie gegen den Seerand hinabschritten, frug Ada: „Wirst Du mich ewig so lieben? Wird diese Leidenschaft nie verlöschen?!“

„Niemals! Keine Sintfluth von Wassern wird sie löschen. Sie brennt wie das Chaos!“

„Wasser? Ei, da ist Wasser! Ich wette, der See löscht's doch!“

„Nicht der See! Siehst Du wol?!“

Mit diesen Worten rannte Streicher wie ein Verrückter auf den Steg hinaus, der zu den Kähnen vom Ufer weg in den See führte. Er hatte die Richtung etwas schief genommen, strauchelte und sprang mit einem Jubelschrei in den See, wie er war, so daß er bis an den Leib im Wasser stand, das wild um ihn aufschäumte. Er schwenkte seinen Hut und warf ihn an's Ufer.

„Unauslöschlich!“ rief er. „Das Feuer brennt noch heller. Der See ist wie Naphta!“

Ada war erst erschrocken; dann aber betrachtete sie, sich wie absichtslos an Hermann lehnend und dessen Schulter mit einem Arm umfangend, den wilden Menschen im Wasser. Neue Schauer überrieselten den jungen Dichter; als Ada sich näher an ihn schmiegte, rief Streicher:

„Die Flossen wachsen schon, Ada! Nimm Dich in Acht! An Deinen eignen Haaren hänge ich Dich auf, Du Seemöve!“

Dabei stampfte er mit den Füßen durch's Wasser und bewegte seine Hände, als wären es Schwimmfüße mit Flossen. Solche sinnlose Leidenschaft hatte Hermann noch nie gesehn. Streicher glich einem Trunkenen. Endlich kam er aus dem See herausgestiegen, daß die Wellen rauschten; Ada schlug nach ihm mit der Hand, als er sich schüttelte, um das Wasser abzuspritzen; er öffnete den Mund, als wolle er darnach beißen; er schien verwandelt in ein Seegethier.

„Ruh Dich aus, Eduard!" sagte Ada. „Du bist zu erschöpft." Man ließ sich am Strande nieder. Die Sonne hatte in kurzer Zeit Streichers Kleider getrocknet.

Es war unterdessen heiße Mittagszeit geworden. Ada lud die Männer ein ins Gasthaus zu folgen, um zu speisen. In dem großen Speisesaal, dessen gewölbte, kellerartige Decke auf schweren Steinpfeilern ruhte, fanden sie sich als die einzigen Gäste an der langen Tafel. Als der Wirth herantrat, stellte Ada mit der sichersten und unbefangensten Miene von der Welt Eduard Streicher und Conrad Hermann als ihre beiden Brüder vor. Dieser und der herbeieilende Kellner musterten die beiden Männer auf ihre Aehnlichkeit mit Ada, von der nun freilich wenig zu merken war. Streicher aber, der erst schmunzelnd und vergnügt über den Einfall gestutzt hatte, fand sich sofort in die Rolle und sagte:

„Willst Du uns nicht die Suppe anrichten, liebe Schwester?"

„Bruder Hermann!" winkte Ada und ließ sich von Hermann dessen Suppenschaale reichen, um mit dem

Suppenlöffel die Suppe auszutheilen. Ganz unbefangen und beiläufig warf sie dem Kellner die Frage hin:

„Sagen Sie, haben Sie noch ein Zimmer neben dem meinigen frei für meine Brüder?! Die Herren wollen hier übernachten und ich denke, sie bleiben gleich noch einige Tage hier, da sie einmal auf Besuch da sind."

„Jawol, gnädige Frau; ein solches Zimmer steht frei; es hat sogar eine Verbindungsthüre mit dem Ihrigen, wenn die Herren Brüder etwa belieben sollten in Ihrem Zimmer den Abendthee zu nehmen!" Die Stimme des Kellners hatte einen ganz leisen Beiklang von Anzüglichkeit.

Da wandte Ada langsam und mit einer wahrhaft königlichen Majestät, während sie eben Streichers Suppenteller mit dem Löffel füllte, ihr Antlitz nach dem Kellner zu, blickte diesem starr mit ihren großen Augen in's Gesicht und maß ihn mit einem solchen Blicke der Verachtung und Zurückweisung, daß der Mensch förmlich zusammenschrumpfte vor Scham und Verlegenheit.

„Die Herren gedenken in der That den Abendthee in meinem Zimmer zu nehmen. Sorgen Sie dafür, daß er demgemäß aufgetragen wird. Gehen Sie!" Der Kellner eilte.

Streicher blickte mit zurückgebogenem Kopfe zur Saaldecke empor. Er strich sich behaglich den Bart. Dann legte er seinen Arm um die Stuhllehne Hermanns, zog sich von der Seite zu ihm heran und frug:

„Was sagst Du, Bruder Hermann, zu diesem Stöpsel von einer Kellnerseele? Man sollte ihn an

seinen Frackschößen aufhängen! Er muß noch niemals reisende Geschwister gesehen haben."

„Ihr werdet sehr auf Euch achten müssen", meinte Hermann, „um keine Verstöße gegen die Geschwisterlichkeit zu begehen. Ich hatte mich schon so gefreut auf Eure Hochzeit hierzu Lande, denn ich bin doch wol eigentlich als Hochzeitszeuge bei Euch, wenn ich meine Lage recht verstehe, und nun kann es leider damit nichts sein, da Ihr ja Geschwister seid!"

„O — das macht Nichts, guter Mensch!" meinte Streicher. „Siegmund und Sieglinde waren ja auch Geschwister und sie heirathen sich doch auf offener Bühne zu Baireuth im Baierlande. Meine süße Sieglinde! Schwesterherz, wunnigliches Weib!" sagte er leise flüsternd, indem er Ada einen leidenschaftlichen Blick über die Tafel zuwarf. Dann sang er leise aus der „Walküre" das Lied: „Winterstürme wichen dem Wonnemond."

„Welch eine Musik!" rief er nach einer Weile aus. „Welche Mysterien von Wonne in dieser Hochzeit der Geschwister! Welches höchste Schwelgen in den Geheimnissen des Weiblichen, in den süßen Irrungen bräutlichen Naheseins und schauernder Verzückung! Wenn Du diese Mysterien noch nicht gekannt hast, so bist Du auch nicht in's Allerheiligste des Bruderbundes getreten, den wir hier vorstellen!"

Man sprach nun über bildende Kunst. Ada erzählte von ihrem Vorleben. Man habe sie mit einem Manne verheirathet, den sie nie geliebt hätte. Er sei ihr so zum Ekel geworden, daß sie ihn nach einigen Jahren

plötzlich verlassen habe, nach Berlin gegangen sei und dort auf eigne Faust ihr Brod verdient habe mit dem Ausgestalten kleiner Gruppen. Sie habe weder von ihrem reichen Vater noch sonst von Jemand Geld angenommen; zwei Jahre habe sie so verbracht und nur mit künstlerischen Freunden verkehrt. Ihr Mann sei aber besorgt um das Erbe gewesen, habe sich mit ihrem Vater unter eine Decke gesteckt und letztrer habe ihr mit Enterbung gedroht, wenn sie nicht zu ihrem Manne zurückkehre. Die Rücksicht auf ihr Töchterchen habe sie endlich bestimmt zur Heimkehr, doch habe sie die Bedingung gemacht, daß sie gänzlich ungebunden sein dürfe. Sie habe denn auch, recht um ihren Mann zu ärgern, mit mehreren Männern Liebesverhältnisse angeknüpft und die verliebtesten Briefwechsel mit denselben geführt. Es sei ihr natürlich niemals Ernst damit gewesen, auch seien all diese Verhältnisse rein platonisch verlaufen, wie sie zu Streichers Beruhigung hinzufüge, da sie ja enterbt würde, wenn sie wirklich in die Nothwendigkeit käme, einen Andern zu heirathen. Auch der Briefwechsel mit Streicher sei ursprünglich nur ein solcher Schabernack gewesen; sie erhalte z. B. hier auf's Land von einem jüdischen Rechtsanwalt auch noch andere Liebesbriefe, die sie sehr verliebt beantworte. Nun aber sähe sie mit Schrecken, daß bei Streicher aus dem Spaße Ernst geworden sei. „Hoffen wir, daß mein Vater ein Einsehen hat und mich nicht enterbt, falls wir ein Paar werden!“

„Hoffen wir es!“ sagte Streicher, der plötzlich merkwürdig kleinlaut geworden war.

„Ich hoffe,“ sagte er, „daß Du diese verschiedenen Briefwechsel aber nun doch aufgeben wirst! Ich wünsche nicht mit anderen von einem Teller zu essen!“

„Eduard, wo denkst Du hin?! Aufgeben? Und das sagst Du, der mich tadelte, weil ich nicht die freien Instincte kenne? Das sagst Du, der den ungezwungenen Verkehr der Geschlechter predigt?!“ Fast wollte ein heftiger Streit entbrennen. Hermann warf sich in's Mittel. Ada habe ganz recht; Streicher habe kein Recht, solche Briefwechsel zu hindern. Der Reiz, das schöne Weib wirklich zu besitzen, müsse für ihn sogar größer sein in der Erwägung, daß die Andern nur mit Worten abgespeist würden. Ada lohnte diesen Ritterdienst mit einem dankbaren Blicke.

Am Nachmittag wanderten die drei Menschen wieder nach dem Seerande hinab. Streicher hatte eine lange Hahnenfeder auf seine Lodenmütze gesteckt und schritt, Ada am Arme führend, dahin. Hermann, der folgte, wunderte sich, wie ähnlich Jener auf einmal dem Bilde des Mephistopheles war, wenn er im Wamms und mit der Hahnenfeder über die Bühne hinkt. Im Gehen schwankte die Feder leise hin und her; ein Ausdruck höllischer Frechheit lag in jeder Bewegung des Mannes. Sie schlenderten in einem hohen Buchenhaine, wo die schlangenglatten, geschmeidigen Buchenstämme sich zu einem leichtbelebten Blätterdach zusammenneigten über den Wanderern. Erneute Liebesleidenschaft hatte Mann und Frau ergriffen; sie schmiegten sich im Gehen dicht aneinander. Am Ufer war ein verkrüppelter Stamm, der sich

zum Theil über den See, zum Theil schattig über das Ufer neigte. „Hier wäre gut ruhen!“ meinte Hermann.

Streicher und Ada setzten sich neben einander in's Gras. Die Wellen des Sees plätscherten in eigenthümlicher Unruhe und verworrener Unrast an's Ufer. Ein schwüler Wind kam herüber. Um die Berghöhen dunkelten Wolken. Hermann, der sich überflüssig fand gegenüber dem liebkosenden Paar, das aneinandergelehnt im Grase ruhte, stieg auf den Baum und klomm auf den Ast, der sich über die Beiden neigte. Dort war eine Art Sitz. Er schaute von oben durch das Laubdach auf das Paar zu seinen Füßen im Wiesengrunde.

„Schöne Helena,“ rief er von oben, „Sie sehen in dieser Vogelschau wunderbar verführerisch aus. Faust und Helena! Ich komme mir hier oben vor wie Euphorion in den Lüften, der Eurer Verbindung entsprossen ist!“

„Holder Euphorion, süßer Sohn meiner Liebe! Flattre mir nicht zu hoch!“ scherzte Ada. „Kind, mein Kind, Deine Mutter ängstigt sich!“ Die Wellen schlugen lauter und verworrener an's Ufer; der Himmel umdüsterte sich sichtlich, ein beklemmendes Schillern und Rauschen ging durch das Laubdach der Bäume.

Hermann riß Blätter von den Aesten ab, bis er einen dichten Haufen derselben beisammen hatte. Er streute die grünen Blätter von oben auf das Paar, bis es überall mit Grünem umflattert war. Einen großen Zweig brach er ab und warf ihn in Adas Schooß.

„Liebes Mütterchen, Mütterchen Helena, ich möchte fliegen, fliegen bis in die Wolken und auf dem Blitze

reiten. Mütterchen, Du sündigst mit Deinem Faust, Du hast ein Sündenkind aus mir gemacht und niemals, niemals wird diese Schande abgewaschen von mir! Niemals! Mütterchen, ich will Dein Gewissen sein, ich will reden vom Baume herab, wie Jehova aus dem Busche zu Dir und Deinem Faust, daß Ihr verloren seid, daß Ihr verrucht und verflucht seid, daß Eure Schande bis auf den fernsten Nebelflecken gerochen wird, daß Ihr verdammt sein sollt wie die sieben Todsünden selbst! Niemals wird diese Schande von mir gewaschen! Niemals! Ach, armer Euphorion!"

Er erschrak auf's Tiefste über seinen Fluch und es ward ihm bewußt, daß in Wahrheit eine unauslöschliche Schande an ihm hafte.

Er begann wieder, um sich zu betäuben, mit Blättern zu werfen und zu reden:

„Wie der Herr aus dem feurigen Busch will ich reden mit Euch. Euer Gewissen ist auf den Baum geflogen, hier sitze ich und quäle Euch. Nein, Faust, ein Gewissen giebt es nicht, Du sagst es ja; aber das Gewissen, das Du nicht hast, das ist in Andre gefahren und hier wiegt sich das Gewissen auf dem Baume und sagt: Der Blitz soll Euch erschlagen und mich dazu, daß wir auf einmal in die Hölle fahren, die nicht ist!"

Ein greller Blitzstrahl fuhr über den See. Dumpfes Donnern grollte aus den Bergen hervor. Ein Windstoß fuhr über den Baum, wo Hermann saß, er mußte sich anklammern. Adas Haare wurden aufgerissen, ihr Kleidsaum wurde in die Höhe getrieben. Streicher sprang

auf: „Hör auf da oben, Du alte Nachteule, sonst nimmt Dich der Himmel beim Wort!“ rief er. Plötzlich entlud sich eine Wolke über ihnen, ein Regenstrom peitschte auf sie herab, ein Sturm fegte ihnen in die Kleider; die Wogen des Sees kamen in Kreiseln gegen das Ufer und fuhren ächzend und zerfließend am Uferrande empor; das Gewitter entlud sich unvermuthet und plötzlich; die Blitze flackerten wie drohende Himmelspeitschen über den See und das Getöse des Donners fuhr wie ein Wuthausbruch durch die Lüfte. Vom Winde förmlich vor sich hergetrieben, mußten die Drei vorwärts eilen, um durchnäßt und von einem gemeinsamen Schrecken erfaßt, der ihre Gesichter bleichte und im Zucken des Blitzstrahls leichengrün erscheinen ließ, das Gehöfte Neubads zu erreichen. —

Stundenlang wüthete das Gewitter über dem See und an den Felsabhängen desselben. Ein namenloser Schrecken hatte die Frau erfaßt; sie zitterte bei jedem Blitzstrahl, während man im Speisesaale saß und in den rauschenden Gewitterregen hinausschaute. Die Wolken hatten sich in dem Felsenkessel, auf dessen Grund der Zornsee liegt, verfangen, das Gewitter fand keinen Ausweg; immer neue Wolkenwände schoben sich in den Hexenkessel herein, auf dessen Grund der See in hohen Wellen aufkochte. Mehrmals schlug der Blitz in der Umgegend ein; Hermann ging unruhig auf und ab bei dem Getöse der nahen Donner, die wie Kanonenschüsse hereinschlugen aus dem Gebirgskessel; Streicher und Ada zitterten Beide und blieben bleich.

Darüber kam der Abend heran. Ein röthlicher, matter Schein verging an den Regenwolken, die grauer und dunkler wurden. Die Finsterniß brach herein, der Regen ließ nach und versiegte endlich gänzlich. Tiefe, ruhevolle Stille und Nacht folgte nun auf die Angst und den Lärm des Nachmittags.

Am ersten Stockwerk des Gasthofes ging rings um die Mauer des Gebäudes eine breite hölzerne Ausbrüstung, die zu ebener Erde auf geschnitzten Säulen ruhte. Darüber ragte das Dach vor; es war ein Laubengang, wie sie in einfacherer Form auch die Gebirgshäuser zeigen. Sowol aus Adas Zimmer wie aus Streichers und Hermanns gemeinschaftlichem Saal gingen Thüren auf diese Laube. Im Dunklen standen Ada und Hermann und Streicher auf dem Balcon. Tiefe Finsterniß lagerte unten im Park und im Hofe; nur auf der Mauer des gegenüberliegenden Wirthschaftsgebäudes glänzte ein heller Lichtschein, der von dem Lichte aus dem gegenüberliegenden Durchhaus im Wohngebäude herrührte. Ada nahm Hermanns Arm und wanderte im Dunklen näher an ihn geschmiegt langsam mit ihm um den Laubengang. Wo er eine Ecke bildet und um das Haus herumführt, stand Streicher rücklings an das Holzgeländer gelehnt. Er hatte die Arme über der Brust verschränkt und schien mit seltsamen Gedanken das Paar zu betrachten. Es war aber so finster, daß die Vorübergehenden ihn kaum erkennen konnten. Mehrmals waren sie auf- und abgewandert; wenn sie vor Adas Kammerthür vorüber kamen, glaubte Hermann stets die Frau näher an sich zu fühlen. Sie

empfanden Beide, wie der erste Keim einer Leidenschaft für einander sich regen mochte. Sie kamen wieder an Streicher vorüber; dieser stand noch mit verschränkten Armen unbeweglich wie ein Bildniß im Dunklen. Als sie um die Hausecke gebogen waren, stand Ada plötzlich still, fuhr zusammen und krampfte ihre Hand in Hermanns Arm.

„Da, sehen Sie!“ stammelte sie entsetzt.

„Was?!“

„Den Schatten! Sehen Sie keinen Schatten?“

Hermanns Blick fiel auf den Lichtschein am gegenüberliegenden Hause, das übrigens wie Alles in tiefer Finsterniß lag. In diesem Lichtschein stand so hoch wie das Haus und seine Mauer ein hoher Schatten eines Mannes regungslos da. Man konnte den Seitenschnitt eines Gesichtes, einen Hut erkennen, Alles in riesenhafter Größe.

Ada vermochte sich nicht zu rühren. „Der Schatten!“ stammelte sie. Hermann überfiel selbst eine innere namenlose Angst. Sie flüsterte:

„Es ist der Schatten meines Mannes! Ich erkenne ihn! Er ist mir nachgereist. Er ist hier! Er will mich überraschen mit Euch!“

„Nicht doch!“ sagte Hermann. „Es wird der Wirth sein, der im Durchhaus steht.“

In diesem Augenblick huschte der Schatten vorüber; der Lichtschein war wieder hell. Sie kehrten beruhigter um. Als sie aber wieder zurückkamen, stand der Riesenschatten abermals da.

Ada klammerte sich von Neuem an Hermann. „Er

ist wieder da! Es ist mein Mann! Er ist es! Streicher, hörst Du nicht?!" flüsterte sie mit erstickter Stimme. Streicher, der nichts davon vernehmen konnte, stand noch immer unbeweglich wie ein Bild, Hermann zog Ada mit Gewalt nach dem Corridor, um zu sehen, wer da wäre. Sie fanden das Durchhaus gänzlich leer. Nun schauderte auch Hermann zusammen, als packe ihn ein Gespenst am Genick, denn der Schatten stand noch immer unbeweglich. „Licht! Licht!" flüsterte Ada. „Er wird uns finden! Er weiß Alles! Wir sind verloren! Es ist sein Schatten."

Einen Augenblick standen Beide in namenlosem Entsetzen wie angewurzelt; Hermann wie ein ertappter Sünder. Die Qual des Augenblickes war groß. Endlich wich der Schatten. Streicher kam lautlos vor auf dem Balcon, als wäre er in Gedanken versunken, in tiefer Ruhe seines Gemüths.

„Hast Du gesehen?!" murmelte Ada.

„Was?!"

„Den Schatten?! dort an der Wand! Riesengroß!"

„Es war wol mein Schatten!" sagte Streicher gelassen. „Durch ein Seitenfenster fiel das Corridorlicht herüber. Ich verdunkelte es; es warf meinen Schatten. Was hattet Ihr denn so heimlich zusammen zu flüstern?!"

Ada und Hermann athmeten erleichtert auf. Es war wie ein finstrer Gewissenstraum gewesen. Nun war es vorüber.

Man trennte sich. Ada wollte Abendkleidung anlegen; dann sollten die Männer zum Nachtimbiß in ihr Zimmer kommen, wo sie den Thee bereiten werde.

Streicher und Hermann gingen in ihr Zimmer und wuschen und reinigten sich gleichfalls. Dann traten sie in Adas Schlafstube.

Hermann fühlte sich wie geblendet. Lampenhell und lichtdurchströmt war das Gemach nach der vorangegangenen Finsterniß der Natur und seiner Seele. Ada, die er den ganzen Tag in schwarzem Kleide gesehen hatte, ruhte in einem Schaukelstuhl zurückgelehnt, in einem langen, wallenden weißen Nachtgewand. Weite Spitzenärmel fielen von ihren herrlichen Armen zurück; silberne Seide glänzte schillernd von dem Zierrathe des Gewandes. Sie sah wie verklärt aus; wie ein schöner Himmelsengel im wallenden Engelskleide. Ihre großen Augen, ihre dunklen Haare erschienen von zaubervoller Sinnenpracht. Hermann wagte kaum nach ihrem Busen, nach ihren Füßen zu sehen, welche in weißen Pantoffeln saßen und von den Geheimnissen süßester Frauenschönheit zu glänzen schienen. Streicher stand entzückt still. Dann kniete er vor ihrem Schaukelstuhl nieder und wühlte seinen Kopf in ihren Schooß, während die Aermel ihres Gewandes über seinen Lockenkopf fielen. „Das Alles mein!“ jubelte er leise. —

Sie nahmen dann den Thee. Hermann saß wie in einem Traume. Gleich einer Verklärung war es über alle Drei gekommen. Wenn Ada mit eigenen Händen die Brödchen bereitete und den Männern gab, schmausten sie wie beim Hochzeitsmahl. Ada selbst schien bräutliche Gefühle zu hegen. Hermann war wie in einem seligen Rausche, wenn er nur ihr Gewand anschaute. Und aller

Augen glänzten wie in einem überirdischen Glanze von einer stillen Erwartung. — Späte Nacht kam heran. „Ihr müßt nun zu Bett gehen, Ihr Männer!“ sagte Ada leise. „Ihr seid zu müde nach all der Seligkeit und dem Schrecken des Tags. Lebt wol.“

Streicher küßte sie und umarmte sie. Sie rissen sich von einander los, und er wendete sich nach seinem Zimmer. Hermann reichte Ada die Hand; die Augen schienen ihr schon zuzufallen vor Müdigkeit; sie zog Hermann leise an sich heran und sagte wie im Traume: „Schlafe, mein Gewissen, schlafe! Schlafe, mein lieber Euphorion!“ — Dann trat auch Hermann in die Kammer der Männer. Streicher war schon halb entkleidet. Als Hermann im Bette lag, setzte er sich zu ihm auf den Bettrand und sagte: „Welch ein Rausch ist das Leben! Ich könnte vor Wehmuth und Glück wie ein Kind weinen. Schlafe wol, lieber Freund.“ Er reichte ihm die Hand und begab sich dann in sein Bett. —

„Schlafe, mein Gewissen, schlafe! Schlafe, mein lieber Euphorion!“ flüsterte der Halbtraum Hermann unaufhörlich in die Ohren, während der erste Schlummer ihn überdämmern wollte. Da glaubte er zu hören, wie Streicher sich leise erhob und das Zimmer durch Adas Thüre verließ. Dann übermannte ihn der Schlaf, während er zugleich doch erschauerte und ein Grausen ihn überkam, daß er sich tief in seine Kissen wühlte. — „Schlafe, mein Gewissen, schlafe! Schlafe, Euphorion!“ Im Traume dauerte das Schluchzen fort und die namenlose Angst. Dann sah er sich nackt auf offnem Markte

am Pranger stehen; tausende von Frauen, kein Mann, standen umher, er fühlte eine qualvolle Scham. Auf seiner Brust war eine Flammenschrift eingebrannt, die ihm entsetzensvolle Qual bereitete und ihm den Leib ausglühte; die Flammen loderten züngelnd in großen Feuerbuchstaben das Wort: Ehebrecher! Er wand sich am Pranger und schluchzte vor Qual, während eine Traumesstimme müde und verschlafen fortwährend flüsterte:

„Schlafe, mein Gewissen, schlafe! Schlafe, Euphorion!“

Zweites Kapitel.

In tiefer innerer Verstörung erwachte Hermann am anderen Morgen. Er richtete sich im Bette empor und blickte mit schreckenvoll geöffneten Augen im Zimmer umher, in dem er sich gänzlich einsam fand. Fort! Fort von hier! mahnte eine innere Stimme. Er zog sich an und wollte heimlich das Gasthaus verlassen und, ohne Ada und Streicher wieder gesehen zu haben, nach der Stadt zurückkehren, womöglich auch von da flüchten, um sich etwa nach Berlin oder einer andren Stadt zu begeben. Als er sich auf einer Hintertreppe leise herabschlich, fiel ihm ein, daß er seine Zeche noch nicht bezahlt hatte. Als er den Oberkellner deßwegen frug, hörte er, daß durch Streicher schon Alles berichtigt sei. Er wurde bleich, aber er fühlte sich innerlich so kraftlos, daß er auch dies wie ein unabwendbares Geschick hinnahm.

Er war im Begriffe, das Gastgebäude zu verlassen,

als Streicher und Ada Arm in Arm ihm über den Hof entgegenkamen.

„Wohin, Freund Hermann?!“ frug Streicher jovial. Er sah sehr stattlich aus. Ada hing an seinem Arme mit der Miene einer jungen Frau in den Flitterwochen.

„Nach Hause!“ erwiederte Hermann.

„Nach Hause?! Willst Du uns untreu werden?! Ist etwas geschehen, was Du nicht billigst?!“ frug Streicher mit vielsagender Miene.

„Nichts! O, gar nichts!“

„Bleiben Sie doch noch ein paar Tage, lieber Euphorion!“ bat Ada. „Sie sind nun doch einmal das Kind unsrer Liebe!“ setzte sie mit einem Scherze hinzu, der fast wehmüthig klang.

„Ich muß fort. Ich tauge nicht hierher. Ich habe zu grauenvolle Träume.“

„Ich will Dich nicht halten!“ sagte Streicher etwas kurz. „Ich bin überzeugt, es zieht Dich bald wieder zu uns auf's Land.“

„Wir sind so glücklich!“ sagte Ada. „Wollen Sie nicht an unsrem Glück theilnehmen? Armer Euphorion, Sie haben schwere Träume gehabt?“ Sie sprach das im Tone frauenhaften Mitgefühls, aber es war, als klänge ein leiser Genuß, eine leise Befriedigung darüber in ihrer Stimme.

„Wann denken Sie zu heirathen?!“ frug Hermann unvermittelt.

„Sowie die Erbschaftsangelegenheit mit meinem Vater geordnet ist. Es wird einige Zeit vergehen, bis

er sich in das Unvermeidliche findet. Ich werde wol auch auf einige Zeit wieder in das Haus meines Mannes zurückkehren müssen."

„Thun Sie es nicht!" bat Hermann wie in plötzlicher, ahnungsvoller Verzweiflung. „Bleiben Sie gleich bei Streicher. Thun Sie es nicht!"

„Es wird nicht wol angehen!" meinte Streicher. „Mach Dir keine Sorgen um uns, braver Freund. Daß Du einen männlichen, feinfühligen Charakter hast, das wissen wir. Darum haben wir Dich schon so weit in unser Verhältniß blicken lassen. Nur nicht zu gewissenhaft! Kein Hamlet sein! Nicht das Gewissen für Andere haben wollen! Es taugt nichts in dieser Welt. Kein Mensch wird Dich verantwortlich machen für das, was wir thun. Das ist unsre Sache; ich esse meine Suppen allein aus!"

„Ein feines Gewissen ist die beste Empfehlung eines Mannes unter uns Frauen, lieber Euphorion. Glauben Sie mir, je älter die Welt wird, je mehr die Menschheit fortschreitet, desto zartfühlender, desto haarspaltender wird auch das Gewissen der Menschheit werden, das glaube ich, wenn auch Freund Eduard es nicht Wort haben will. Unser Jahrhundert ist viel prüder; viel peinlicher in den schärfsten Beziehungen der sittlichen Begriffe. Was ich und Eduard thun, hätte man im vorigen Jahrhundert noch als schöne Leidenschaft gelten lassen, zu den Zeiten, da Frau von Stein und Goethe liebten; heutzutage wird man es verdammen. Lesen Sie die Liebesnovellen vergangner Zeiten und die jetzigen: immer haarscharfer

werden die Unterscheidungen dessen, was für erlaubt gilt, immer peinlicher wird das Gewissen der Dichter, welche eine sittliche Schuld aus den harmlosesten Dingen herausklügeln. Sie sind auch so ein Kind des modernen Gewissens; ich habe es schon gemerkt, und das liebe ich an Ihnen, mein Euphorion. Die Welt wird mit den kommenden Jahrhunderten zu immer feinsinnigerer Gewissenhaftigkeit vorwärts schreiten; es ist ein ewiger Fortschritt auch hierin, wenn wir persönlich vielleicht auch arme Sünder sind, welche diesem strengen Begriffe nicht zu folgen vermögen."

„Und" — setzte Streicher hinzu mit einem Lächeln: „diese gesteigerte feinsinnige Gewissenhaftigkeit wird nothwendig auch noch viel feinsinnigere Sünden im Gefolge haben, gegen die schöne Weiber verstoßen können!"

Wieder zuckten seine Mundwinkel mephistophelisch; die Hahnenfeder auf seiner Lodenmütze schwankte; er reichte Hermann die Hand zum Abschied. Dieser war stumm; er fühlte die Ueberlegenheit des gereiften und vielerfahrenen Alters; eine Empfindung ging ihm auf, als müsse sein Freund wol, wie man zu sagen pflegt, mit allen Wassern gewaschen sein, Wasser, aus denen er noch nicht geschöpft hatte, trotz seiner „Lieder der Sünde."

Ada blickte ihn mit einem großen Blicke an; sie drückte ihm die Hand lange und innig und sagte geheimnißvoll:

„Grüßen Sie Eva Eschenbach von mir, wenn Sie sie sehen in der Stadt." Darauf trennten sie sich.

Hermann schritt auf der Landstraße, wohin ihn das Paar begleitet hatte, mit langsamen Schritten davon.

Wie ein zweischneidiges Messer, das ihm in der Brust herumgedreht ward, hatte ihm Adas letzter Gruß wehgethan. Er vermochte es nicht, in der Stadt angelangt, Eva Eschenbach zu besuchen, sondern er saß verstört und trübsinnig daheim oder trieb sich auf den Straßen und in schlechten Spelunken herum.

Nach einigen Tagen erhielt er eine Postkarte Streichers, des Wortlauts: „Zwischen Berg und tiefem Thal. Früh. Lieber Kamerad! Na nun, aufgefressen hat man sich in Kannibalien am berüchtigten Zornsee noch nicht, trotzdem der treue Wächter abgezogen. Aber Unerhörtes grollt zwischen den starrenden Felsen. Was? Wird dereinst die Weltgeschichte zweier — — melden. Inzwischen des Daseins göttlich froh, verrückt und entrückt, Tristan- und Isoldehaft! Eduard." „Ada" war daneben von der Hand der Frau geschrieben.

Hermann setzte sich hin und schrieb als Antwort einen tief verworrenen, schwermuthsreichen Brief, voll von unbestimmten Selbstanklagen und trübsinniger Selbstquälerei, welche doch nicht den Grund ihrer Klagen angab. Auch wußte er eigentlich selbst nicht, was ihm fehlte; er dachte nicht darüber nach, sondern lebte nur in der Stimmung einer schmerzvollen Selbstverachtung. Der Brief ging ab; Hermann schlenderte den ganzen Tag in der Stadt herum und saß in den nächsten Tagen stundenlang auf dem Altmarkt bei der betrunkenen Frau Püsecke.

Seit deren Mann mit Heinrich Hochstein sich auf

die Reise gemacht hatte, hockte sie täglich allein am Brunnen auf dem Markte und hielt Vögel, Hamster, Igel und die sonstigen Sammlungen ihres Mannes feil. Meistens schlief sie oder saß mit starren, betrunknen Augen und wackelndem Kopf neben ihren Waaren, während sie zum Kinderspott ward und aller Augenblicke bestohlen wurde. Meist hatte sie gar nicht die Kraft, den Dieb zu verfolgen, der ihr bald ein Stück Achat oder Amethyst, bald einen schönen Moschusbock oder Laufkäfer entwendete, sie ballte dann nur die Fäuste hinter ihm und faselte etwas in sich hinein. Hermann nun vertrieb sich die Zeit damit, bei ihr zu sitzen und an ihrer Stelle den Handel zu betreiben, da sie doch einmal seine Miethwirthin war. Er war innerlich so zerschlagen, daß er fortwährend neuen Schnaps kaufte, nicht zu eigenem Genuß, sondern um das betrunkene Weib im dauernden Rausche zu erhalten. Mit einer stumpfen Wollust sah er dann, wie sie an die Grenze des Säuferwahnsinns gerieth.

Das wäre wol so fortgegangen, wenn er nicht nach einigen Tagen einen Brief Adas in seinem Zimmer gefunden hätte. Zwei schwarze Schwalben, die sich schnäbelten und zugleich auf einander loshackten, waren als Schmuck oben an der Briefkarte angebracht. Ada schrieb: „Mein lieber Euphorion! Jeden Tag wollten wir Ihnen schreiben, aber jeden Tag war die Fülle dessen, was wir zu leben hatten, so groß, daß wir eine Art Scheu empfanden, Worte darüber zu sagen. Es ist zuweilen, wenn Reflexion und Besonnenheit uns ergreift,

wie ein Wunder, daß in so wenig Tagen, unter nur zwei Menschen eine so ungemessene und verschiedene Empfindungsfülle ausgekostet werden kann; ansteigend von der sanften Heiterkeit durch schöne Natur geweckt, bis zur gewaltigen Leidenschaft des Zorns, des Schmerzes und der Liebe. Einer Liebe — die wir — die Welt mag dumm dazu blicken — so rein, so berechtigt fühlen, daß jeder Tag uns von neuem zuzurufen scheint: es muß so sein. Es ist so einfach!

Wir haben Sie lieb und sprechen viel und für Sie Muthvolles von Ihnen und wir wollen Sie so stolz und so unverzagt sehen, als es Ihnen zukommt. Ada."

Gleichzeitig lag eine neue Karte Streichers vor, worin er bat, Hermann möchte die Gefälligkeit haben, in Streichers Wohnung zu gehen und dort einen Klavierauszug von Wagners „Tristan und Isolde", einige Walzer und verschiedene Romane von Daudet und Zola abzuholen und ihm auf's Land zu senden.

Hermann steckte die Briefe und Karten zu sich und machte sich auf nach Streichers Wohnung. Er hatte sich unterwegs vorgestellt, wie sonderbar es sein würde, wenn er in die leere Wohnung träte und das Vorgefühl einer Beklemmung, welche ihn zwischen den Wänden Streichers und vor dem Bildniß seiner Frau überkommen würde in den verlassenen Zimmern, begleitete ihn auf dem Wege. Er wußte, daß die Noten zu „Tristan und Isolde" gerade unter dem Bilde der Frau Streicher lagen. Dort mußte er sich also auf das Notengestell

niederbücken. Er stellte sich vor, daß es ihm angenehmer sein würde, wenn etwa das Bild verhangen wäre.

So kam er an und klingelte. Die alte Magd schlug innen das Sehloch in der Thüre auf und er sah durch dasselbe aus dem Dunklen nur ein spähendes Menschenauge eine Weile auf sich gerichtet Sonderbar! Wie unheimlich ihm das war! Nur ein Auge zu sehen, das ihn zu durchbohren schien und sonst nichts von dem Menschenwesen hinter der Thür, die sie trennte. Er sah in die geöffnete Pupille deutlich hinein; ein Grausen überkam ihn.

Dann wurde die Thüre leise geöffnet, als solle eine Katze durchschlüpfen. Die alte Person sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an, der eine wundersame Schadenfreude verrieth, die er für den Augenblick nicht verstand. Er nannte den Zweck seines Kommens. Sie sagte: „Nur herein! Gehen Sie nur ruhig in den Salon!“ während sie die Thür hinter ihm abschloß. —

Er trat in den Empfangssaal, wo er wußte, daß seine Augen auf die Bilder Gambettas, Zolas, Daudets, auf die Lampe der Sarah Bernhardt fallen würden. Wie er auf dem lautlosen Teppich eintrat, erschrak er bis in's innerste Mark. Eine Frauengestalt erhob sich langsam und verwundert im Dämmerlichte des verhangenen Raumes und schaute ihn mißtrauisch an. Er kannte diese Frau. Es fiel ihm, mitten in seinem Schrecke, zum ersten Male auf, daß Frau Streicher einen ungeraden Blick hatte, der eigentlich dem Blicke einer Schielenden glich. Und doch schielte sie nicht. Sie blickte nur so sonderbar mißtrauisch, so gedrückt und beklommen zu ihm auf. Das

stand dieser Frau ganz selsam, denn sie war eine üppige, fast wohlbeleibte Gestalt im Anfange der dreißiger Jahre. Sie trug aber das Haar in zwei langen Zöpfen über den runden Schultern herabhängend, so daß sie eine gekünstelte Mädchenhaftigkeit noch zur Schau hielt; auch ihre Kleidung entsprach mehr der eines jungen Mädchens, das noch mit langen Zöpfen in die Fortbildungsschule geht.

Wie kam sie so plötzlich und unerwartet hierher?! Ein grenzenloser Schrecken malte sich in Hermanns Gesicht. Es ging ihm durch den Kopf, wie viel er dazu geredet, daß diese Frau von ihrem Manne, den sie liebte, sollte geschieden werden, wie er noch zuletzt darauf gedrungen hatte. Eine furchtbare Verantwortlichkeit gegenüber dem Lebensglück dieses Weibes, das er im Geiste schon als eine Verlassene sah, fiel ihm wie eine Lähmung auf's Herz. Wenn sie ihn nur nicht so sonderbar mißtrauisch und gedrückt anblicken wollte! Der Kuß Ada Beckers brannte wieder flammend auf seiner Wange.

„Sie sind es, Herr Hermann?!" frug sie endlich mit einem Tone der Abmüdung, aus dem eine tiefe Gleichgültigkeit klang.

„Ja, ich —," Hermann stockte. „Ein Auftrag Ihres Herrn Gemahls, der einen Ausflug auf das Land gemacht hat. So plötzlich sind Sie zurückgekehrt, gnädige Frau?!" meinte er etwas gefaßter.

„Ja," sagte sie blasiert; „ich fand es in Südfrankreich zu langweilig; auch Paris, wohin ich auf ein paar Tage kam, ist nicht mehr das alte. Sie fangen dort

wieder an moralisch zu werden und ich finde das zu uninteressant."

Sie warf sich in ein Ruhelager zurück, schlug ihre Beine übereinander und ließ vielleicht nicht ohne Absicht die prachtvollen Seidenstrümpfe von neuestem Pariser Schnitt sehen. Sie ergriff eine Cigarette, von welcher sie schon geraucht hatte, zündete sie an und nahm gelangweilt einige Züge daraus.

„Herrn Zola habe ich auch gesehen und gesprochen, weil ich einige seiner Skizzen für Streichers Blatt übersetzen will. Er wird immer fetter und plumper, aber er arbeitet wie ein Pferd. Ich habe ihm gesagt, er solle doch wieder etwas wie „Nana" schreiben; es bleibt doch das Beste, was er gemacht hat."

„Nana?!" frug Hermann nicht ohne Verwunderung und Beklemmung.

„Ja," sagte sie. „Das Buch ist mein Lieblingsbuch. Es ist doch das Tragischste, was man lesen kann, wie z. B. der Marquis Muffat von seiner Frau betrogen wird und wie er das durch Nana erfährt." Sie zündete sich eine neue Cigarette an.

Ein furchtbarer Schreck durchzuckte Hermann. Das sagte diese Frau, welche selbst soeben durch ihren Mann schmählich betrogen ward. Sie war also vollkommen ahnungslos.

„Ich bin sonst in diesen Dingen Nihilistin!" sagte sie zurückgelehnt mit halb verächtlicher Miene, während

sie mit dem kleinen Finger die Asche von ihrer Cigarette abschnippte, „aber „Nana“ hat mich doch erschüttert, ich weiß nicht warum! Dabei welche Phantasie des Verfassers! Wenn man bedenkt, daß er doch wol ein viertel oder ein halbes Jahr an dem Buche schrieb und dabei immer Tag und Nacht in diesen Phantasien lebte! Streicher bewundert das und sagte mir, das sei für einen Mann etwas Außerordentliches. Ich bewundere Zola.“

Sie stockte, wurde etwas bleich, um dann plötzlich flammenroth zu werden. Die arme Frau spielte wol nur eine Rolle, der sie doch nicht ganz gewachsen war. Es klang eher wie eine eingelernte Stilübung aus dem Quartier Latin, aus der Schule ihres Mannes, als wie die naive Aeußerung einer deutschen Frau. Hermann, in all seiner phantastischen Sündenliebhaberei, überkam doch ein wenig Mitleid mit ihr. Indessen war die Röthe ihres Antlitzes verflackert, sie zuckte mit den Achseln und sagte mechanisch:

„Darin sind wir, wie gesagt, Beide Nihilisten!“

Hermann hatte freilich Frau Streicher schon früher öfters in ähnlichem Sinne reden hören, aber erst jetzt, da er es in einer so peinlichen Schicksalslage vernahm, wollte es ihm unheimlich erscheinen. Zugleich beherrschte ihn eine grauenvolle Furcht, die Frau möchte vielleicht wissen, daß er in Neubad gewesen war und gegen den Fortbestand ihrer Ehe gesprochen hatte. Er fühlte, daß sie ihn dann tief verachten müsse. Er fühlte zugleich den Kuß der anderen Frau wie ein Brandmal auf seiner Seele. Mein Gott! stöhnte er innerlich, während er mit

einem Blicke trostloser innerer Verstörung auf die Frau blickte.

Sie bot ihm Cigaretten an und reichte ihm das angezündete Streichhölzchen. Er nahm es bebend und erbleichte, als sie ihn dabei verwundert ansah.

„Was haben Sie?!" frug sie verwundert und nun auf einmal mit liebenswürdiger Theilnahme. „Sind Sie krank?!"

„O, nein," sagte er — „nur eine vorübergehende Anwandlung."

„Was hat Ihnen denn mein Mann für einen Auftrag gegeben?" frug sie wieder kühl.

„Nichts Besonderes; ich sollte ihm einige Noten und Bücher schicken, „Tristan und Isolde" —

„Nun, das kann ich ja ebenso gut übernehmen; was will er denn für Bücher? Soll ich sie ihm nicht gleich selbst senden —?!"

Sie sagte das mit etwas ermüdeter Stimme; ihre Augen hafteten am Boden, als drücke sie eine geheime, schwere Schuld.

„O nein — das können Sie nicht!" fuhr es Hermann heraus. Es erschien ihm schrecklich, daß die ahnungslose Frau auch noch selbst den Unterhaltungsstoff für das frevelhafte Paar absenden sollte.

„Ja, warum denn nicht?!" frug sie langsam. Sie blickte ihm nicht in die Augen, sondern schielte seitwärts auf die Spitze ihrer Cigarette, deren Asche sie langsam

abstrich. „Das ist doch seltsam!“ setzte sie wie in Gedanken dazu.

„Ja — seltsam!“ wiederholte Hermann wie im Traume.

Eine Stille trat ein. Beide blickten vor sich nieder und wagten einander nicht anzusehen. „Sollte sie ahnen?!“ fuhr es ihm durch den Kopf.

„Es ist so schwül hier!“ sagte die Frau nach einer Pause, indem sie leise für sich stöhnte und vor sich zur Erde blickte.

„Schwül!“ stammelte Hermann.

„Die Noten zu Tristan und Isolde sind aber doch vierhändig. Was will er denn damit auf dem Lande anfangen?!“ frug sie abermals nach einer Pause. „Hat er Gesellschaft dort? Ist Jemand bei ihm?!“

Hermann schoß das Blut in's Gesicht. Aber er sagte:

„Es ist Niemand bei ihm. Wer sollte denn bei ihm sein?!“

Da war es, als richte sich der Blick der Frau lauernd auf ihn, scheu, wie der Blick des bösen Gewissens. Aber sogleich war auch das Auge wieder wie verschleiert und wie verschleiert frug ihre Stimme:

„Wissen Sie das ganz gewiß?!“

„Ganz gewiß!“ Er sagte es mit harter, rauher Stimme.

„Können Sie mir Ihr Wort geben?!“ Sie warf die Frage nur gleichgültig vor sich hin.

Er hatte schon zuviel gelogen. Er mußte auch diese Lüge nun sagen. Es war ein Zartsinn zugleich gegen die betrogene Frau wie ein Gefühl der Selbstverachtung. Er sprach:

„Mein Wort darauf.“

„So, so!“ sagte sie kühl, indem sie den glimmenden Rest ihre Cigarette in den Aschenbecher stopfte und ihn auslöschte. Er war auf einmal wieder sehr bleich geworden und saß wie angewurzelt da. Es war ihm, als erstarrte ihm sein Hals auf dem Nacken, daß er seinen Kopf nicht mehr rühren könne. „Sie müssen etwas genießen, Herr Hermann,“ sagte sie, indem sie sich erhob. „Sie werden sonst entschieden krank. Nehmen Sie doch einen Imbiß mit mir!“

Er konnte nun nicht umhin, sich zu erheben und ihr in das Speisezimmer zu folgen. Erst als er neben ihr am Tische saß, bemerkte er, daß die Teller und Bestecke dieselben waren, von welchen er mit Ada und Streicher vor einiger Zeit zusammen gegessen hatte. Es war, als wollte ihn der Bissen im Munde erwürgen. Er trank von dem Wein und es war, als vertrockne ihm die Kehle von dem Getränk. Die Messer mit ihrem lichten Silberbeschlage lagen vor ihm wie feine Dolche. „Sie ißt mit dem Löffel, mit dem Ada gegessen!“ sagte er sich in Gedanken. Von der Wand vor sich aber sah er das Bild derselben Frau, die in lebender Wirklichkeit neben ihm saß, wie vorwurfsvoll mit dem geheimen Schuldblicke auf sich herabschauen. Und die wirkliche Frau aß mit leise zuckender Lippe, während eine tiefe Weltverachtung, eine

stumpfe, trostlose Gleichgültigkeit um ihren Mund waltete. Allmählich regte ihn das Doppelbild derselben Frau neben sich und vor sich dermaßen auf, daß er plötzlich mit beiden Händen sich an die Schläfen fuhr, sie darauf preßte und vor sich hinredete:

„Mein Gott, ich werde ja wahnsinnig! Retten Sie mich doch, Frau Streicher!“

Sie legte die Gabel weg und starrte ihn an.

Er hatte sich wieder gefaßt. Er versuchte ein schwaches Lächeln; er meinte: „Verzeihen Sie! Es ist schon wieder vorüber. Eine meiner Anwandlungen —!“

„Man muß Nihilist sein!“ sagte sie kühl. „Dann geht das schon vorüber. Sie regen sich über irgend etwas auf. Man muß sich über nichts aufregen. Verachten Sie doch, was Ihnen im Kopf herum geht. Sie müssen sich abschleifen, abstumpfen. Sie sind zu jung.“

„Ja — das wird es wol sein — zu jung!“ Er versuchte wieder zu lächeln.

Sie lächelte nun auch. Es stand ihr so wunderbar dieses Lächeln. Als ginge ein lieber Lichtstrahl über das ermüdete Frauenantlitz; es verklärte sie. Er hätte schluchzen mögen, als er dieses Lächeln sah. Und mit diesem Lächeln meinte sie: „Ich war schon als junges Mädchen eine Nihilistin der Liebe. Wenn Sie Liebeskummer haben, machen Sie es, wie ich: denken Sie auch die Liebe ist nichts; ist eine vorübergehende Function. Man muß ganz kühl hierin werden.“

„Ganz kühl!“ wiederholte er mechanisch. Bei dem Worte Liebeskummer aber stieg plötzlich der Gedanke an

Eva Eschenbach in ihm auf. Und als er im Geiste das Bild dieses heimlich geliebten Frauenwesens vor sich sah, da fühlte er, daß er innerlich ein Verlorener sei.

„Verloren!“ klang es in seinem Inneren nach.

Plötzlich raffte er sich zusammen und fing an von Musik zu reden. Frau Streicher sagte, es sei ihr einziger Genuß, für den sie noch nicht abgestumpft wäre. Wagner allein wisse ihre Seele aufzuregen. Darin sei Sinnlichkeit und Vergessenheit. Sie erhoben sich wieder vom Essen. „Wir sollten etwas vierhändig spielen!“ meinte sie.

Als er sich neben sie an das Klavier im Empfangszimmer setzte, sah er zu seinem Entsetzen, daß sie die Noten von „Tristan und Isolde“ aufgeschlagen hatte. Er fühlte in seiner Brusttasche Streichers Postkarte, worauf die Worte standen: „Des Daseins göttlich froh, tristan- und isoldehaft. Eduard. Ada.“ Es war, als würde sie schwerer und schwerer; wie eine ungeheure Bleilast drückte sie ihn auf die Brust. Und nun mußte er mit der Frau den „Liebestrank“ des ehebrecherischen Paares spielen. Es war ihm, als müsse er in ein höllisches Lachen ausbrechen. Und er spielte mit. Allmählich steigerten sich Beide zu einer wilden inneren Leidenschaftlichkeit ihres Vortrags. Und immer begleitete Hermann in Gedanken das tolle, höllische Lachen. Plötzlich brach die Frau mit einem schrillen Mißklang im Spiele ab und sprang auf, als ertrage sie irgend etwas nicht länger. Dann zuckte sie die Achseln und sagte: „Wozu?! — Man muß nihilistisch sein! Es ist Nihilis-

mus in dieser Musik. Aber sie ist eigentlich auch nichts. Nehmen Sie nur die Noten mit nach Neubad."

Er packte bestürzt die Noten zusammen und nahm die Bücher mit sich. Sie legte sich indessen auf ihr Ruhelager zurück und rauchte eine neue Cigarette. Als er sich verabschiedete, richtete sie sich gar nicht erst auf, sondern nickte nur etwas, während sie die Falten ihrer Röcke mit der Hand in Ordnung brachte.

Mit einem Gefühle grenzenloser innerer Verödung fand sich Hermann nun auf der Straße. Er kam sich vor wie ein abgespieltes Instrument, auf dem nichts mehr zu leisten ist. Diese abgestumpfte Frau steckte ihn an. Es war ihm, als sei seine Seele für diese Welt innerlich verbraucht.

Ein Durst nach Aufregung und Leidenschaft, nach Sünde und Tod kam über ihn. Wie zu einem Opiumrausch drängte es ihn zu Streicher und Ada, um mit ihnen zu lieben, zu sündigen. Er fuhr hinaus nach Neubad.

Er lebte mit den Beiden einige Tage und war glücklich, wenn man ihn den Euphorion nannte. Aber es war ein freudloses Glück. Er fand nicht mehr den Weg zu sich selbst zurück. Es war nur eine große, innere Verstörung in ihm.

Acht Tage dauerte dieses Leben. Dann kehrten alle Drei zur Stadt zurück. Streicher wohnte wieder bei seiner Frau. Ada lebte, als sei nichts geschehen, in dem Kosthaus neben Eva Eschenbach. Hermann trug sich mit einer Ahnung, die für ihn entsetzensvoll war. Er hörte,

daß Ada in diesen Tagen abreisen werde, um zu ihrem Manne heimzukehren. Streicher hatte ihm versichert, daß dann von Hamburg aus die nöthigen Schritte zur Scheidung würden gethan werden.

Eine sonderbare Unruhe führte Hermann, der sich diese Tage allein umhergetrieben hatte, endlich in Streichers Wohnung zurück. Er wollte nochmals in Streicher dringen, daß er sich je eher, je lieber scheiden lasse, schon um seiner, Hermanns Ehre willen; er wollte in seiner Gegenwart die Frau Streicher in die ganze Sache einweihen und ihr begreiflich machen, daß die allseitige Ehre eine Trennung nothwendig mache. Er wollte sich zugleich dieser Frau Streicher zu Füßen werfen, um Verzeihung für sich und seinen Freund zugleich zu erflehen. Unter Thränen malte er sich das aus; es schien ihm der einzige Weg, daß er sich jemals wieder als ein anständiger Mann von Ehre und Charakter fühlen könne. Dann wollte er auch zu Eva Eschenbach eilen und ihr von seiner Liebe sagen, sie um Rettung, um Rettung anflehen aus der entsetzensvollen Lage seiner Seele. Er wollte seine „Lieder der Sünde" vernichten, er wollte die Dichtung aufgeben und sehen in einem thätigen Beruf an seiner Hände Arbeit zu gesunden. Er hatte ein inneres Grauen vor dem, was man „Sünde" nennt, daß er die Stunden verfluchen wollte, da ihn der Trieb, sie kennen zu lernen, so zauberhaft umstrickt hatte. Nur das konnte ihn retten, wenn er sich in Streichers Gegenwart der Frau des Mannes zu Füßen warf und den Saum ihres Kleides küßte.

In solchen Vorstellungen war er an Streichers Wohnung angelangt. Er klingelte mit klopfendem Herzen. Er wußte nicht, wie er bis an die Saalthüre gekommen war. —

Als er eintrat, krampfte sich ihm das Herz zusammen. Was war denn das?! Da saßen sie ja ganz freundschaftlich zusammen. Ada ruhte neben Frau Streicher auf dem Polsterlager und hielt deren Hand in der ihrigen, welche sie auf ihrem Schooße liegen hatte. Streicher hockte auf der Lehne und hatte seinen Arm so herübergelegt, daß er beide Frauen zugleich zu umfangen schien. Er erhob sich allerdings etwas überrascht und beklommen, als der junge Mensch eintrat, hatte sich aber sogleich auch wieder gefaßt und ging ihm entgegen:

„Du kommst gerade Recht, lieber Hermann, um uns Deinen Rath zu geben. Wir sind eben in wichtigen Verhandlungen —“ Ada unterbrach Streicher etwas ängstlich: „Laß das doch, Eduard, das ist nichts für ihn.“ — „Sie wundern sich, lieber Euphorion,“ fuhr sie gegen diesen gewendet liebenswürdig fort, „uns hier nun zu Dreien zu finden. Unsre liebe Lili —“ sie drückte dabei Frau Streichers Hand — „hat aber freie und moderne Anschauungen genug, um es in der Ordnung zu finden, daß man sich nicht wie die Wilden vorübergeht, sondern sich kennen lernt —“

„Um es kurz zu sagen,“ fiel Streicher ein, „wir berathen eben alle Drei zusammen, ob wir uns scheiden lassen wollen oder ob es nicht besser ist, man läßt Alles beim Alten. Du bist jedenfalls der berufene Richter – “

Er stockte, denn selbst er erschrak über den seltsamen

Ausdruck in Hermanns Gesicht. Es war nämlich, als habe ursprünglich ein Lachen vernichtender Ironie über dies Antlitz ziehen wollen, das aber plötzlich von einem Verzweiflungsgedanken überholt ward, der das Gesicht erstarren machte. Es war Hermann für einen Augenblick, als sei er in eine neue, fremde, ganz unbekannte Welt geführt worden, für welche seinem Inneren jeder sittliche Maaßstab im Guten und Schlimmen fehlte. Er blieb stumm und ließ sich wie gelähmt auf einen Stuhl nieder. „Ich sagte Dir ja," flüsterte Ada, „das ist nichts für ihn. Er versteht uns nicht —" Frau Streicher hob scheu und kühl zugleich ihr Augenlid, um auf den jungen Mann zu blicken. Es war, als ginge ein trübes, ironisches Lächeln einen Augenblick um ihre Mundwinkel.

„Er uns nicht verstehen!" sprudelte Streicher auf. Er mit seinen freien, modernen Ansichten! Er, unser dichterischer Heilsbringer und Zukunftspoet! Sollen wir wie wilde Katzen uns gegenseitig anknurren, weil wir einen Ehewechsel vornehmen oder berathen wollen?! Sollen wir uns gegenseitig mißachten, weil wir über das Problem eines gemeinsamen Liebesbesitzes Klarheit schaffen wollen unter uns? Was sind alle die Redensarten von Emancipation der Frau, wenn wir nicht die Frauen in vernünftigem Geistesverkehr über die Sache des Ehewechsels sehn? Ehebruch! Welch ein antediluvianisches, mittelalterliches, gemeines Wort! Eine bessere Menschheitszukunft spricht nicht von Ehebruch; sie kennt nur den Ehewechsel. Wenn das unser Hermann nicht versteht, so hätte er überhaupt zu Hause bleiben sollen!"

„Sie sehen, er ist unverbesserlich, lieber Euphorion," versuchte Ada zu scherzen. Das Wort aber erstarb ihr auf der Zunge; Hermanns Gesicht hatte sich wie im Ekel verzogen; er sagte hart und wild:

„Du bist doch ein Ehebrecher! Du bist's!"

Es trat eine stille Pause ein.

„Ist das wahr, Lili?!" frug Streicher endlich und seine Stimme bebte wider seinen Willen ganz leise.

„Ach nein!" sagte Frau Streicher ganz kühl und leblos.

„Habe ich Dich hintergangen, Lili?! Hat Ada und ich Dich getäuscht?!"

„Niemals! Es war ja alles abgemacht vorher!"

„Du solltest den Briefwechsel zwischen Lili und Ada lesen, den sie nach Südfrankreich und vom Zornsee miteinander geführt haben, ehe sie sich kannten, um etwas bessere Begriffe von Freiheit der Frau und Selbstständigkeit des Persönlichkeitsgefühls in der Ehe zu bekommen."

„Ich ging ja nach Südfrankreich, um Euch für eine Weile Platz zu machen," sagte Frau Streicher wiederum sehr kühl. Dabei klang aber ein verschleierter Ton des Cynismus hindurch, der in's Innere Hermanns wie ein Giftpfeil drang.

„Was willst Du also, lieber Hermann?!" frug Streicher.

„Sie wußten also Alles, Frau Streicher?" frug Hermann endlich, wie in einer grauenhaften Todesfurcht. „Sie waren eingeweiht und Sie ließen es geschehen?! Sie wußten, daß ich mit dadraußen war —?!"

Da erhob Frau Streicher ihr Auge und blickte ihm zum ersten Male scharf und durchdringend in's Gesicht. Sie sagte ruhig und kalt: „Ich wußte es."

Hermann bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und heulte auf wie ein wildes Thier. „Scheusälig! Scheusälig! Sie haben mich geschändet zu Dreien und nichts, nichts kann diese wahnsinnige Schande abwaschen von mir! Ach, armer Euphorion!" Die Stimme brach ihm; er ließ die Arme sinken und starrte vor sich hin.

Eine Weile war alles stumm im Gemach. Die beiden Frauen versuchten einen Blick zu wechseln, aber es gelang ihnen nicht. Sie senkten verwirrt vor einander die Augen, Streicher trat endlich zu Hermann heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. Er sagte dann mit großer Innigkeit des Freundschaftsgefühls:

„Du nimmst die Sache zu schwer, lieber Freund!"

„Wol, wol, zu schwer!" flüsterte Hermann leise.

„Also raffe Dich auf, nimm Dich zusammen und beweise uns Deine Achtung, indem Du uns Rath giebst in unserer Angelegenheit. Ada meint, es sei doch besser, wenn ich mich nicht scheiden ließe von Lili. Meine Frau sagt, sie würde mich sogleich frei geben, so wie sie sicher wüßte, daß ich in Ada eine reiche Frau bekäme und ihr Vater sie nicht enterben würde. Ich bin natürlich nach allem für die Scheidung."

Hermann hörte nun nur noch stumpf und wie im Traume die weiteren Gespräche an. Ada meinte, es sei doch vielleicht besser, sie kehre heim zu ihrem Manne, denn der innige Verkehr mit Streicher auf dem Lande

habe sie gelehrt, daß wol doch die Charaktere zu verschieden seien, um ein dauerndes Glück zu versprechen. Daß sie durch ihren Vater enterbt würde, sei ganz gewiß und da Lili ihren Mann nur freigäbe, wenn er eine reiche Frau bekäme, so sei auch hierin ein mißliches Hinderniß. Man solle diese glücklichen Tage, die man am See zusammen verlebt, lieber als eine schöne Lebenserinnerung betrachten. Man habe sich gegenseitig beglückt und mit den theuersten Andenken der Liebe beschenkt; man könne damit im Grunde auch zufrieden sein. Streicher sprach anfangs heftig dagegen, aber es klang, als sei es ihm nicht ernst damit. Hermann gewann aus allen Gesprächen die Ueberzeugung, daß all diese Redensarten nur ein Scheinspiel seien, daß in Wirklichkeit von keiner Seite im Ernste an eine Scheidung von vornherein gedacht worden war. Frau Streicher hatte einfach, da ihr Mann eine seiner vorübergehenden Leidenschaften zu Ada gefaßt hatte, nicht im Wege sein wollen und da man nun in Behaglichkeit und Muße das schöne Sündenglück genossen hatte, so wollte man auch ohne sonderliches Aufsehen wieder auseinandergehen und sich ein gutes Andenken bewahren.

Zum Schlusse frug man Hermann um seine Ansicht. Er sagte mit traurigem Lächeln: „Ich bin der Ansicht von Frau Becker. Ihr sollt alles beim Alten lassen. Herr Becker wird ja wol nichts von alledem erfahren.“

„Nein, gewiß nicht!“ sagte Ada völlig unbefangen.

„Es ist also abgemacht, liebe Ada!“ sagte Streicher.

„Hermanns Ansicht hat für mich immer den Ausschlag gegeben.“

Ada lächelte Streicher und seine Frau schwermüthig an. Dann umarmten und küßten sich die Frauen. Ada verließ zugleich mit Hermann die Streicher'sche Wohnung.

Unterwegs legte sie ihren Arm in seinen Arm. Sie gingen eine Weile zusammen. „Es ist besser so,“ sagte Ada. Ein tiefer Ekel habe sie zuletzt vor diesem Manne erfaßt. Sie sagte: „O, über diese verächtliche Krafthuberei, diesen elenden, ausgestopften Naturalismus, diese haltlose Drangstürmelei, diese krankhaft befleckte Phantasie geistiger Ohnmacht!“ Sie hoffe nun zu Hause in ihrer Kunst, in einer idealen, schönheitsseligen, vornehmen Kunst diese Abenteuer zu vergessen. Ihre natürliche Leidenschaftlichkeit habe sie verführt, aber sie sei enttäuscht, bitter enttäuscht. Sie habe erst nichts gewußt, daß Frau Streicher in alles eingeweiht gewesen sei. Als Streicher ihr aber davon gesagt, habe sie natürlich an Lili geschrieben. So sei das alles gekommen. Streng genommen, sei diese Frau ja doch wol nur die Zuhälterin ihres Mannes.

Sie waren unter solchen Gesprächen bis in den Garten vor dem Kosthaus getreten. Hermann blickte vor sich hin und nach der Thüre des Hauses. In diesem Augenblicke erschien in derselben eine hohe, traurige Frauengestalt in einem einfachen grauen Kleide. Sie hatte den großen Schäferhut am Arme hängen und schritt langsam die steinerne Vortreppe herab. Sie hielt inne, als sie das Paar erblickte und schaute wie in stillem Sinnen herüber auf Beide. Als Hermann Eva Eschenbach

erkannte, ließ er langsam den Arm Ada Beckers frei und schlich sich beschämt, ohne ein Wort des Abschieds zu sagen, aus dem Garten weg. — —

Nach zwei Tagen erhielt Streicher einen Brief, auf dessen Umhüllung er Konrad Hermanns Handschrift erkannte. Er öffnete ihn nicht ohne eine ahnungsvolle Beklemmung. Er erschrack, daß ihn ein Zittern überlief und er sich am Tische festhalten mußte, als er las:

„Ich habe mir auf irgend eine Weise das Leben genommen, wenn Du diese Zeilen erhältst! Du entwerthest die Dichtung und jede geistige Lebensfülle, wenn Du die sittlichen und gesellschaftlichen Begriffe entwerthest. Ich könnte nach alledem nie wieder ein Gedicht machen, denn Eure Lebensart hat in mir das Mark der sittlichen Begriffe ertödtet, die allein die geistige Erregung und Spannung einer Dichtung ermöglichen. Du bläsest dem Leben die Seele aus, wenn Du die aufgelockerten Unbegriffe Deiner naturalistischen oder nihilistischen Weltanschauung verwirklichen willst. Es giebt keine Freiheit sittlicher Instincte, denn diese wäre auch die Entwerthung der Phantasie des Gewissens. Ich bin Dein Gewissen. Ich gehe zu Grunde an Dir. Ich habe den Schatten des anderen Mannes gesehen, aber es war Dein eigener Schatten. Hast Du nicht diesen anderen Mann bestohlen, wie ein gemeiner Dieb? Darum heißt es Ehebruch! Als bräche die Welt zusammen, weil die tiefste Gemeinheit der Gesinnung dazu gehört, sich hinter dem Rücken eines andren Mannes das schenken zu lassen, was Jenem durch

einen Schwur geschenkt ward. Es ist ein gemeiner Bruch der Treue, die der Mann dem fremden Manne schuldet, wenn er den Treubruch der Frau annimmt. Das sagt Dir Dein Gewissen.

Wenn die Kosaken an Euren Grenzen stehn und der Nihilismus ihrer Gebieter Euch die Zähne weist, wenn Nana aus Paris kommt im Gefolge des Rachegesindels und der Naturalismus der Weltanschauung Euch in den Rücken fällt, dann wird das alte Gewissen Euch im Blute der Schlachtfelder verjüngen. Du bist ein falsches Geschwür im deutschen Leibe. Ausgeschnitten muß es werden. Ausbrennen im Schlachtenrauch muß die europäische Menschheit alles aus ihrem Körper, was Dir gleicht.

Du hast mich geschändet und ich habe mich selbst geschändet. Du hast mich mißbraucht und ich habe mich selbst mißbraucht. Du hast meinen Geist besudelt, ich kann den Flecken nicht aus meinem Hirn wegwaschen, er hat es ganz durchtränkt. Ich will das Leben nicht mehr leben, es ist mir zerfasert, weil ihr jeden sittlichen Begriff in mir zerfasert habt. Du bist nur der Schatten Deines Selbst, wenn Du ohne ein Gewissen bist, denn es ist das Rückgrat Deiner geistigen Existenz und ihres Verhältnisses zur Welt.

Es ekelt mich vor der Geilheit der Intelligenz. Es ekelt mich vor der Geilheit eurer ausgesogenen Phantasie, welche unter dem Vorwande der Naturwahrheit das Leben der Geschlechter zersetzt mit Schwefelsäure der geistigen Lustseuche. An mir ist jeder Werth verloren, außer daß ich Dir noch zum Gewissen werden kann, wenn

Du dies liest. Es dürstet mich nach der markvollen Ruhe des Todes, denn er ist das erfüllte Sittengesetz. Ich will mich wenigstens mit Anstand zu Tode philosophiren und Dich und Deine Schandenexistenz dazu. Lebe wol. Euphorion."

Streicher war blaß geworden. Er schüttelte eine Weile den Kopf. Dann legte er den Brief neben sich, er wischte sich eine Thräne aus den Augen und flüsterte:

„Was diese junge Welt das Leben ernst nimmt! Viel zu ernst! Viel zu ernst!"

Zur selben Zeit wurde während eines heftigen Föhn-Sturmes, welcher die Wellen des düsteren Zornsees am Fuße der Gebirge und Felsenwände wild aufschäumen machte, die Leiche eines Jünglings im Walde bei Neubad an's Ufer gespült. Der heiße Hauch des Föhnsturms fuhr über das eiskalte Gesicht, ohne es zu erwärmen, die eilenden Wellen kamen ihm nach von der Mitte des Sees herangetaumelt und zerbrachen aufschluchzend über dem stummen Manne, den nichts mehr aus seiner starren Ruhe erwecken konnte. In den Buchen am Seerande ging ein Rauschen durch die Wipfel und pflanzte sich schauernd fort wie ein zornvoller Gewissensruf der Natur, während die Gebirge, schwarz und düster, von dunklen Wolken überjagt, über die Seefläche vereinsamt hinweg drohten.

Drittes Kapitel.

Im Schatten einer machtvollen Elfenbeinpalme lagerte Heinrich Hochstein im tiefsten Urwalde des mittleren Amazonenstromgebiets. Die riesenhaften, mächtig gefiederten Blattwedel des grünen Kolosses beugten sich ruhevoll über ihn her; tiefe Stille herrschte in dem weiten Gebiete des dichtverwachsenen Irrsaales von riesenhaften Nußbäumen, Bombaceen, Palmen und wilden Gummibäumen, dicht übersponnen von Lianengewinden und Schlinggewächsen. Nur aus der Ferne vernahm man etwas wie ein dumpfes, verhülltes Brausen; es war das Rauschen des ungeheuren Stromes, der drüben in einer Breite von drei Stunden unabsehbare trübe Fluthenmassen über Stromschnellen vorüberwälzte.

Der Spätnachmittag war herangekommen, ein wunderbarer Farbenglanz webte um die hohen Waldsäume, schwankende Goldlichter fielen durch die Lianengewinde hernieder und ließen die prachtvollen Orchideenblumen, welche aus den Astwinkeln der Stämme schmarotzend auf-

sprossen oder wie ein Blüthenregen von den Lianenranken herabhingen, zauberisch aufglühen. Wie goldige Wälder erglänzten die üppigen Farrnkräuter, welche hoch über der Erde auf den Baumstämmen hinwucherten; aus schwindelnder Höhe im rosigsten Dufte unter dem tiefblauen Himmel blickten die höchsten Palmenkronen auf die Nußbäume und ihre Wipfel weit unter ihnen herab. Cedern und Mahagonibäume sonnten sich in der Farbenpracht, welche die späte Sonne zu reifen schien; nicht weit von der Elfenbeinpalme, unter der er lagerte, staunte Heinrich wieder und wieder einen Feigenbaum an, dessen ungeheuren Stamm sechs Männer nicht hätten mit ihren Armen umspannen können.

Wie grüngoldene Blitze, wie funkelnde Sonnenstrahlen, die aus einem farbigen Glase zurückzittern, schossen um Heinrich die glanzschwirrenden Kolibris vorüber. Bald schienen sie gleich Schmetterlingen, selbst nicht größer als große Schmetterlinge, sich über den geheimnißvollen Urwaldblumen zu wiegen; dann standen sie plötzlich mit ausgebreiteten Flügeln scheinbar still in der Luft über den duftenden Vanillesträuchern unter sich; regungslos schienen sie zu verweilen, während sie doch blitzschnell den senkrecht gestellten Federschwanz hin- und herzittern ließen im fortwährenden Aufspannen; wie Libellen fuhren sie dann plötzlich weit weg zur Seite; ein Pärchen jagte sich und fuhr mit den feinen spitzen Schnäbeln übereinander vorbei. Gleich der kostbarsten Seide schillerte das Gefieder in purpurrothen, grüngoldnen, blauen und orangenen tief gesättigten Farben.

Heinrich träumte in diese üppige, zaubervolle Welt hinein und sann über dem Vergangenen. Eine verwirrende Fülle von seltsamen Bildern des Lebens und der Erde war vor seinen Augen vorübergezogen. Er lebte in einer andern fremden Welt von fremden Gewächsen, fremden Wesen und war doch nur durch eine kurze Spanne Zeit von der Heimath getrennt, während unermeßliche Wegstrecken zwischen ihm und dem fernen Europa lagen. Jeglicher Maßstab des Raumes war ihm genommen, denn er hatte in wenigen Wochen Südamerika auf einem Dampfer erreicht, der mit traumhafter Geschwindigkeit die weite Wogenwüste des Atlantischen Oceans durchpflügt hatte. Tagereisen waren in einer Stunde von der wirbelnden Radschraube hinter das Schiff geworfen worden; und unter dem Schiffe war ein Reich von ungezählten Milliarden von Lebewesen vorübergeflogen in den Tiefen der Meereswildniß, von welchen der Forscher auf der Oberfläche geheimnißvolle Spur gesehen. Mit Empfehlungen aus Rio de Janeiro versehen, war Heinrich dann von Parà aus in den Amazonenstrom gekommen; auf einem Stromdampfer war er wochenlang stromaufwärts gegangen, bis er glaubte, am Orte seiner Forschungen zu sein. Fieberhafte Sehnsucht, die geheimnißvolle Pflanze, jene Verwandte des deutschen Jehovablümchens zu finden, hatte ihn ohne Aufenthalt in's Innere des südamerikanischen Festlandes getrieben. Er war auf einem Hauptstrome gefahren, der am Ausflusse ein Meer von siebenzig Stunden Breite bildet; er war im inneren Amazonenstrome auf einer Fluthmasse ge-

fahren, deren beide Waldesufer vier Stunden von einander entfernt lagen. Nebenströme waren ihm auf diesem Wege begegnet, welche zwei Stunden breit ihre ungeheure Wogenmasse in den „Vater der Ströme“ ergossen; es war ein Riesensee, der kein Ende nahm und immer ihm entgegengewandert kam, wenn drüben die Ufer in Meilenferne langsam vorbeizogen.

Endlich war er mit seinem Begleiter Püsecke, mit einem indianischen Führer, den er in Parà gemiethet hatte, mit einem Mischling und einem Neger an's Land gegangen und die geheimnißvolle Welt des Urwalds hatte sich seit einigen Tagen vor ihm aufgethan. Jetzt erst, da er endlich wanderte auf eigenen Füßen, kam ihm zum Bewußtsein, welche Raumesfernen hinter ihm lagen, welch' ein Koloß diese Erdkugel ist mit ihren Meeresöden und Erdenfesten.

Er wunderte sich, wie auf einmal mit geheimer unermeßlicher Sehnsucht ihn etwas nach einem Menschenbilde zog, das ihm unter Millionen Menschenbildern, welche er gesehen hatte, lieb geworden war. Seine Sehnsucht zog ihn in's Weite den Strom hinab, um mit dem zu wandern, majestätisch wie die Schöpfung im All wandert mit ihren Gestirnen, zu wandern in's Meer hinaus und dies eine liebliche Menschenbild in aller Majestät der ewigen Sehnsucht zu schauen mit den eignen Augen. Und wie er so im Geiste wanderte mit dem „Vater der Ströme“, sagte er sich, daß dies Bild ja unter ihm, in der Tiefe des Erdballs bei den Gegenfüßlern wohne und daß auch, wenn dieser ganze Erdball

sie nicht trennte, etwas Anderes sie trennen würde; ein flüchtiger Gedanke. Ein schmerzliches Lächeln kam ihm auf die Lippen; er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er ein so verschwindend winziger Punkt auf dieser Erdmasse sei, bei dem es ja nicht weiter darauf ankomme, ob er diese oder jene schmerzliche oder heitere Empfindung auslöse, denn wie viele Milliarden Empfindungen beseelten gleichzeitig die lebenden Milliarden der Menschen.

„Man muß einer Idee leben! Zuletzt steht meine Entdeckung und meine Forschung höher, als ein Mädchen. Mädchen wird die Natur noch viele machen; meine Entdeckung über die Mikroben aber ist nur einmal im Geistesleben möglich."

Darauf versuchte er leise ein Lied zu pfeifen, während die Sonne tiefer und tiefer sich stromaufwärts gegen den breiten Seestrom herniedersenkte und die Fluthen in purpurnen Lichtern aufglühen ließ, daß die Moskitoschwärme am Ufer wie Wolken goldigen Staubes über den Wassern anzusehen waren.

Plötzlich hörte Heinrich einen Aufschrei, gleich darauf kam Püsecke athemlos aus dem Waldesdickicht heraus gestürzt, blieb an einer Lianenranke, welche sich über seinen Weg herüberwand, hängen und stürzte der Länge lang auf den Boden hin. Eine Weile blieb er da verdutzt liegen, dann erhob er ein neues Geschrei und brüllte: „Ein Löwe! Ein Löwe! Zu den Waffen! Zu den Waffen!"

Heinrich sprang auf. „Unsinn!" rief er. „Es giebt in ganz Südamerika keine Löwen!"

„Wirklich nicht?" frug Püsecke enttäuscht.

„Wie ich sage!"

„Nun, dann muß es ein Ameisenlöwe gewesen sein“, meinte Püsecke kläglich, während er mit komisch entsagender Miene ein Bündel Pflanzen vor Heinrich auf den Boden warf, die er in der Umgegend gesammelt hatte.

„Es ist nur gut, daß Sie den Witz auch mit über das Atlantische Meer importirt haben; Sie liefen sonst Gefahr, daß er Ihnen hier ausginge!“

„Das glauben Sie selbst nicht, Herr Doctor,“ meinte Püsecke. „Sie haben ja selber auf dem ganzen Wege bis hieher nichts als Witze gerissen. Mitten im Atlantischen Ocean haben Sie z. B. einen famosen Witz gemacht. Wenn wir nicht so furchtbar schnell von der Stelle weitergedampft wären, wo Sie ihn machten, würde ich ihn noch wissen. Aber so geht's. Ich bin hier auf einmal in den brasilianischen Urwald gerathen, ich weiß nicht, wie, und wenn ich mich zehnmal im Kreise umsehe in der Gegend, weiß ich doch nicht, wo mir der Kopf steht. Haben Sie nur ein Einsehen!“

Heinrich hatte sich während dieser Worte über das Pflanzenbündel gemacht und beschaute genau die einzelnen Blüthen der verschiedensten Gewächse, um zu sehen, ob vielleicht die gesuchte Pflanze dabei wäre. Er legte es mißmuthig bei Seite. Es war wieder nichts. Seit ein paar Tagen suchten sie schon und noch hatten sie kein Blättchen von der ersehnten Blume gesehen, welche die geheimnißvollen Mikroben bewahren sollte. Püsecke bemerkte Heinrichs Verstimmung; er sagte:

„Nur unverzagt, Sohn Daniel, redete der Schneidermeister Spinnefuß, als er in seinen Fingerhut gefallen

war. Wir finden das Blümchen schon noch. Ich habe den Püseckenit auch noch nicht gefunden, aber es sollte der Geier sein, wenn er nicht irgend wo auf der Erde zwischen dem Nordpol und dem Gleicher wäre. Es kommt nur darauf an, daß man die richtige Stelle findet."

„Darin liegt etwas," meinte Heinrich.

„Sehen Sie, Herr Doctor, man muß das mit Philosophie betrachten!" fuhr Püsecke lebhafter fort. „Wenn ich die Philosophie nicht hätte, wüßte ich überhaupt nicht, was ich mir zu dieser Welt denken sollte. So zum Beispiel sehen Sie hier lauter Bäume, welche eigentlich gar keine Bäume sind, sondern nur sehr groß gewachsene ausländische Gewächshauspflanzen. Trotzdem sie nun ausländische Gewächse sind, wachsen sie doch in diesem Lande überall im Freien und man sieht daraus, wie verwirrt und voll lauter Widerspruch die Erde eingerichtet ist. Dieses kommt aber nur daher, weil man keine Philosophie hat. Mit der Philosophie kann man sogar die sociale Frage lösen, wenn man bedenkt, daß es in diesen Urwäldern gar keine sociale Frage giebt."

Püsecke sprach das mit tiefem Ernste, während er begann ein Feuer anzuzünden, um darüber das Nachtmahl zu bereiten. Heinrich ließ ihn reden, denn was ihn an dem Manne am meisten ergötzte, war, daß er halb und halb an all seinen Unsinn glaubte. Püsecke blies die Flamme bedächtig an, dann sagte er:

„Indem nämlich meine Frau jetzt wahrscheinlich aus ihrem Bette aufsteht, morgens um acht Uhr in Europa, während wir eben Sonnenuntergang haben und meine

Frau durch zu vieles Schnapstrinken ein Opfer der sozialen Frage ist, so beschäftige ich mich in meinen Mußestunden hauptsächlich mit der Lösung der socialen Frage. Eben dieserhalb habe ich mich auch dieser Reisegesellschaft angeschlossen, um in der ungestörten Stille der Urwälder richtig über diese Sache nachdenken zu können. Hauptsächlich muß man so eine Reise benutzen, um allerhand Fleischsorten zu kosten. Das Fleisch der Walfische, der Seelöwen und Delphine ist alles sehr geschmackvoll. Auch Schildkröten sind eßbar. Für diese Nacht habe ich mir ein Stück Alligatorenfleisch in Wasser angesetzt, welches zum Beispiel auch die Indianer essen, unter denen die Socialdemokratie bisher noch nicht besteht. Wie viele Fische sind in der See, Vögel in den Lüften, Antilopen, Gazellen in den Wäldern und eßbare Käfer, hinwiederum Bananen, Palmenfrüchte, Kakaowälder, Cocosnüsse, Tapire, wilde Schweine, Faulthiere und wohlschmeckende Affen schon allein in den Gegenden, welche wir bisher bereist. Und doch sind diese nur eine dünne Linie über das Meer und die Erde weg. Denkt man nun, daß die Erde rund ist und überall voll Fische und Vögel, so müßte die soziale Frage gelöst sein, wenn man sowol eine Flugmaschine wie einen unterseeischen Schwimmapparat erfunden hätte."

„Sie haben Recht, Püsecke. Lassen Sie sich ein Patent geben!"

„Indem nämlich die europäische Menschheit eine Flugmaschine hätte, würde sie in der Mittagszeit oder gegen Abend wegen großer Hitze nach dem Meere fliegen.

Indem man sich hierauf mit Schwimmapparaten im Meere vertheilte, könnte jeder so viele Fische fangen und verspeisen, als er unentgeldlich Hunger hätte; es wäre alles umsonst. Wer nun nach Brasilien flöge, ließe sich in irgend einen hohen Palmenwipfel nieder mit seinen Flügeln, worauf er unten so viel köstliche Früchte fände, daß er gänzlich gesättigt würde. Jeder könnte sein Lieblingsgericht genießen; denn der Geschmack ist verschieden."

„Glauben Sie nicht, Püsecke, daß, wenn die Menschen im Meere herumschwömmen, viele durch Haifische gefressen würden und diese sich in Folge so guter Nahrung über Gebühr vermehrten?!"

Püsecke zwinkerte mit den Augen. „Das macht nichts, Herr Doctor, wenn ein paar Menschen weniger werden. Sterben müssen wir doch alle; es ist Stoffwechsel. Es ist besser die Haifische fressen sie, als daß das Großkapital sie frißt."

„Aber gute Magen müssen die Menschen haben. Rohes Fleisch ist auf die Dauer ungesund; es macht Bandwürmer."

Püsecke zuckte die Achseln. „Man kann ja Kochapparate mitnehmen."

Während dieser Rede war die Sonne tiefer gegen den Strom herabsunken und fluthete ein purpurrothes Licht über die weiten Wasser und die Waldeskronen aus. Die traubenförmigen Helikonienblüthen, welche geheimnißvoll hinter großen Blättern vorlauschten, glühten geisterhaft auf, durch das dichtverwachsene Dach von Luftwurzeln

und Lianen, welches über ihnen lastete, schwer von herabhängenden Früchten und niedertriefendem Blätterwerk, stahlen sich feurige Abschiedsblicke der Sonne. Oben im Blauen segelte ein rosenrother Kukuk vorüber; über den Gewässern wiegten sich die Ibisse und Reiher, Möven huschten am Uferrande fliegend hin; aus der Ferne tönte die geheimnißvolle, flötende Stimme des Orgelvogels herüber. Es war, als sammle die Natur auf einmal all ihre verborgenen Zaubergaben, um sie in der strotzenden Ueppigkeit ihres stummen Pflanzenlebens zu einer Huldigungsfeier der untergehenden Sonne aufblühen zu lassen. Ein Paar farbenprächtige Papageien wiegten sich drüben auf einer Bombonaje und schwatzten vertraulich miteinander, als seien sie aufgeregt über das magische Schauspiel, das die Sonne bot. Prachtmeisen und Finken mit rother Brust und metallblauen Flügeln schwirrten vorüber und suchten ihr Nest, um die langen flaschenförmigen und traubenartigen Colibrinester zitterten diese flatternden Saphiren und Edelsteine verwirrend hin. Während die Sonne in die Seefläche des heranschwellenden, durchleuchteten Stromes hineintauchte und Wellenränder über ihre Gluthscheibe zitterten, erhob sich noch einmal ein Lärm und Geschwätz von tausenden von Vogelstimmen und Thierlauten, die alle namenlos erregt vom Scheiden des Feuerballs schienen.

Wenige Secunden aber, nachdem die Sonne wie ein verbranntes Wrack im Strome versunken schien, ergrauten plötzlich alle Farben; vom Himmel meinte man die Nacht wie einen großen Schatten über der Erde

plötzlich hereinbrechen zu sehen und eine unerwartete, bange Stille breitete sich aus, während ein prachtvolles Blauschwarz den Himmel wie in einen Schleier spannte, aus dem die ersten Sterne gleich Regenbogenlichtern heftig schillernd mit fabelhaftem Glanze aufblitzten.

Heinrich starrte verloren in diese Welt von erloschener Pracht. Püseckes Feuer glühte nun selbstherrlicher auf und nahm das Reich des Sichtbaren ein, während aus der Nacht des Urwaldes die ersten Leuchtkäfer und Lampyriden aufschwärmten und ihr grünes Licht wie electrische Funken versandten. Der Neger, der Indianer und der Mischling waren leise aus dem Wald getreten und saßen um das Feuer, ohne daß Heinrich ihr Kommen bemerkt hatte. Sie saßen ruhig wie Standbilder, während der Feuerschein ihre Gesichter umflackerte und die weißen Zähne des Negers unter seinen breiten, flammenden Lippen gefräßig aufleuchten ließ.

Während Heinrich seine stummen Betrachtungen anstellte über die Schönheit des Negers, dessen häßliches, affenartiges Gesicht über einem Körper saß von griechischer Leibesschönheit, da denn seine Haut eine wahre Farbengluth von blauschwarzen und tiefbraunen Tinten auszuströmen schien, begannen die Farbigen in der Sprache der Quichuaindianer zusammen zu reden. Heinrich verglich den Rasseleib des Negers, der von allen dreien der schönste war, mit dem lichteren Roßbraun des Indianers, welcher dem Stamme der Cashibos angehörte und in seiner Jugend noch Menschenfleisch gegessen hatte. Der Kapitän des Amazonendampfers hatte Heinrich erzählt,

daß dieser Mann als Knabe, im Jahre 1870, den Kapitän und Lieutenant eines peruanischen Dampfers, welche auf einer Entdeckungsreise den Pachiteastrom hinauf vordrangen, hatte verzehren helfen. Die Cashibos hatten diese Männer an's Ufer gelockt mit Freundschaftszeichen, dann aber erschlagen und gegessen. Dieser Mann aber war später durch einen Jesuiten bekehrt worden zum Christenthum und in's Tiefland herabgekommen. Heinrich hatte ihn gemiethet, weil er den oberen Amazonenstrom gut kannte.

Eine Art Jammergestalt neben diesen beiden eingeborenen Rassesöhnen Afrikas und Südamerikas hockte der Mischling da, der sich den stolzen Namen Don José Manuel de Garzia y Santos beigelegt hatte. Sein Großvater war ein deutscher Auswanderer gewesen, der mit einer Indianerin den Vater dieses Menschen gezeugt hatte. Er selbst war der Sohn von diesem deutsch-indianischen Vater mit einer afrikanischen Negerin, welche noch Sclavin gewesen war. Alle schlechten Eigenschaften der weißen, der indianischen und der Negerrasse waren in ihm vereinigt, und er erschien Heinrich wie ein Fabelwesen der Odyssee, wie ein Faun, ein Satyr, ein Mischwesen von Mensch und Thier.

Der Cashibosindianer begann, ohne daß Heinrich etwas davon verstand, zu fragen:

„Was will der weiße Mann, den wir führen?! Er sucht schon seit ein paar Tagen und findet nichts. Sucht er Gold? Aber er sucht das Gold am falschen Orte!“

„Das frage ich auch!“ ergänzte der Neger. „Er reißt

die Blumen ab und legt sie in ein goldenes Schießrohr. Ich habe hineingesehn. Aber Du siehst keine Blume darin, sondern sie ist verwandelt. Es ist ein Wespennest, statt einer Blume, es ist auch ein Spinngewebe. Er ist ein Zauberer!“

„Ist das wahr?!“ frug der Indianer erschrocken. Keiner von diesen Dreien hatte noch einen Naturforscher, geschweige ein Vergrößerungsrohr gesehen. „Warum verwandelt er sie?!“

Don José Manuel de Garzia legte den Finger auf den Mund, zwinkerte mit den Augen und sagte:

„Seid still! Er glaubt nicht an den Teufel und an den großen Geist! Er glaubt auch nicht, daß unsre Seelen fortleben, wenn wir begraben sind! Er hat es zum Schiffscapitano gesagt auf spanisch. Ich hörte es.“

Der Cashibosindianer entfärbte sich. Er schlug ein Kreuz. Dann sagte er mit heimlichem Grauen:

„Als ich noch Menschenfleisch aß, wußte ich schon, daß die Seele weiterfährt nach dem Tode. Alle Cashibos wissen das. Als wir meinen Großvater aßen und es ihm vorher sagten, daß wir ihn essen würden, war er voll großer Freude und sagte: Nun ist meine Seele erfreut, denn meine Söhne und Sohnsöhne werden meinen Leib genießen und wie ihre Leiber aus meinem Leibe gekommen sind, so wird mein Leib wieder in ihre Leiber zurückkehren, die Seele aber wandert weiter. Darum esset mich rein auf, rein auf, feiert ein großes Fest und trinkt den Masato. Laßt nichts von meinem Leibe verloren gehn, zerstampfet auch meine Knochen und trinket

den Staub im Masato. Denn Ihr seid ganz und makellos von meinem Leib herausgekommen in Eurer Mutter Leibe, darum will ich ganz und makellos in Euch zurückkehren. Meine Seele aber sieht die alten Freunde wieder! Das sagte schon mein Großvater!“

Der Indianer hatte das mit einer singenden Stimme gesagt, als stimme er eine Litanei aus seiner Jugend an. Ein düsterer Tonfall ging einförmig durch diesen Halbgesang. Dann bekreuzigte er sich wieder und sagte: „Wenn nun Christen und Indianer glauben, daß die Seele weiterfährt, warum glaubt er es nicht?!“

Der Mischling zwinkerte wieder mit den Augen und sagte mit unterdrückter Stimme, während sie die Köpfe zusammensteckten: „Wißt Ihr, was er sucht? Er sucht die Seele des großen Geistes!“

Beide, der heidnische Neger und der getaufte Indianer fuhren bei diesem Entsetzenswort zurück. Dann saßen sie eine Weile stumm in düsterem Hinbrüten.

Heinrich hatte, ohne etwas zu verstehen — er vermochte sich nur mit dem Mischling zu verständigen, der etwas spanisch sprach und den Dolmetscher mit den Anderen abgab — die Mienenspiele der drei Männer beobachtet. Er sagte zu Püsecke, der neben ihm lagerte und das Garwerden des Nachtmahls überwachte:

„Sollte man's glauben, Püsecke, daß diese Wesen hier neben uns auch Menschenwesen sind? Ich verstehe von ihrer Sprache kein Wort, sondern könnte ebenso gut Nilpferde mit einander reden hören. Sie müssen irgend einen schaurigen Gedanken haben, denn sie machen ganz

entsetzte Gesichter. Es ist mir gerade zu Muthe, als sähe ich durch ein Fernrohr zum ersten Male irgend welche Mondbewohner; ich verzeichne ihre Gebärden und Gesichter, weiß aber nicht, was sie bedeuten. Es ist mir Keilschrift."

„Dieses ist sozusagen, mit Philosophie betrachtet, überhaupt die Beschaffenheit des Weltlaufs. Das Leben ist überhaupt Keilschrift," meinte Püsecke bedächtig.

Heinrich streckte sich behaglich hin und blickte nach den Sternen, welche andere waren, als er auf der jenseitigen Erdhälfte zu sehen gewöhnt war. Gegen den Südpol hin strahlte mit fremder Gluth der Stern Kanopus auf ihn hernieder, Archarnar glänzte, daß man beim Wechsellicht seines Flimmerns glaubte sehen zu können, wie er sich um sich selber wirbelte als ein schwirrender Lichtpunkt, Sterne erster Größe, wie Fomahand und Antavos, stachen geheimnißvoll und voll heiteren Lichtlebens aus der bodenlosen Himmelsdecke heraus.

„Sehen Sie einmal die Sterne an, Meister, und dann die Lampyriden, die Lampenkäfer. Was sagen Sie dazu?!"

Püsecke schaute auf und sagte dann: „Man sieht eben, wozu es die Naturwissenschaft gebracht hat. Daran ist sowol der berühmte Newton, wie auch die Käferkunde schuld. Seit der Zeit wimmelt das nur so."

„Sie bleiben unter allen Umständen verrückt. Aber der Stern Kanopus duldet es, daß Sie so sind. Ich will es auch dulden. Wenn Sie Religion im Leibe hätten, so würden Sie mit Heiterkeit beten und einen

Witz darüber machen, daß ein Stern erster Größe, riesenhafter, als die Erdmassen, die wir gesehen, vor Menschenaugen gleich ist einem verliebten Leuchtkäfer, der in Wahrheit sein Licht vor seinem Liebchen leuchten läßt. Und da behaupten die Narren in Europa, daß in der Naturwissenschaft keine Poesie liegt."

Er sprang plötzlich auf, packte Püsecke bei der Schulter, schüttelte ihn heftig ab und sprach:

„Finden Sie das poetisch? He?! Heraus damit! Finden Sie das poetisch, daß ein Weltkörper, hunderttausendmal größer, als der Erdball, den wir umreist, uns den Gefallen thut, sich überhaupt vor uns sehen zu lassen? Daß er sich klein macht, wie ein Leuchtkäferchen um von uns kleinen, winzigen, reizenden Liliputanern gesehen zu werden?! Ist das nicht liebenswürdig, ist das nicht anmuthig und sinnig von ihm, daß er, so ungeheuer er ist, sich zu einem kleinen Leuchtpünktchen verwandelt, um in dieser Gestalt vor unsren Augen zu spazieren?!"

Püsecke seufzte und sagte: „Jawol! Jawol! Schütteln Sie nur nicht so!"

Heinrich fuhr unbekümmert fort: „Ist nicht auch Poesie darin, daß wir unter so beschaffenen Umständen mitten im brasilianischen Urwalde sitzen und ein Pflänzchen suchen, um darin ein Thierchen, unsichtbar klein, zu entdecken, welches halb Thier, halb Pflanze ist und uns ein Stück vom Schöpfungsgeheimniß enträthseln soll?! Darin ist sogar ein großer Humor, denn wir haben bis jetzt noch nichts gefunden."

„Leider!“ meinte Püsecke kläglich. „Der Püseckenit will sich auch noch nicht sehen lassen und ich habe doch schon einen ganzen Sack voll Mineralien.“

Indessen hatten die Farbigen sprachlos das sonderbare Schauspiel angesehen. Endlich begann der Neger wieder:

„Ist es wahr, daß er die Seele des großen Geistes sucht?!“

Der Mischling berichtete: „Ich hörte, wie er mit dem Schiffskapitän sprach. So ist es. Er sucht eine Blume, auf der Blume ist ein Thier, in dem Thier sucht er die Seele des großen Geistes. Denn er glaubt nicht, daß der große Geist über uns ist; er will den großen Geist in das goldne Schießrohr fangen; darin verwandelt er ihn, wenn er hinein sieht und wird nicht eher ruhen, bis er den großen Geist mit seinen Augen gesehen hat, durch den alle Dinge leben und sich bewegen. Es ist Zauberei; er will Gott fangen wie er Schmetterlinge in seinem Netze fängt.“

Wieder entstand ein Stillschweigen. Endlich begann der Indianer, in dessen Kopf sich christliche und heidnische Vorstellungen vermischten: „Wenn er aber den großen Geist auf der Blume in dem unsichtbaren Thiere findet und ich ihm seine Pflanzenbündel nachtragen muß, so werde ich den großen Geist auf meinem Rücken tragen. Kann das geschehen?!“

Der Neger verstand von der Quichuasprache genug, um seinerseits an den großen Geist zu denken, von dem seine Stammesgenossen in Afrika sprachen. Er machte

eine Schreckensgebärde und verdrehte seine Arme und den Hals wie im Veitstanz; dann sagte er gemessen:

„Das kann nicht geschehen.“

„So werden wir ihn im Stiche lassen und auf dem Strome heimkehren,“ sagte der Indianer.

„Aber er wird ohne uns umkommen; er wird sich verirren; die wilden Indianer werden ihn fangen; oder er wird ein Opfer der Schlangen und Tiger.“

Wieder trat ein Schweigen ein. Endlich meinte Don José hämisch: „Es ist besser, ihn fressen die Jaguare, als er fängt den großen Geist. Es giebt viel solche Menschen in Europa. Sie zergliedern Gehirn und Augen, um darin den großen Geist zu fangen wie Affen ihre Flöhe.“

„Mag er zu Grunde gehen!“ sagte nach einer langen Pause endlich der Indianer feierlich. Wenn er Gottes Geist fängt in sein Rohr und durch Zauberei ihn zwingt, daß er sichtbar wird in dem Thierlein, so wird der große Geist uns strafen, daß wir ihn fangen geholfen. Mag er zu Grunde gehen!“

Wieder trat ein langes Schweigen ein. Dann beschlossen sie am nächsten Tage Heinrich den ganzen Vormittag tief in den Urwald hinein zu führen, daß er den Weg zum Strome nicht finden könnte, um ihnen etwa nachzukommen auf dem Wasser. In der Mittagszeit wollten sie unter einem Vorwande sich fortmachen und ihn im Stiche lassen. Er würde sich nicht so leicht aus der Irre wegfinden, während sie in ihrem Kanoe, das an

einer bestimmten Uferstelle wohl verwahrt lag, stromabwärts schiffen wollten.

Es wurde aufgebrochen am anderen Morgen und beladen mit ihren Kisten voll Naturalien, Pflanzen, Vogelbälger, Schmetterlinge, Mineralien, welche Heinrich und Püsecke gesammelt hatten, schritten die Farbigen tiefer in den Urwald voran. Heinrich vollauf beschäftigt mit dem Studium der Pflanzenwelt und Thierwelt, die sich seinen Blicken darbot, achtete schon längst nicht mehr auf den Weg, welchen die Männer gingen. Er bemerkte auch nicht, wie in einem Augenblicke, da er mit Püsecke ein Stück vorangeschritten war, Don José, der Mischling, unversehens den Kompaß stahl. Es geschah um Heinrich ebensowol nach der Flucht das Nachkommen zu erschweren, wie um sich selbst und seinen Kumpanen das Weiterkommen im Nothfalle zu erleichtern. Er nahm den Compaß aus dem Mantelsack weg, den er trug und verbarg ihn unter seinem Gürtel. Darauf gingen sie wieder weiter.

Heinrich war erfreut eine Reihe von Pflanzen und Thieren auch an diesem Tage mit eigenen Augen zu sehen, von denen seine wissenschaftliche Vorstellung so lange erfüllt war. Mit dem Fernrohr mußte er nach den Kronen der höchsten Bäume schauen, wo er auf hochgewipfelten Cäsalpinien eine reiche Pflanzenwelt von Passifloren und Bignonien erkannte. Dazu hörte er von allen Seiten das seltsame Hämmern der Spechte und das Gelärm der Vögel. Er gewahrte einen mächtigen Petersilienbaum, eine Myrsine, welche mit ihren saftgrün

gezackten Blättern ungeheuren Petersilien glich; zu seinen Füßen wuchs Ipecacuanha, an kleinen Rinnsalen und Bacharmen, an welchen sie vorüberkamen, neigte sich die Sasaparille. Indem sie immer mehr landeinwärts vordrangen, gelangten sie endlich an einen kleinen See, der geheimnißvoll vom Urwald umrahmt war. Hier ging Heinrich die Seele auf, denn ganz bedeckt war das Gewässer von den riesenhaften Nierenblättern der Victoria regia. Wie hingesät staunten viele weißrosige, aufgebrochne Blüthen aus dem dunklen Gewässer auf; der Schmelz der Farben war schön wie das Leben im Paradiese. Und als solle die Erinnerung an diese Menschenheimath lebendig werden, sahen sie auf einmal in einiger Entfernung ein sonderbares Wallen durch den See gehen, wie wenn ein Erdbeben seine Wellen aus der Erde hebt; die großen Blätter der Victoria regia wurden gehoben und senkten sich wieder auf eine weite Strecke. Gleich darauf warf sich eine mächtige Schlange auf's Seeufer, welche wol zehn Ellen lang war. Püsecke zitterte am ganzen Leibe und sagte:

„Eine Schlange, Herr Doctor! Sie wird uns die Arme zerbrechen und uns die Rippen einpressen! Ach, Gott, was mußte ich nach Brasilien gehn, um hier hülfslos zu sterben!“

„Seien Sie still,“ flüsterte Heinrich. „Es ist eine Anaconda; sie wird uns nichts thun.“

Die Schlange aber kam gerade auf sie herangefahren, so daß sie es doch gerathen fanden auszuweichen. Bald war sie im Dickicht zwischen den Farrnwedeln verschwunden,

welche sich noch in einer Schlangenlinie über ihrem Leibe neigten.

Sie waren eine Stunde lang gegen den Nordrand des einsamen Seees gewandert, als sich eine Art Wiese vor ihnen ausbreitete, die drüben wieder vom dichteren Urwald begrenzt war. Heinrich sah, daß sie ganz von den zartfiedrigen Blättlein einer Mimose gebildet wurde. Drüben flatterten zahlreiche Schmetterlinge; Heinrich erblickte staunend den wundervollen Rhetenor mit seinem atlasblauen Fittig, der hell aufleuchtete in den Sonnenstrahlen; eine Agrippina, ein Eulenschmetterling, der größte aller Schmetterlinge, segelte wie ein großer Vogel drüber hin und schien sich in das tiefere Waldgebiet verlieren zu wollen. Er hatte schier eine Breite wie ein junges, fliegendes Rebhuhn.

„Den müssen wir haben!“ rief Heinrich Püsecke zu. „Helfen Sie, wenn er mir entwischen sollte.“ Sie eilten über die Wiese hinüber. Hinter ihnen zeichnete sich plötzlich ein silberglänzender Streif durch die Wiese, wo sie hinliefen; es waren die Mimosenblättlein, welche sich von der Berührung durch ihre Füße sofort zusammenfalteten. Die Bewegung eilte als eine Wasserwelle hinter ihnen her in dem Mimosengefieder, wie wenn ein Kahn durch einen See streicht; über die ganze Wiese weg legten sich die empfindsamen Blätter gleich einer angereihten Perlenschnur zusammen und hingen wie erschrocken herab. Das Sonnenlicht bezeichnete eine silberglänzende Spur durch die blässere Rückstrahlung der zusammengefalteten Blätter. Heinrich und Püsecke bemerkten dies märchenhafte

Schauspiel der Natur kaum; sie folgten immer durch Mimosengrün dem Schmetterling in's dichtere Waldland.

Als sie nach einer Viertelstunde mit dem erhaschten Fange wieder heraustraten und von ihrem indianischen Begleiter die Schmetterlingskapsel verlangten, um das Thier zu tödten und einzuthun, sahen sie zu ihrer Verwunderung keinen ihrer Genossen.

„Was ist denn das?!" frug Heinrich. „Dort am See liegt ja unser Gepäck. Wo sind die Leute?!"

Püsecke stand betroffen still. Endlich rief er: „Don José! Don José!" Sie hörten das Echo verhallen, aber es kam keine Antwort.

„Unsinn! Was soll das bedeuten!" rief Heinrich auf spanisch. „Laßt euch sehen, Don José!"

Abermals keine Antwort. „Nun, das ist wunderbar. Da liegt unser Gepäck. Sie können also nicht weit sein. Wir wollen warten, bis sie kommen. Vielleicht haben sie irgend ein Jagdstück aufgestöbert; einen Hirsch oder einen Tapir."

Sie ließen sich bei ihrem Gepäcke nieder und der Schmetterling wurde eingethan. Heinrich untersuchte einige unbekannte Pflanzen, welche noch nicht botanisch bestimmt waren, um sie ihrer Gattung einzuordnen. Eine Stunde war darüber vergangen. Püsecke hatte eine Mittagsmahlzeit aus gerösteten Bananen und einem Fasan bereitet, der am Morgen geschossen worden war. Er war unruhig geworden.

„Herr Doctor, es ist noch immer Niemand da!"

Heinrich schaute auf. „Wahrhaftig! Was soll man denn dabei denken!"

„Es hilft nichts. Wir müssen bei unsrem Gepäck warten, bis sie kommen."

Heinrich rief wieder und wieder. Nur das Hämmern der Spechte antwortete oder das Gekreisch einer Harpye aus den Wipfeln. Stunden auf Stunden verrannen; sie dehnten sich zu bangen Ewigkeiten; kein Neger, kein Indianer kam zurück.

Endlich meinte Püsecke, da es gegen Abend ward: „Herrgott, ich philosophire in diesem Augenblicke, daß diese Ausländer uns sozusagen durchgebrannt sind!"

„Jedenfalls," meinte Heinrich. „Sie haben uns schön sitzen lassen."

Püsecke erbleichte. Er sagte: „Simuliren Sie das im Ernste, Herr Doctor?!"

„Sogar sehr im Ernste! Die Schurken sind auf und davon. Aber das sollen sie nicht schlecht bezahlen! Es ist heillos!"

„Ach, lieber Herr Doctor, das ist schlimm. Wenn sie uns haben sitzen lassen, so sind wir ja mitten im brasilianischen Urwald verirrt, ohne Weg und Steg, wo wir nicht herauskönnen, sondern nur immer tiefer hineinkommen. Suchen Sie sich das nur einmal vorzustellen! Da hört alle Philosophie auf!"

„Ja, die Philosophie hört auf. Es ist ein verwickelter Fall!" sagte Heinrich selbst, nicht ohne schwere Beklemmung.

„Mitten im brasilianischen Urwald! Mitten im

brasilianischen Urwald!“ jammerte Püsecke auf. „Bei lebendigem Leibe verschollen sein! Ich will lieber in Indien von den Tigern gefressen werden und im Leibe einer Boa constrictor begraben sein, als so bei lebendiger Seele verschollen zu sein! Man ist ja einfach nicht mehr auf der Welt, wenn man so im Urwalde verloren geht!“

„Was?“ frug Heinrich.

„Im Urwalde verloren geht!“ jammerte Püsecke auf. „Wissen Sie denn den Weg zurück? Ich weiß keinen Ich habe auf nichts geachtet.“

Nun erschrack auch Heinrich. „Ich weiß keinen Weg. Das wird ja lieblich. Wir müssen auf's Geradewol zurück. Gott sei Dank! Ich habe einen Kompaß bei mir. Wir müssen suchen, den Strom zu erreichen. Wir können in einem halben Tage dort sein. Der Strom geht ziemlich genau von West nach Osten. Der Kompaß wird helfen.“

Er stürzte auf den Mantelsack los und wühlte darin herum. Der Kompaß war weg. Er suchte wie ein Wahnsinniger; er fand nichts. Endlich sank er erschöpft von der Aufregung zurück. „Ist auch zum Teufel!“ seufzte er. „Wir sind verloren.“

„Gott sei Dank! Wir sind verloren!“ wiederholte Püsecke mechanisch, während er am ganzen Leibe zitterte.

„Unsinn!“ sagte Heinrich. „Wir sind nicht verloren. Wir werden uns schon irgend wie heraus finden. Verhungern werden wir nicht; zu essen ist Sommer und Winter genug hier. Das ist die Hauptsache.“

„Aber bedenken Sie, Herr Doctor, da kann man

Jahre lang herumstreifen in der Irre. Darüber können wir verwildern und zu Waldmenschen werden, welche nackend auf Bäumen klettern. Hat nicht der große Darwin solches nachgewiesen, daß auch Rückfälle vorkommen?! Wenn wir nun rückfielen?! Herrgott, diese Philosophie ist schauderhaft!" Er lief umher, rang die Hände und stammelte, verwirrt, wie er vor Angst und Aufregung war: „Schauderhaft! Schauderhaft!"

Heinrich hatte unterdessen auch nachgedacht und meinte: „Es ist wahr. Die Geschichte wird unangenehm. Wenn wir hier auch nur ein paar Monate herumirrten, es würde zu spät, ich käme nicht mehr zur rechten Zeit heim. Meine Professur würde anderweit besetzt."

Püsecke stand da und starrte beklommen in den einbrechenden Abend hinaus. Wieder meinte er: „Und dieses ist nicht einmal das Schrecklichste, wenn wir verwildern müssen! Meine Hosen sind schon zerrissen, wenn ich auch nur eine Woche in dem Gestrüpp herumirren soll, so reißt es mir alle Kleider vom Leibe und ich verwildre noch vor der Zeit, wo ich noch meinen Verstand beisammen habe. Bedenken Sie, die Urwälder sind 60 000 Meilen in der Runde! Ganz Europa können Sie da hinein stecken. Wir schlagen rückwärts, wenn es uns erst die Kleider vom Leibe gerissen hat, denn dann fangen wir an, uns nicht mehr vor einander zu geniren. Rohes Fleisch müssen wir auch fressen. Die Kerle haben alle Streichhölzchen mitgenommen, wie sollen wir Feuer kriegen! Ich habe so wie so schon eine Anlage zu starkem Haarwuchs; meine Arme sind ganz voll schwarzer

Haare, wie schon der große Darwin nachgewiesen hat, am Unterarm aufwärts, am Oberarm abwärts, gerade wie bei den Hundsbestien, den Affen, ich entarte nach einem Vierteljahr schon, wenn ich keine Kleider und Streichhölzchen habe. Dieses aber ist noch lange nicht das Schrecklichste; es giebt noch wilde Indianer, die Moyobambas, Cashibos, Parentintins, welche Menschenfresser sind, abgesehen von giftigen Schlangen, wilden Schweinen und Jaguartigern! Dieses ist alles noch möglich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, daß man bei lebendigem Leibe von wilden Indianern im brasilianischen Urwald verzehrt werden kann! Ich pfeife auf ganz Europa mit seinen technischen Errungenschaften; die ganze sociale Frage ist nichts dagegen, daß man hier auch noch ein Opfer der Kannibalen werden kann!"

Er steckte die Hände in die Taschen, als ob er fröre und lief so in heller Angst im Kreise um das Gepäck auf und ab. Es war so komisch, daß Heinrich mitten in dieser verzweiflungsvollen Lage in ein helles Gelächter ausbrach. Er warf sich wieder auf den Boden und sagte lachend: „Lassen Sie's gut sein, Püsecke! Wenn Sie rückschlagen, stopfe ich Sie aus und schenke Sie an die naturhistorische Sammlung unsrer Stadt mit einem Zettel darunter, da können Sie's schon verwinden! Jetzt hören Sie einmal auf; wir müssen die Nacht noch hier lagern. Machen Sie ein Feuer und schaffen Sie etwas zu essen!" Er hatte das kaum gesagt, als sich Püsecke mit breiten Beinen und einer Art von tiefer Verachtung vor ihn hinstellte und frug: „Feuer? Feuer,

meinen Sie, Herr Doctor?! Soll ich mir das Feuer vielleicht aus meinen Augen herausschlagen und mit den Funken anzünden?! Soll ich einen Fidibus machen und ihn an irgend einem feuerflüssigen Stern im Himmel anzünden?! Streichhölzchen habe ich nicht, die sind futsch! Futsch sind sie!“ wiederholte er fast weinend. „Was ist ein Europäer ohne Streichhölzchen?! Er ist ein Haufen hülfloses Elend; er ist gleich auf die unterste Stufe der Civilisation zurückgeworfen, ja, wenn er eine ganze Schachtel voll schwedische Streichhölzchen bei sich hätte und er hätte blos die Schachtel dazu verloren, er wäre ein Kind der Verzweiflung. Was hilft Ihnen denn nun Ihre ganze Naturwissenschaft und die sämmtliche Chemie, Astronomie, Physik und Botanik? Sie können ohne Streichhölzchen kein Feuer bringen; es ist schauderhaft.“

„Die Lage wird wirklich mißlich!“ meinte Heinrich, dem der Ernst der Sache nun doch auch auf's Herz fiel. So lächerlich es war, er wußte für den Augenblick gleichfalls nicht, wie man hier zu einem Feuer gelangen sollte, ohne Streichhölzer.

Endlich, durch Püseckes Spott über die Machtlosigkeit seiner Wissenschaft ein wenig geärgert, erhob er sich mit einer kalten und überlegenen Miene. Püsecke sah ihn mit einem Verzweiflungsblicke an. Heinrich achtete nicht darauf, um den Mann etwas zu strafen. Er suchte mit möglichst gleichgültiger Miene nach umherliegenden Aststücken, um einen Ast harten und weichen Holzes zu finden. Als er dieselben endlich gefunden hatte, setzte er sich wieder hin und schälte die Rinde ab. Püsecke

sah ihm erstaunt zu, dann aber schlug er sich plötzlich an die Stirne.

„O je!“ rief er aus. „Es ist ja wahr! Der Herr Doctor machen Feuer nach Indianerart. Gerade wie's im „letzten Mohikaner“ steht!“

Heinrich verlor kein Wort. Als er die Aststücke von der Rinde gesäubert hatte, legte er sie übereinander und begann die Hölzer zu reiben. Püsecke schaute zu ihm wie zu einem Retter auf. Heinrich rieb und rieb sehr lange, je länger er rieb, desto länger wurde Püseckes Gesicht, es kam vorläufig kein Feuer. Wie ein Verzweifelter rieb Heinrich weiter, er arbeitete wie ein Spitzenklöppler, der Schweiß stand ihm auf der Stirn, kein Fünkchen Feuer wurde an den Holzstücken gesehen. Angst, Wuth, alle Höllenleidenschaften der Seele arbeiteten mit, die Hände und Arme zitterten ihm von der Anstrengung, während er mehrmals sagte: „Wir müssen Reibungswärme erzeugen! Wir müssen Reibungswärme —!“ Aber trotzdem seine Arme hin und her fuhren mit den Hölzern, wie die Kolben einer kleinen Dampfmaschine: die verwünschten Hölzer fingen nicht Feuer. Endlich ließ er sie in Schweiß gebadet fallen, die Arme sanken ihm zitternd zurück, er sagte verzweifelnd: „Die Hölzer müssen zu sehr ausgekältet sein! Es fehlt mir an Kraft. Sie müssen helfen, Püsecke!“

Nachdem er sich eine Weile ausgeruht und frische Kraft geschöpft hatte, gab er Püsecke das andre Ende der beiden Hölzer hin, so daß sie das Obere wie eine Säge über dem Unteren hielten und nun sägten sie wild

darauf los, daß die Holzsplitter flogen. Sie waren bald erschöpft; Püsecke sagte athemlos:

„Es kommt immer noch nichts, Herr Doctor! Am Ende ist die ganze Sache nicht wahr, Herr Doctor!"

„Unsinn! Es ist durch die besten Schriftsteller verbürgt, daß die Indianer durch Reibungswärme mit hartem und weichem Holz —! So reiben Sie doch, Sie europäisches Kameel! Riechen Sie denn nicht, daß es schon brenzelt? Es wird bald Dampf geben!"

Sie sägten wieder und rannten sich Holzsplitter in die Hände. Zu allen Dingen gehört Uebung und der rechte Kunstgriff, der die Sache erleichtert. Auch die Muskelkraft und zähe Ausdauer des wilden Indianers gehört dazu, um ein Feuer unter solchen Umständen zu erzeugen. Aber weder Püsecke noch Heinrich waren Leute von großer Kraft; sie kannten den Kunstgriff nicht; sie waren nur zwei arme hülflose Europäer, die im Schweiße ihres Angesichtes zwei Stücke Holz übereinander hin- und hersägten und wie die Holzböcke schroteten, daß die Papapeien des Waldes eine Angst erfaßte und das Gethier des Urwaldes von der Stelle floh, wo solch eine Verzweiflungsthat geschah. Endlich konnten beide nicht mehr. Heinrich fuhr wüthend auf und schrie:

„Lassen Sie doch los, Sie hinterindisches Nashorn! Sehen Sie denn nicht, daß Sie mir meine Finger immer mit unter die Hölzer klemmen und nur die Fingernägel zerquetschen?! Machen Sie selber Ihr Indianerfeuer! Brüllaffe Sie!"

Püsecke stockte und sah ihn mit einem beleidigten

Blicke an. „Wie meinten Sie, Herr Doctor!“ frug er endlich vollkommen geistesbethört.

„Brüllaffe!“ wiederholte Heinrich und warf ihm sein Holz an den Kopf, während er erschöpft auf sein Gepäck zurücksank. Er hielt vor Schmerz die Finger in den Mund und blies auf seine Nägel, um das heftige Nervenweh zu lindern.

Püsecke fühlte seinen Schädel dumpf erdröhnen, Funken tanzten ihm vor den Augen. Dann starrte er sprachlos auf Heinrich.

Erst nach einer langen Weile, da unterdessen vollkommene Nacht hereingebrochen war, sprach Püsecke mit düsterer Stimme:

„Es fängt schon an, wir schlagen rückwärts. Ein so feiner Mann wirft mir ein Stück Holz an den Kopf. Dieses ist die leibhaftige Rückverwilderung.“ Auf einmal schrie er laut auf vor Angst und Verzweiflung, daß das Echo aus dem Walde wieder heraus kam: „Hilfe! Zu Hilfe! Kommt denn Niemand zu Hilfe! Wir sind im brasilianischen Urwalde verschollen, wir schlagen rückwärts, wir werden uns noch morden! Er ist im Stande mich zu schlachten in seiner Verwilderung, wenn er in Hungersnoth gerathen wird! Rettung! Hilfe! Zu Hilfe!“

Als nur ein majestätisches Schweigen aus der nächtlichen Finsterniß zurückkam, wo wie ungeheure Gespenster die undeutlichen Umrisse der Waldbäume aufragten, erschrack Püsecke vor sich selbst. Er setzte sich in furchtsamer Entfernung von Heinrich auf das Gepäckstück und brütete dumpf vor sich hin. —

So dauerte es wol eine halbe Stunde. Keiner sprach ein Wort. Immer unheimlicher und düsterer wurde das Schweigen. Auf einmal brach Heinrich in ein schallendes Gelächter aus. Er lachte so laut und lustig, wie es nur immer ein seelenzufriedener Mann thun kann; er wischte sich die hellen Lachthränen aus den Augen.

Püsecke schaute mißtrauisch nach der Richtung, woher das Lachen klang. Es war so dunkel geworden, daß er nichts mehr von seinem Nachbar sah. „Was haben Sie denn, Herr Doctor?!" meinte er endlich furchtsam.

„Lauter lustige Einfälle," sagte Heinrich. „Ich stelle mir vor, wie ungeheuer komisch es ist, daß wir hier im brasilianischen Urwalde verirrt sind, während doch über uns dieselben Sterne strahlen, die wir auch in letzter Nacht gesehen. Ich dachte daran, was Sie dazu sagen würden, wenn ich behauptete, daß wir ja eigentlich immer noch im Weltall sind gerade an der Stelle, wo sich die Erde um die Sonne schwingt. Wissen Sie, wo das ist?!"

Püsecke war etwas verwirrt in seinen angstvollen Gedanken. Er sann eine Weile nach und murmelte: „Wo sich die Erde um die Sonne schwingt!" „Nun ja," sagte er lauter. „Das wissen wir schon. Freilich, wo die Erde —!"

„Also," sagte Heinrich. „Damit wissen wir ja ganz genau, wo wir sind. Ich begreife nicht, daß Sie behaupten, Sie wüßten nicht, wo wir wären. Da oben strahlt gerade Kanopus wieder mit aller Pracht. Wir sind gerade unter dem Kanopus und vollkommen zu Hause. Finden Sie nicht, daß es riesig behaglich ist, so mitten im Weltall zu wohnen und Reibhölzer einander

an den Kopf zu werfen, weil sie kein Feuer geben?! Stellen Sie sich's doch einmal vor: Sie können nicht aus der Welt fallen und wenn Sie sich dazu auf den Kopf stellen. Es ist ja gar nicht wahr, daß wir verirrt sind; es sind blos so einige zehntausend Quadratmeilen Wald hier in der Nähe, aber wenn Sie die nur von der Höhe des Mondes sehen würden, sie wären noch lange nicht so groß wie der Mann im Monde, den Sie bequem in die Westentasche stecken können. Morgen früh gehen wir ganz einfach aus Brasilien fort. Also schlafen Sie ruhig ein, Püsecke!"

Püsecke sann lange nach über Heinrichs Worte. Endlich bemerkte er: „Dieses ist der klare Beweis, daß Philosophie einen Menschen selbst in der Wildniß des sogenannten Urwaldes trösten kann, wenn er sich richtig vorstellt, wo er eigentlich ist. Denn darauf kommt Alles an, wo Einer ist. Ich will jetzt doch etwas essen, wenn ich im Dunklen finden kann, wo unser Rum steckt und die Speisen. Der Schreck war zu groß. Essen Sie auch was, Herr Doctor, ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mir das Stück Holz an den Kopf geworfen haben; Sie wußten da auch nicht gerade, wo Sie waren. Aber jetzt wissen wir's wieder; wir sind ja überhaupt noch da, also müssen wir irgend wo sein. Wenn nur die scheußlichen Menschenfresser nicht wären!"

Sie suchten im Dunklen etwas von ihren mitgenommenen Speisevorräthen und aßen schweigend. Dann wickelten sie sich in ihre Decken und Moskitonetze und schliefen von der Erschöpfung des Tages rasch ein über

ihrem Gepäck. Ihr Traumleben war das Gefühl einer bangen Hilflosigkeit; nur verworrene Bilder stellten sich ein; bald schliefen sie gänzlich traumlos, losgelöst von jedem Wo ihres Daseins in dem Reiche, wo es nicht Zeit und Raum mehr giebt. Unterdessen waren die drei Flüchtlinge längst zu den Ufern des Amazonenstromes zurückgelangt, nicht ohne geheime Schauer, noch aus der Ferne von dem Manne erspäht zu werden, welcher den großen Geist zu suchen und zu verzaubern in einer Blume ausgegangen war. Heinrich und Püsecke sahen sie niemals wieder. —

Der Morgen brach heran; die Sonne weckte die beiden Schläfer und brachte sie bald wieder zum Bewußtsein ihrer Lage.

„Es hilft nichts“, sagte Heinrich, nachdem er Alles nochmals überlegt hatte. „Wir müssen sehen aufs Gerathewohl zu dem Strome zu wandern durch Dick und Dünn. Steigen Sie doch einmal auf einen Baum, um ungefähr zu sehen, in welcher Gegend wir sind.“

„Mit Vergnügen, Herr Doctor“, erwiderte Püsecke, indem er seinen Rock abwarf. Er machte sich daran einen hohen Nußbaum zu ersteigen, der ganz mit Lianen überwuchert war. Es war ein kleiner Wald für sich, in den er da hinaufkletterte, er mußte mit seinem Waldmesser Ranken zerschneiden, um durch das dichte Geflecht hinaufzukommen über die großblättrigen Schmarotzergewächse. Endlich saß er im obersten Wipfel.

„Sehen Sie etwas?!“ rief Heinrich hinauf.

Püsecke blickte über das Meer der Waldwipfel weg,

aus dem wie vereinzelte Inseln die Häupter der höchsten Palmen noch mächtig emporragten. Er spähte lange umher, wurde aber vollständig verwirrt durch die Irrwelt von Wipfeln und Blättern unter sich, über der, wie Möven über einem Meere, prachtvolle Paradiesvögel wegflatterten und in der Ferne einige Geier sich niederließen. Durch die Wipfel um ihn hasteten eilig eine Anzahl Affen weg, als wanderten sie da oben im luftigen grünen Reiche wie auf einer Landstraße. Hier und da tauchten ihre Köpfe aus dem Blätterdache empor, dann schwangen sie sich in ungeheuren Sätzen von einem Baume zum andern. Ein großer Raubvogel schoß auf ein Aeffchen nieder; schnell war ein größerer Affe mitten im Sprunge zuvorgekommen, ein Höllengeschrei entstand, dann waren alle verschwunden.

„Sehen Sie etwas?!“ frug Heinrich.

Püsecke war verzweifelt. Es war kein Ausweg zu finden. Endlich rief er herab: „Da drüben sitzt ein alter Satanasaffe; ich glaube aber, er würde mich doch nicht verstehen, wenn ich ihn fragte, wo's nach dem Amazonenstrom geht. Ach, du mächtiger Herrgott, überall wimmelt es von lebendigen Wesen, welche ganz genau wissen, wo man nach dem Strome fliegt; sogar Affen sind dabei von fast menschlichem Verstande, aber keins sagt ein Wort. Es ist, um mit dem Kopf durch die Wände zu rennen; keiner von diesen Menschenaffen hat eine Philosophie, daß man wüßte, wo man wäre.“ Wüthend schrie er auf einmal: „Ich pfeife auf die Naturwissenschaft und die ganze

Zoologie! Die ganze Käferkunde kann keinen Affen reden machen! Ich pfeife drauf!“

„Kommen Sie herunter!“ schrie Heinrich hinauf. „Sie schreien ja wie ein Aasgeier, Sie locken höchstens die menschenfressenden Indianer heran, sind Sie denn ganz toll geworden?!“

„Wenn man seit gestern nichts Warmes im Leibe hat!“ rief Püsecke leiser, während er wieder durch das Astgewirr herabglitt. Als er unten war, lehnte er sich erschöpft mit dem Rücken an einen Baumstamm und seufzte: „Was soll aus uns werden! Nicht einmal als Affen können wir uns sehn lassen, denn die haben vier Hände zum Klettern; ich habe nur zwei und es reißt mir gleich die Haut in Fetzen herunter auf diesen verwünschten Urwaldbäumen!“

„Wenn Sie mir versprechen vernünftig zu werden und Ihre fünf Sinne zusammenzunehmen, will ich Ihnen etwas Warmes verschaffen. Sie sollen ein Feuer haben, Sie sollen kochen dürfen. Dann brechen wir auf!“

„Etwas Warmes?! Feuer?!“ sagte Püsecke geringschätzig. „Wollen der Herr Doctor wieder Hölzer reiben?!“

„Nein.“

„Haben Sie brennende Erdölquellen entdeckt?!“

„Nein.“

„Nun also!“ Püsecke wies sehr unzweideutig mit ausgestrecktem Zeigefinger gegen seine Stirne, um seine Meinung über Heinrichs Verstand zu bezeichnen.

Heinrich lächelte. „Machen Sie schnell einen Haufen

dürren Holzes; Wasser ist genug im See; steigen Sie auf den nächsten Baum und nehmen irgend einem Vogel das Nest aus, oder schaffen Sie her, was Sie sonst zu essen haben."

Püsecke schüttelte den Kopf, machte sich aber an die Arbeit. Heinrich ging unterdessen, die Hände auf dem Rücken, gemächlich auf und ab. Püsecke schaffte Holz herbei; setzte eine Schildkrötenschaale heran, die mit Wasser gefüllt war und legte ein Stück rohen Pumafleisches hinein von einem Thier, das sie am vorgestrigen Tage geschossen hatten wegen seines Felles. Püsecke, der es sich zum Geschäft machte, allerhand Fleisch zu kosten, hatte es sehr schmackhaft gefunden und sich einige gute Stücke zurückbehalten.

„Es ist alles bereit, Herr Doctor. Es fehlt nur noch das Feuer. Ich bin neugierig, wo Sie das hernehmen wollen."

Heinrich frug gewichtig: „Sagen Sie, Püsecke, kennen Sie schon die Geschichte von einem gewissen Prometheus, der das Feuer vom Himmel stahl und den Menschen brachte?"

„Ei ja," meinte Püsecke. „Dieser Unmensch wurde ja dann seiner Zeit von den jungen Adlern so sehr verachtet, weil der alte Adler ihnen nichts als Leber zu fressen ins Nest brachte. Sie machten ganz abscheuliche Gesichter und sagten: Schon wieder Leber!"

„Ganz richtig. Ich denke es wie eben dieser Prometheus zu machen. Ich werde diesen Holzhaufen einfach an der Sonne anzünden!"

„Was?!“ rief Püsecke.

„An der Sonne. Sagte ich Ihnen gestern nicht, daß wir im Weltall sind? Ist das nicht gerade so gut, als wenn wir zu Hause wären? Haben wir nicht da oben am Himmel unsern Feuerherd? Wir wollen unser Holz an der Sonne anzünden!“

„Herr Doctor,“ meinte Püsecke mit einem Gefühle von Angst, während er beklommen Heinrichs Gesichtszüge musterte, „jetzt bin ich vollkommen bei Verstande! Ich habe meine fünf Sinne noch.“

„Sehen Sie, lieber Püsecke, die Sache ist ganz einfach. Ich habe da ein kleines Ding, mit dem mache ich nicht nur das Unsichtbare sichtbar, sondern ich zwinge sogar das große Sonnenfeuer aus einer Entfernung von 21 Millionen Meilen uns hier unser Frühstück zu kochen. Weil Sie mir die Naturwissenschaft gar so schlecht gemacht haben, so will ich Ihnen ein wissenschaftliches Feuer anzünden, an dem Sie Ihren schnöden Geist erleuchten und erwärmen können.“

Er nahm ein Läppchen Wollstoff aus seinem Gepäck. Er durchtränkte es zum Theil mit Naphta, das er in einer Flasche zum Tödten von Kerfthieren bei sich führte. Dann schraubte er eine Glaslinse von seinem Vergrößerungsrohre ab, legte die Wolle auf die Erde neben das Holz und hielt die Glaslinse gegen die Sonne gewendet darüber, indem er sich auf die Erde lagerte. Püsecke verstand nun; er athmete auf, als sei ihm ein Grabstein von der Brust gefallen.

„Sehen Sie, Püsecke,“ sagte Heinrich. „Diese Sonne

ist ein wildes, grenzenloses Chaos von feuerflüssigen Urstoffen, unsere Erde, auf der wir verirrt sind, ist einem Sandkorn gleich mit ihr verglichen. Und diese Sonne, groß und wild bewegt von Stürmen, die ihre Feuerfluthenmassen lodernd aufwälzen wie in Zornesgedanken eines Allschöpfers, dieses grenzenlose Meer von fließendem Metall und weißglühendem Dunst: sehen Sie, es wird durch dieses Brennglas als ein reizendes kleines Sönnchen auf unsere Wolle gemalt wie ein haarscharfer Stern im Brennpunkte. Und dieses kleine, reizende, liebenswürdige Sönnchen, als welches die grenzenlose Weltensonne in den Lichtstrahlen zu uns niedersteigt, dies kleine, freundliche, gütige Sönnchen wird uns auch Feuer schaffen als der wahre prometheische Funken, den sich der sinnende Menschengeist aus diesem großen Weltall stahl."

Während er so sprach, hatte das weiße Sönnchen schon ein kleines Loch in die trockene Wolle gebrannt; ein leichter Rauch stieg auf. Jetzt glimmten die ersten rothleuchtenden Fünkchen in dem Zunder; gleich darauf erreichten sie die naphtafeuchte Stelle. Im Augenblick flammte der ganze Wollstoff zu einer hellen, lodernden Flamme auf, Heinrich warf ihn zwischen die trockenen Aeste; nach wenigen Sekunden knackte es in diesen und die segenbringende Flamme stieg wie ein Opferfeuer der dankbaren Menschheit gegen das wandelnde Tagesgestirn empor.

Und es geschah, daß diese beiden Männer, so verschieden ihre Geister und ihr Stand waren, ergriffen von der geheimnißvollen Macht dieses Vorganges, verstohlen

vor einander, als schämten sie sich, daß es der Andre bemerken möchte, ihre Hände falteten in Erinnerung an die Gebete ihrer Kindheit. Heinrich dachte an die tausende von gefalteten Händen der Christenkinder; er sah im Geiste Millionen Arme der Menschheit emporgehoben gegen die Sonne von den Anbetern der Sonne und er verehrte mit ihnen den Sinn des Göttlichen, der in dem einfachsten Walten der Natur offenbart ist und dem rein erkennenden Geiste die schönste Rührung und die tiefste Frömmigkeit im Dasein schafft.

Und er mußte lächeln, als Püsecke in seiner Einfalt sagte: „Ich philosophiere eben, Herr Doctor, daß die Philosophie richtig philosophiert, wenn sie so recht nachdenklich ist in ihrer Philosophie. Denn es ist eine sehr-nachdenkliche Welt!"

Sie waren Beide guten Muthes geworden über ihrem heiteren, unvorhergesehenen Naturgebet, und nachdem sie gegessen hatten, gab Heinrich das Zeichen zum Aufbruch, um Wege aus der Irrwildniß zu finden. Mit Bedauern sah er, daß sie den größten Theil ihres Gepäckes liegen lassen mußten; nur die wichtigsten Werkzeuge und eine Auswahl der seltensten Naturgegenstände, die sie gesammelt hatten, wurden umgepackt, so daß es einen ziemlich schweren Pack auf Püseckes Rücken abgab. Heinrich nahm eine gute Flinte, Pulvervorrath und Kugeln genug mit sich; einige Säuren in Flaschen steckte er zu sich und bewaffnet mit dem Waldmesser und einer Axt, die jeder trug, ging es vorwärts.

Sie waren ein paar Schritte gegangen, als Püsecke plötzlich stehen blieb. Heinrich sah ihn an. Jener sah sehr bleich aus.

„Was giebt's denn?!" frug der Forscher.

„Wenn nun Regenzeit eintritt!" sagte Püsecke tonlos.

„Dann werden wir freilich naß. Vermissen Sie einen Regenschirm?!"

„Ich manifestiere nur, wie wir dann Feuer von der Sonne kriegen sollen, wenn alles voller Wolken hängt. Dann hilft uns die Glaslinse auch nichts!"

„Nun, dann schießen wir unsre Flinte ab und brennen das Naphta im Schusse an, und wenn das nicht geht, so habe ich Säuren und Alkalien genug, um aus ihren Mischungen ein Flämmchen zu erzeugen. Machen Sie sich keine Sorge! Feuer wird die Naturwissenschaft schon machen! Nur für die Reibhölzer danke ich!"

„Sie meinen also, daß wir in Folge von stetigem Feuervorrath sozusagen nicht zu den Affen zurückzuschlagen brauchen, welches eine erbärmliche Existenz wäre, da man nur zwei Hände, statt vier, zum Klettern hat?!"

„Wenn Sie nicht schon von Haus aus ein Affenschwanz sind, so fürchte ich nicht, daß wir rückschlagen werden!"

„Nun, dann mit Gott, für König und Vaterland vorwärts!" sagte Püsecke beruhigt und schritt mit großen Schritten voran.

Es dauerte nicht lange, so mußten sie beginnen, durch das Gestrüpp des Unterholzes sich Wege zu hauen

mit den Aexten und mit dem Waldmesser die Schlingpflanzen zu zerschneiden, welche die Baumgruppen gleich riesenhaften Spinngeweben umklammerten.

Sie kamen unter dieser anstrengenden Arbeit nur langsam vorwärts; mußten öfters ausruhen, zumal auch das Holzhacken eine Thätigkeit ist, welche geübt sein will. Heinrich meinte:

„Es ist doch keine Kleinigkeit, diese Wälder urbar zu machen, und es werden wol noch Jahrhunderte vergehen, ehe sich die Menschheit hier durchgehauen hat."

Nach einer Weile, als er sich den Schweiß getrocknet hatte, fuhr er fort: „Wenn man bedenkt, wie sauer es der Menschheit geworden ist, diese Erde zu kultivieren und zu höherer geistiger Kultur zu erheben, so möchte man alles kurz und klein schlagen, daß das Alles dann solche Kulturfrüchte zeitigt, wie diesen Doctor Streicher! Dazu also schwitzt man, um in der Folge höherer Kulturentwickelung Haarduftcigarren und die freien Instincte des Naturalismus zu erlangen."

Plötzlich hielt er inne und rief aus: „Wenn dieser Mensch an meine Eva käme! Er hat ihr den Hof gemacht; sie hat mich um seinetwillen aufgegeben! Wenn dieser Mensch —! Die Eva ist zwar ein tüchtiges Frauenzimmer; ich liebe Sie noch aus dem brasilianischen Urwald heraus, obwol sie nicht ahnt, daß ich hier vor Gott und der Welt verloren bin!"

Er hielt sich an einer Lianenranke. Ein brennendes Eifersuchtsgefühl, grenzenlose Sehnsucht hatte ihn plötzlich

angefaßt; er empfand die ganze qualvolle Hilflosigkeit seiner Lage.

„Ich habe ihr die Blumen genommen! Die Blumen! Wuchern sie nicht zu Tausenden in farbiger Pracht und Ueppigkeit hier umher, bin ich nicht im Blumenland und suche eine Blume, auf der ich das feinste Räthsel der Forschung zu klären hoffe?! Staune ich nicht über die liebliche Wandlungsfülle des Waldes umher, weil er seine Blätter, wenn die größte Fülle der Kraft und die zarteste Fülle der Säfte in ihm aufsteigt, zu farbigen Blumen wandelt? Was habe ich ihr genommen?!“ Er sann wieder nach; endlich meinte er: „Mein Gott, ich ahne, was ich ihr genommen habe!“

Er schlug wieder auf das Gesprüpp los und sagte: „Püsecke, wir müssen machen, daß wir hier aus diesem Urwald herauskommen. Wir haben wichtigere Dinge zu thun. Ich muß heim zu meinem Mädchen. Es ist ein Mißverständniß zwischen uns. Ich muß das aufklären!“

„Jawol, Herr Doctor,“ sagte Püsecke und hieb wild auf eine widerspenstige Baumwurzel los, welche von der Höhe eines andren Baumes wie mit Spinnenbeinen frei nach der Erde rankte und übersponnen mit andrem Wurzelgeflecht den Weg versperrte. „Jawol, Herr Doctor, wir müssen das Mißverständniß aufklären!“

Am nächsten Tage gegen Abend, nach mühevollem Vorwärtsdringen, traten sie an einem einsamen Waldsee heraus. Als Heinrich in der Dämmerung des Ortes sich vergewissert hatte, erkannte er zu seinem Schrecken, daß sie wieder an demselben See angekommen waren, von

dem sie ausgegangen. Sie blickten sich verzweifelt an und nahmen stumm ihr Nachtlager.

„Wir müssen systematischer vorgehen!“ sprach Heinrich am andren Morgen zu Püsecke. Auf diese Weise werden wir uns immer im Kreise bewegen, ohne jemals herauszukommen. Es ist zum aus der Haut fahren, ohne Kompaß ist man nur ein Kind. Wir sind überdieß in der unbewohntesten und wildesten Gegend des Amazonenthales.“

„Ich habe mich verrresignirt,“ bemerkte Püsecke in zartem Mitleid mit sich selbst; „ich bin schon darauf gefaßt als Buschmann zu sterben. Wenn mir nur keine Haare auf der Stirne und im übrigen Gesicht wachsen, wie der Julia Pastrana, denn die sah scheußlich aus!“

„Uebrigens wird es gut sein,“ sagte Heinrich, „daß wir unsre wissenschaftliche Thätigkeit wieder aufnehmen und unsere Blume suchen, damit wir auf andere Gedanken kommen! Ich ertrage ja all diese Strapazen gern, weil es einer Menschheitsentdeckung zu Liebe geschieht! Es bleibt ein großer Gedanke, daß wir dies alles dulden dem Lebensräthsel zu Liebe in den kleinen Mikroben! Es geschieht für die Menschheit! Habe ich erst die Pflanzenthierchen und sehe meine Entdeckung über die Art ihrer Bewegung bestätigt, welche sanitären Errungenschaften werden wir der Menschheit bringen! Denn dann werden wir auch den Cholerabacillus tödten, den Typhusbacillus, den Malariabacillus; wir finden Mittel, all diese Menschheitskrankheiten zu bekämpfen; die großen Epidemieen werden endgültig beseitigt. Denn weiß ich erst die eigent-

liche Bedingung organischen Lebens, so weiß ich auch, wie ich diese unsichtbaren Keime und Pflanzen tödten kann! Dies aber springt nur nebenbei heraus bei unsrer Entdeckung! Es ist sozusagen eine Nebenerrungenschaft, während die wissenschaftliche Umwälzung ungeheuer sein wird, welche auf allen Gebieten sich daran schließen muß."

Püsecke hörte andächtig zu; er empfand die Größe seiner Sendung, denn er konnte ja nicht wissen, daß es mit den Mikroben auf der Jehovablumenart nichts war, als eine Verwechselung.

Heinrich aber fuhr begeistert fort: „Dies ist eben das Großartige am Menschengeist, daß wir, so winzige Ameisen wir auch im Weltall sind, doch die größten Lasten, Strapazen und Gefahren im Dienste der Menschheitssache auf uns nehmen. In diesem Sinne ist in jedem Forschen etwas Hohes, ja, Göttliches, welches uns weit über die sonstigen Erdenwesen erhebt. Wenn wir auch hier in den Einöden des Urwaldes zu Grunde gehen, wir gehen zu Grunde als Pioniere des Menschheitsgeistes und seiner Entwickelung. Mögen die Urwälder noch von Anthropophagen und kannibalischen Völkern wimmeln, wir wollen unverzagt mit ihnen kämpfen im Dienste unserer Forschung und der allmählichen Lösung des Welträthsels!"

Er zog seine Flinte an sich und musterte ihr Zündstück wie in der Erwartung wilder Feinde. Püsecke sah ihm ehrfurchtsvoll zu und sagte:

„Imgleichen will auch ich diese verschiedenen Gefahren, als etwaige Rückverwilderung und gänzliches

Herunterkommen meiner Kleider durch zerrissene Hosen auf mich nehmen, als ein nützliches Glied der Menschheit, wenn ich erst den Püseckenit auf dieser Irrfahrt gefunden habe. Denn dann werde ich in der Naturwissenschaft durch meinen Namen weiterleben, wenn erst ein Stein nach mir benannt ist, den ich selber als vollkommen neu unterwegs gefunden habe. Diese Philosophie ist meine Stärkung."

„Also vorwärts, Püsecke!" sagte Heinrich, indem er seine Flinte schulterte. „Achten wir auf die Blumenwelt und suchen wir die bewußte Pflanze; wir werden weniger auf entmuthigende Nebengedanken verfallen und besser vorwärts kommen."

* * *

Drei Wochen streiften sie rathlos in der Irre umher. Sie hatten weder einen Ausweg aus ihrem Urwaldlabyrinthe, noch das wichtige Pflänzchen gefunden. Ihre Kleider hingen ihnen in Fetzen vom Leibe herab; sie blickten sich gegenseitig nicht mehr gern an, um durch ihren zerlumpten Anblick nicht an ihre Lage erinnert zu werden. Hunger hatten sie zwar bisher noch nicht gelitten, aber endlich war Heinrich der Pulvervorrath ausgegangen; das Naphta war aufgebraucht; es war unsäglich mühselig auch nur ein Feuer zu schaffen. Sie sahen sich vor die Lage gestellt nunmehr ausschließlich von Waldfrüchten, Kocosnüssen und rohen Bananen zu leben. Oft liefen sie einen Tag lang, ehe sie solche Früchte

fanden, welche an einigen Stellen im Ueberfluß am Boden lagen, um auf lange Strecken uneßbaren Früchten gleichgültiger Bäume Platz zu machen. —

In den Morgenstunden eines schönen Tages, an dem sie die Luft merkwürdig leichter fanden, während sie schon auf Hügeln emporklommen durch das Dickicht und zwischen kleinen Felsabhängen hinauf mußten, von denen palmenüberdachte Wasserfälle in reizenden Treppensprüngen herabstürzten, traten sie von ungefähr auf eine grünende Felsenplatte, die gleich einer Insel aus dem tiefer unten liegenden Wipfelmeere des Urwaldes der Tiefebene ragte.

Heinrich stieß einen Schrei der Ueberraschung aus! Dann stürzte er wie ein Wilder sich mitten in die Wiese hinein, warf sich in's Gras und pflückte mit wilder Hast eine Pflanze, welche mit reizenden Blüthen den ganzen Felshang bedeckte. Er sagte kein Wort vor Erregung; er blieb mit klopfendem Herzen der Länge lang im Grase liegen, als er die erste Hand voll von den Blumen vor sich hielt. Es waren sternförmige, braungoldne Blumen, dem deutschen Jehovablümchen ähnlich, nur daß sie größer erschienen. Aber lieblich und reizvoll trugen auch sie auf ihren Blüthenblättern jene eigenthümlichen Pünktchen in schwarzen Flecken und gebrochenen Linien in welchen man hebräische Buchstaben erkennen will, welche das Wort „Jehova", den jüdischen Gottesnamen, bedeuten.

Püsecke hatte erst staunend auf Heinrich geblickt; als er aber die Blumen betrachtete und die Aehnlichkeit mit dem ihm wohlbekannten Alpenblümchen sah, schrie er

wie ein wildes, junges Füllen, tanzte auf einem Flecke hin und her, warf die Arme in die Luft und rief:

„Ich habe es! Ich habe es! Gott sei Dank, wir haben es!“ Er riß ein Pflänzchen ab, hielt es vor sich und redete auf dasselbe los: „Haben wir dich, du verwünschter Bacillus?! Haben wir dich, du sauberes Mikröbchen! Ei, du verstecktes, niederträchtiges, unsichtbares Schwanzthierchen, schlage nur mit deinem Schwanze aus, jetzt sollst du uns nicht mehr entgehen! Jetzt wird der Püsecke ein großer Mann, jetzt kommt er in die Bücher, jetzt wird er unsterblich, obwol er in Fetzen und Lumpen läuft! Ach, du Urwieselchen du, du Warzenschweinchen, du sauberes Bürschchen du, jetzt werden wir dich unter Glas und Rahmen bringen. Gott sei Dank, jetzt bin ich ein gemachter Mann!“

Unterdessen hatte Heinrich das erste Staubbeutelchen unter das Vergrößerungsrohr gebracht und starrte der Länge lang auf dem Bauche liegend in das goldnene Rohr hinein. Püsecke kam nun erwartungsvoll näher und setzte sich mit ehrfurchtsvoll gefalteten Händen neben ihm in's Gras.

So dauerte es eine lange Zeit. Dann schüttelte Heinrich den Kopf. Er blies den Staub vom Glasstege und wischte diesen sorgfältig ab. Dann legte er ein andres Blümchen zurecht und bereitete es sorgfältiger unter das vergrößernde Glas. Wieder herrschte ein langes, banges Schweigen.

Heinrich war geduldig. Als er auch hier noch nichts erkennen konnte, versuchte er eine schärfere Vergrößerung

und bereitete von Neuem zu. Umsonst! Es war kein Wimperthierchen zu entdecken. Ein paar andere bekannte Aufgußthierchen und Pflänzchen fand er wol, aber nichts von dem Gesuchten. —

Er arbeitete den ganzen Tag. Unaufhörlich brachte er neue Pflanzentheile unter das Sehrohr, Püsecke mußte von allen Enden der Wiese Pflanzen pflücken, enthielt das eine Stück keine Mikroben, so konnten sie auf einem anderen sein.

„Es ist seltsam!" meinte Heinrich. „Die Mikroben scheinen heute nicht zu Hause zu sein!"

Er empfand nicht, wie einfältig diese Aeußerung war; seine Lebensgeister waren überspannt von der Erwartung; die Augen begannen ihn zu beißen und ihm zu thränen. Der Abend kam heran; Beide hatten vergessen, den Tag über Nahrung zu sich zu nehmen.

Püsecke brachte endlich Früchte. Er sagte theilnehmend:

„Ruhen Sie doch für heute aus, Herr Doctor. Vielleicht kommen die Thierchen dann zum Vorschein. Essen Sie etwas!"

„Es muß an der Vergrößerung liegen!" meinte Heinrich. „Meine Gläser sind nicht scharf genug. Nun, es macht nichts. Die Hauptsache haben wir. Wir sind der Menschheit diese Strapatzen schuldig."

Nun brach der Abend mit einem prachtvollen Purpurrothe der untergehenden Sonne herein. Ein feiner, stahlblauer Dunst stieg daraus empor; um den Mond witterte das versinkende Sonnengold in einem beklemmend

schönen grünlichen Lichte. Ueber dem Wipfelmeere unter ihnen dämmerte es aus endloser Ferne herauf. Wie Heinrich so hinaus auf das unendliche Schwarzgrün des Waldes blickte, dessen Wipfel ein erstarrtes Auf- und Abwogen in's Bodenlose schienen, während die Blättersäume goldig durchschienen waren vom Sonnenglanze, welkende Laubblätter und Bäume in tiefem Traubenpurpur aufglühten und die letzten Reiher, farbig umschienen, über den Waldwogen heimstrebten mit ausgespanntem Fittig, hörte er sachte aus der Dämmerung von unten einen seelenvollen Gesang ertönen. Schon wollte er glauben, Menschen seien in der Nähe, als er aber länger horchte, erinnerte er sich, daß er diesen Laut schon kannte Er dachte an Eva, mit der er einst dem gefangenen Sänger gelauscht hatte; hier war es ein freier Sänger, der Menschentöne klagend aus dem Urwalde zu ihm emporsandte, während die letzte Gluth der Sonne hinter dem schwarzen Waldsaume erstarb. Melodisch erstarb auch die Weise, als Alles in Schatten zu verdämmern begann.

Eine tiefe Wehmuth übermannte Heinrich, er wußte nicht, warum. Langsam preßten sich schwere Thränen aus seinen Augen. Er hielt noch immer wie verloren ein Blümchen von der gesuchten Pflanze in der Hand und starrte in die einbrechende Nacht hinaus. —

Am folgenden Morgen wurde auf Heinrichs Befehl durch Püsecke die ganze Wiese der darauf wachsenden Pflanzen beraubt. Sie war kahl von Blumen geworden, als wäre sie gemäht. Heinrich packte den mächtigen Pflanzenhaufen sorgfältig in einen Leinensack. Er duldete

nicht, daß Püsecke ihn trug; er belud sich selbst mit dem kostbaren Funde und sagte:

„Ich will mein Bündel schon selber tragen. Es liegt nur an der Vergrößerung. Je größeren Vorrath wir mitnehmen, desto sicherer werden wir dereinst bei stärkerer Vergrößerung unsre Thierchen finden.“

So wanderte er wie ein Wildheuer mit seinem Heusacke vorwärts. Sie fanden unterwegs die Pflanze noch sehr häufig. Es wurde Alles mitgenommen, so daß allmählich Heinrichs Sack zu einer riesigen Heugarbe anwuchs, die er im Schweiße seines Angesichts weiter schleppte. Acht Tage irrten sie noch in der pfadlosen Wildniß umher. Aber sie merkten es kaum. Sie hatten die Pflanze auf ihrem Rücken; das tröstete Beide. —

Am Eingange zu seiner Indianerhütte am oberen Ufer des Purusstromes, der sich weit unten in der Tiefebene mit dem Amazonenstrome vereinigt, lagerte Iti Kapac Atahualpa, der greise Indianerhäuptling, der sich rühmte, ein Nachkomme des letzten Inca von Peru zu sein. Er kaute Koca neben seiner Hütte ruhend, welche mit Palmblättern gedeckt war und einem kegelförmigen Thermitenhaufen glich. Drinnen lagerten seine zwei Söhne und tauchten ihre Pfeile in Pfeilgift, welches sie aus der Strychninpflanze und dem Gifte einer Schlange zusammengemischt hatten. Die Weiber waren draußen und sammelten die Ernte von Bananen ein, welche sie auf einem kleinen Felde angebaut.

Im Kocarausche, während er Kalk mit den getrockneten Blättern in den Mund nahm, träumte er von

den Sagen seiner Kindheit. Er zählte neunzig Jahre; sein Vater war hundert Jahre alt geworden. Der hatte ihm von ihren Ahnen erzählt, welche die Incas von Peru gewesen waren; Herrscher über ein Reich voll hoher Kultur, dessen Völker zur Sonne beteten und Gütergemeinschaft unter dem Scepter des Incastaates geübt hatten. Blühende Städte mit prachtvollen Tempeln waren dort gewesen; Iti Kapac hatte noch in den Urwäldern die Ruinen davon gesehen. Am Strome, wo er hauste, sah man noch räthselhafte Inschriften in den Felsenwänden; sie waren auch am Rio Madeira, geheimnißvoll wie die Keilschrift. Der greise Indianer kannte ihre Bedeutung; sein Vater wußte es von den Ahnen her, aber Niemandem verrieth er das Geheimniß. Vor den Weißen hatte sein Geschlecht in die Urwälder flüchten müssen, als Atahualpa, der letzte Inca, von dem wildwüthenden Pizarro zu Tode gemartert worden war. Hier waren sie zu armen Indianern verwildert in ihren Nachkommen von der Höhe schöner Menschenkultur eines Reiches, welches flinke Postboten und fruchtbare Felder sah und ein glückliches Volk beherbergte. Von seinen Ahnen hatte er den Haß und die Furcht vor den weißen Menschen geerbt. Wenn ein Weißer verirrt und Nahrung heischend zu ihm kam, so sagte er: Ich habe nichts. Wenn er ihn frug: Wo geht der Weg, so murmelte er: Ich weiß es nicht. Frug man ihn aber in der Sprache seiner Väter: „Wer bist Du?!“ so sagte er stolz: „Iti Kapac Atahualpa, dessen Ahnen die letzten Sonnenherrscher waren im Lande Peru über den Cordilleras de los Andes.“

Er träumte im Kocarausche von den verfallenen Ruinen in den Wäldern, über deren zersprungenem Mauerzierrath mit den stillen Götzenbildern und heiligen Inschriften riesenhafte Blätter der Schlingpflanzen hinwucherten und Schlangen sich aus dem Gestein hervorwanden. Er träumte von den verfallenen Städten und Tempeln und den Königen und zerbrochenen Schaalen der Vorzeit seiner Ahnen, welche er in den Wäldern gefunden.

Sein Auge blitzte, als er sah, wie sich drüben am Rande des dichteren Waldes die Zweige theilten und zwei weiße Männer, erschöpft und elend anzusehen, aus dem Dickicht auf sein Haus zuwankten.

Er blieb ruhig liegen und obwol er etwas spanisch verstand, sagte er kein Wort, als sie ihn um Obdach baten. Endlich sprach er: „Ich habe keins. Ihr müßt weitergehen."

„Wir sind nicht Spanier," sagte Heinrich.

Der Alte wurde aufmerksam.

„Seid Ihr Engländer?!" frug er mißtrauisch.

„Nein," sagte Heinrich. „Wir sind aus dem Reiche der Deutschen, dessen Herrscher das neunzigste Jahr überlebte. Er ist so eisgrau wie Du; er will Dir seinen Gruß senden."

„Tretet ein, Fremdlinge," sagte der Alte gelassen. „Iti Kapac Atahualpa wird euch grüßen, wenn das Volk eures neunzigjährigen Herrschers den Frieden bringt. Es sind viele Ruinen in den Wäldern; einst werden auch in euren Wäldern die Ruinen sein. Tretet ein, denn die letzten Incas waren meine Ahnen."

Viertes Kapitel.

Schon seit einigen Monaten war Streichers neues Montagsblatt: „Der Freimuth" erschienen und in Deutschland verbreitet. Die ersten Nummern hatten nicht wenig Staub aufgewirbelt. Man war erstaunt und verblüfft über die Rücksichtslosigkeit, mit der von Anbeginn allen anerkannten Schriftstellern, Malern und Künstlern der Krieg gemacht ward. Das Blatt war in der Anordnung und in der Art des Pariser „Figaro" gehalten; wenn Streicher sich in dieser Hinsicht an seine geliebten französischen Muster anlehnte, so befleißigte er sich dagegen in der Sprache seines Blattes einer wahrhaft mittelalterlichen deutschen Gröblichkeit. Er schrieb so ziemlich das ganze Blatt selbst. Er unterzeichnete mit verschiedenen Namen. Er theilte sich in drei, vier, hie und da in fünf Personen, welche unter dem Namen Hermann, Max Günther, Richard Eisenschwert, Hans von Hasselschwerdt und Isabella Gräfin Bukowicz verschiedene Gebiete des öffentlichen Lebens zu beleuchten hatten. Richard Eisenschwert schrieb die politischen Artikel, Max Günther erging sich über wirthschaftliche und socialpolitische Fragen, dagegen Hans von Hasselschwerdt die Kunstausstellungen

besuchte und über bildende Kunst sich äußerte. Die Gräfin Bukowicz hatte ein eigenes Gebiet von gesellschaftlichen und sittlichen Fragen in einer eigenthümlich pikanten Weise zu behandeln, welche um so sonderbarer wirkte, als der Name einer Frau Dinge unterzeichnete, welche durch ihre sinnliche Anzüglichkeit, ja, Unverfrorenheit auch hartgesottene Männer beleidigen mußten. Streicher behandelte hier unter der Maske streng wissenschaftlicher Untersuchung, die er nur durch eine gewisse Leichtblütigkeit des Stils anziehend zu machen suchte, eine Reihe höchst verfänglicher Spitzfindigkeiten. Die sittliche Mündigung des Weibes spielte eine Hauptrolle. Es wurde mit der Miene strengster volkswirthschaftlicher Gewissenhaftigkeit die Verlogenheit der europäischen Ehe dargestellt, welche nur ein Weib zu nehmen gestattet; es wurde ernsthaft die Frage aufgeworfen, ob nicht der Mohammedanismus, indem er einen Harem gestattet, einen großen Fortschritt über europäische Einrichtungen bedeute. Die Erörterung des Geschlechtslebens in all seinen Verirrungen wurde mit dem Scheine der Wissenschaftlichkeit und mit einer abgefeimten Kunstfertigkeit betrieben unter Berechnung aller darin liegenden Wirkungen. Unter dem Namen Hermann pflegte er im Gegensatz zu dieser zerstörenden Geistesthätigkeit alles Begeisternde und Gute zu sagen, was er sonst für die Welt und die Menschheit auf dem Herzen hatte. Galt es einem großen Staatsmann Geburtstagswünsche zu sagen, so brachte „Der Freimuth" unter dem Namen Hermann einen begeisterten Artikel. Das hinderte nicht, daß allerdings in

der nächsten Nummer Richard Eisenschwert, um Lesern anderer Richtung zu gefallen, alle Verdienste desselben Staatenlenkers in den Staub zog. Die Schriftleitung machte dann eine Anmerkung dazu: „Da die Freiheit der Rede erster Grundsatz der Zeitschrift sei, so gewähre sie auch hier einer abweichenden Meinung den Abdruck, ohne indessen die Verantwortlichkeit zu übernehmen.“

Schon in der zweiten Nummer hatte Streicher, mit eigenem Namen zeichnend, einen Gedächtnißaufsatz zu Ehren des verstorbenen Dichters Conrad Hermann gebracht. Er hatte den letzten Brief des Unglücklichen verbrannt; selbst seine Frau hatte nichts davon gesehen. Nun brachte „Der Freimuth“ eine Darstellung, welche das frühe Dahinscheiden des jungen Dichters betrauerte und mit wahrhaft rührenden und schönen Worten so viele dichterische Hoffnungen beklagte, welche mit ihm zu Grabe waren getragen worden. Streicher hatte Thränen vergossen auf seine Handschrift, als er das schrieb; es kam ihm von Herzen; aber er weinte auch, als er den Lesern das Märchen erzählte, daß Hermann sich das Leben genommen habe, weil er geglaubt hätte mit seinen Hoffnungen auf eine moderne Dichtung nicht durchdringen zu können. Er wäre gestorben aus Verzweiflung über die Theilnahmslosigkeit der Zeitgenossen an einer Dichtung, welche die Errungenschaften des Jahrhunderts verklärte. Er pries ihn mit innigen und liebevollen Worten; er merkte selbst kaum, daß er log mit dem Märchen, das er den Lesern aufband.

Er suchte so das nagende Gefühl zu betrügen, das

in ihm arbeitete über den Tod Hermanns. Er brachte einen leidenschaftlichen Artikel gegen den Begriff des Gewissens, wo er mit ätzendem Verstand, der sonst nicht seine Sache war, nachzuweisen suchte, daß das Gewissen eine falsche Vorspiegelung sei. Er wiederholte, was er einst in Gegenwart Heinrich Hochsteins gesagt. Wer aber von den Lesern ahnte, welch dunkler Hintergrund dahinter stand! Welchem sonderbaren, peinvollen Zustande Streichers die Leidenschaft entsprang, mit der er die Nothwendigkeit eines Gewissens leugnete!

Es war dasselbe Gewissen, welches ihn auch veranlaßte unter dem Namen Hermann sich hie und da zu begeistern für Großthaten der Kunst und Dichtung, der Staatskunst. Dann zitterte eine Art von dunkler Leidenschaft durch seine Erörterungen; die Leser glaubten im Anfang hier sei wirklich ein Ringen zu Höherem und Besserem; ein Anspruch auf Umgestaltung des zeitgenössischen Lebens im Sinne edlerer Menschlichkeit, im Sinne eines Fortschrittes solider Art. Viele ließen sich täuschen, besonders jüngere Leute, und sie sogen um so bereitwilliger und ahnungsloser das Gift ein, welches die Zeilen der Gräfin Bukowicz durchtränkte. Hier schien es, unter der geschilderten Maske, wirklich Absicht zu sein, alles Menschenwürdige mit Füßen zu treten und dafür jene Lebensart zu predigen, an welcher Hermann zu Grunde gegangen war. Die anzüglichsten Aufsätze dieser Art rührten indeß nicht einmal von Streicher selbst, sondern von dessen Frau her. Sie arbeitete fleißig an dem Blatte mit. Wenn Sie einen recht zerrüttenden

Aufsatz fertig hatte, pflegte Streicher ihre Haare zu liebkosen, sie zu küssen und sie seines Stolzes auf eine so anschlägige Ehefrau zu versichern. Aus Freude darüber, daß er Ada Becker nicht geheirathet, hatten Beide beschlossen auf gemeinschaftliche Vermögenskosten das Unternehmen zu wagen. —

Im Anfang hatten Neugier, Verwunderung, ja auch das Entsetzen der Leserwelt dem Blatte einen großen Leserkreis verschafft. Es lag in Berliner und Wiener Kaffeehäusern aus; es war das Tagesgespräch. Aber schon nach wenigen Wochen war es wie geächtet im großen Leserkreise, der sichere Instinct der Menschenmassen, der gesunde Sinn des deutschen Volkes hatte den Teufelsfuß gemerkt, so gut er auch versteckt wurde. „Der Freimuth“ wurde seit kurzem nur von einem engeren Leserkreise gehalten. Es waren ungefähr fünfhundert Zahler, welche dem Blatte treu blieben und öfters einen engeren Meinungsaustausch mit der Schriftleitung suchten.

Ein eigenthümlicher Charakterzug des Blattes war, daß es sich mit all seinen verwegenen und zweideutigen Strebungen fortwährend auf die Naturwissenschaft berief. Diese sei berufen, die wissenschaftliche Trägerin der Menschheitszukunft zu werden, da denn der Herausgeber sich von einem ganz leidenschaftlichen Haß beseelt zeigte gegen alles, was Geschichte heißt. Streicher schrieb gegen die Wissenschaft der Geschichte; er ging so weit, zu behaupten, der Rückblick auf die Vergangenheit sei überhaupt nicht menschenwürdig. Dagegen spielte die Naturwissenschaft eine große Rolle; die Freigebung des Ehelebens

war eine Forderung naturwissenschaftlicher Erkenntniß; geschah irgend eine scheußliche verbrecherische Handlung, so entschuldigte regelmäßig der Freimuth dieselbe im Hinblick auf Thatsachen der Naturwissenschaft, welche gleiche Laster bei gewissen Thieren nachweise. Für alles war die Erforschung der Natur Entschuldigung, Erklärung.

Streicher machte es sich zum besonderen Vergnügen, mehrfach Heinrich Hochstein und einige kleinere Abhandlungen desselben anzuführen; während der Forscher die Urwälder Brasiliens durchirrte, nannte ihn Streichers Blatt unter seinen Mitarbeitern, ohne daß er jemals dazu eine Erlaubniß gegeben hatte. In solchen Dingen war der Herausgeber von einer merkwürdigen Unbefangenheit.

Seine Wohnung wurde allmählich der Sammelplatz für eine ganz sonderbare Gattung von Menschen. Wo ein Aas liegt, sammeln sich die Geier; wo Abfall gerochen wird, sind bald die Fliegen da. Aehnlich wirkte das neue Blatt. Der Herausgeber merkte sehr bald, daß es überall in Deutschland, ja, in Europa Gesinnungsgenossen gebe. Er erhielt mancherlei ermunternde Zuschriften, dann kamen auch die Leute selbst. Der Erste, der ihn aufsuchte, war ein sogenannter Wollapostel, ein verarmter Buchhändler, der zum Spotte der ganzen Stadt herumwanderte, barfuß und in bloßem Haupte, mit einem wollenen, langen Gewande über dem nackten Körper nach Art der Apostel. Er ging Sommer und Winter mit zwei armen bedauernswerthen, frierenden Kindern im selben Kleide einher und ernährte sich kümmerlich mit dem Verkaufe von Wolljacken, die er

unter der Hand von einer Fabrik solcher Stoffe anvertraut bekam. Er schilderte Streicher seine Nothlage und wollte ihn bewegen, gleichfalls diese Wollkleidung anzulegen. Streicher lehnte das ab, versprach aber einen Aufsatz über den Vortheil derselben zu bringen. Dann kam ein Mann, der sich als Genosse und Mitarbeiter des Blattes vorstellte. Streicher hatte mehrere kleine Skizzen von ziemlich frechem Inhalt gebracht, aus Paris, welche ihm unter dem Namen Spätforst aus Waldheim gesendet wurden. Er war selbst neugierig, wer der geheimnißvolle Absender sein möchte. Dieser stellte sich nun auf der Durchreise persönlich vor, als ein zum Deutschthum bekehrter Czeche, der lange in Paris gelebt als Schriftsteller. Der Mann sah aus wie Sokrates; als Streicher ihm in einem der ersten Gasthäuser seinen Gegenbesuch machte, hörte er, daß am Morgen mit dem Post-Stempel Waldheim eine Postanweisung auf den Namen Spätforst lautend eingegangen sei, fünf Mark für aufgearbeitete Wollspulerei im Gefängniß. Dr. Spätforst gestand denn auch ganz unbefangen, daß er geradewegs aus diesem Gefängniß komme; von da seien auch die Skizzen für Streichers Blatt gekommen. Bei der freimüthigen Neigung des Blattes könne Streicher ihm gewiß nicht Gram sein; er vertraute ihm an, daß er wegen Doppelehe Zuchthausstrafe verbüßt hätte. Er habe in Paris eine leichtfüßige Französin geheirathet und dabei vergessen, daß er irgendwo im Lande Böhmen von früher her eine Frau besaß. Er rechne auf Streichers Freundschaft.

Letzterer war vollkommen beruhigt durch diese Mittheilung. In seinen Augen lag hier nur ein gesellschaftlicher „faux-pas“ vor, wie er zu Dr. Spätforst sagte. Sie wurden gute Freunde, bis nach einiger Zeit dieser Herr wegen Betrugs abermals hinter Schloß und Riegel kam, wobei denn sich herausstellte, daß er auch früher wegen Betrugs gesessen hatte.

Mehrfach erhielt Streicher aus Rußland, aus Serbien und Ungarn Zuschriften. Man schien dort in Klubs und andren Gesellschaften sein Blatt zu halten. Sehr bald fanden sich auch einige ruinirte slavische Lebemänner im Vorüberreisen ein, aus Paris kamen verschiedene Bohémiens, ein junger russischer Nihilist, der Theil genommen hatte an einem Kaiserattentate, Namens Sternakoff, stellte sich eines Tages vor und überbrachte einen Aufsatz, welcher die Nothwendigkeit des Kaisermordes in Rußland nachzuweisen suchte. Streicher konnte zu seinem Bedauern den Aufsatz nicht drucken, war aber nicht wenig verwundert, sich selbst von dieser Seite beachtet zu sehn. Er lud den jungen Russen mehrfach zu Tische und man unterhielt sich ausgezeichnet über „Raskolnikow“ und sonstige neuere russische Romane. Aus Schweden und Norwegen kamen einzelne Beiträge und überall fanden sich Vertreter einer gleichen unklaren und zerstörenden Gesinnung, wie sie aus Streicher selbst sprach. Am häufigsten fanden sich selbstständige Frauen ein, Deutschrussinnen, slavische Studentinnen, oft hübsche, muthige Mädchen, oft auch arme, alte, vom Schicksal abgetriebene bedürftige Geschöpfe, welche der eigenthümliche Duft anzog,

der aus Streichers Aufsätzen witterte. Manchmal waren dessen Zimmer ganz besetzt von derartigen jungen und alten Damen; seine Frau machte die mütterliche Freundin, während er selbst mit wohllebigem Behagen zwischen diesen lebhaften Frauengeschöpfen auf- und abging, seinen Bart strich und hie und da mit größter Seelenruhe eines der Mädchen beim Kinn nahm oder von lebhafter Rührung erfaßt, dicht an seine Brust zog.

Auf diese Weise entwickelten sich ganz von selbst in Streichers Wohnung wöchentliche „Routs", um den englischen Ausdruck zu brauchen. Eine Anzahl von Fremden solcher Art, welche in der deutschen Stadt ansässig waren, kamen regelmäßig, sie brachten ihre vertrauten durchreisenden Gesinnungsgenossen mit. Der Oberst Sprecher war stehender Gast; besonders wol fühlte sich auch der buckelige Herr v. Wilsau in dieser geistigen Halbwelt aller Völker. Streicher hatte durch sein Blatt erreicht, was er brauchte: er spielte eine Rolle; man verkehrte in seinem Hause, man sprach von ihm, man bewarb sich um seine Gunst. Stumm schaute das einäugige Cyklopengesicht Gambettas von der Wand herunter auf diese gemischte Gesellschaft. Unter anderen Vertretern von Geistesrichtungen der Zeit fanden sich auch zwei socialdemokratische Reichstagsabgeordnete ein, als Streicher einen Aufsatz über die Nothwendigkeit socialer Verbesserungen geschrieben hatte, um sich in Arbeiterkreisen eine Leserschaft zu verschaffen. Merkwürdiger Weise blieben diese Herren aber schon nach dem zweiten Besuche wieder weg. Sie hatten die ganze Gesellschaft sofort als viel

zu charakterlos erkannt, als daß sie hoffen konnten, hier für ihre Absichten fruchtbaren Boden zu finden. Acht Tage später wurden plötzlich eine Anzahl von Leserschaften der Zeitschrift gekündigt; ja, einzelne Nummern wurden mit anzüglichen Bemerkungen an Streicher zurückgeschickt. Beim Durchforschen der Leserliste fand sich, daß es lauter socialdemokratische Arbeiter waren, welche die Bestellung aufgaben.

Die Sache wurde Streicher sehr unangenehm, ja er wurde ängstlich. Er beschloß seiner Zeit, den Socialdemokraten die Sache heimzuzahlen, um es aber vor der Hand bei diesen Lesern wieder einzubringen, schrieb Richard Eisenschwert in der nächsten Nummer einen wüthenden, bramabrasierenden Erguß gegen die Judenschaft der Stadt. Er hatte seither dem jüdischen Theile der Bevölkerung viel Gutes gesagt; er hatte infolge dessen eine Anzahl sicherer jüdischer Zahler. Mit einem Schlage sagten nun diese die Bestellung auf. Streicher war außer sich; er begriff das nicht; er verstand diese Welt nicht, welche so wenig den wahren „Freimuth" einer unbefangenen Meinungsäußerung zu schätzen wußte. Um nun die Juden zu versöhnen, brachte er jenen Aufsatz gegen die Staatsführung des deutschen Reichskanzlers v. Bismarck. Sofort verbaten sich von Potsdam und Berlin aus mehrere Leser die fernere Zusendung. Streicher hatte in vierzehn Tagen hundertundfünfzig Leser und Zahler eingebüßt.

Schon die erste Nummer seiner Zeitschrift hatte Streicher mit einer Widmung Eva Eschenbach in's Haus

geschickt. Sie hatte sich infolgedessen in einer Buchhandlung auf das Blatt verpflichtet, las aber nur hie und da in den einlaufenden Stücken, so daß sie eigentlich nicht recht wußte, was darin stand. Einige Tage später erschien das Streicher'sche Ehepaar und Streicher führte, einem früheren Versprechen gemäß, seine Frau dem jungen Mädchen zu. Das Benehmen der letzteren bei diesem ersten Besuche war indessen einigermaßen frostig, so daß Eva eine längere Zeit vergehen ließ, ehe sie ihr einen Gegenbesuch machte.

Ein leiser Trieb von Neugier und die Hoffnung, Streicher bei dieser Gelegenheit zu sehen, begleitete Eva dabei. Sie hatte eine gewisse Sympathie für den Mann gefaßt, den sie für einen außerordentlich naiven, unbefangenen, etwas leichtsinnigen, aber guten Menschen hielt. Nun hatte sie während Ada Beckers Aufenthalt wol gemerkt, daß zwischen jener Frau und Streicher ein Verhältniß bestehe. Als dann aber plötzlich Ada Becker abgereist war, ohne sie irgend wie zur Vertrauten ihrer Gefühle zu machen, als sie das Streicher'sche Ehepaar wieder vereinigt fand, schloß sie, daß ein schönes eheliches Pflichtgefühl auf beiden Seiten geherrscht, daß man eine aufkeimende Neigung glücklich bekämpft habe. Dieser Gedanke erfüllte sie mit einer weiblichen Zuneigung für Streicher; und diese Zuneigung steigerte sich, als sie in Frau Streicher ein Wesen kennen lernte, das so wenig zu diesem Manne zu passen schien. Sie fand seinen vielumstrittenen Leichtsinn liebenswürdig; da er sich dieser Frau zu Liebe beherrscht zu haben schien

und seine Gefühle für Ada Becker unterdrückt hatte, schlich sich in Evas Herz eine frauenhafte Neugier, wie es wol in seinem Herzen aussehen möchte, ob er sich glücklich fühlte mit seiner Frau. Daß Alles in Züchten und guter Sitte ausgegangen sei, war ja nicht zweifelhaft, da diese mit dem Manne ruhig fortlebte ohne Scheidung.

Streicher hatte ihr bei jenem ersten Besuche mit seiner Frau erzählt, daß der unglückliche Conrad Hermann sich selbst das Leben genommen habe. Sie war heftig erschrocken darüber; sie hatte ja mancherlei mit diesem etwas verworrenen, aber nicht abstoßenden jungen Manne geplaudert; und nun war er dem Kreise der Lebendigen entrissen. Als sie nach dem Grunde seines Selbstmordes frug, wollte Streicher erst nicht recht mit der Sprache heraus; er war sehr traurig und winkte mit der Hand ab. Dann aber ließ er die Worte vernehmen:

„Mein liebes Fräulein, es waren verschiedene Ursachen. Er hat sie mir alle in seinem Abschiedsbriefe anvertraut. Die Hauptursache — aber es wäre grausam Ihnen das zu sagen —“

„Wie so?!“

„Er hat Sie sehr geliebt, mein Fräulein. Mein Freund hat Sie im Stillen heiß geliebt!“ Darauf folgte eine dunkle Andeutung und Vermuthung, daß Hermann aus unglücklicher Liebe zu Eva sich das Leben genommen habe. Streicher war ein gewiegter Kenner des Frauenherzens. Er log, ohne zu ahnen, daß er mit seiner Lüge einen Theil der Wahrheit traf. Seine Frau hörte an seiner Stimme, daß er log. Sie errieth ihn und seine

Absichten sofort. Er aber, um das gute Verhältniß seiner Ehe in's rechte Licht zu stellen, benutzte bald darauf eine leichtere Gesprächswendung, um in Evas Gegenwart seine Frau zu küssen. Diese erheuchelte einen glücklichen Blick auf ihn, ward aber zusehends frostiger.

Die dunklen Andeutungen Streichers über Hermanns Tod erfüllten Eva mit Unruhe. Sie hatte ja keine Ahnung gehabt, daß der junge Mann sie liebe; sie war so völlig mit ihrem Verhältniß zu Heinrich Hochstein beschäftigt gewesen, daß sie auf nichts Anderes geachtet hatte. Diese innere Unruhe nun stärkte ihre Sympathie für Streicher; sie übertrug das natürliche Mitgefühl mit dem Todten auf den Lebenden, der ihr solcherlei gesagt. Um aber diese innere Neigung nicht merken zu lassen, ließ sie längere Zeit verstreichen, ehe sie der Frau einen Gegenbesuch machte.

Seit der Abreise Heinrich Hochsteins nach Südamerika war in Evas Gemüth eine große Leere zurückgeblieben. Sie konnte nicht leicht an ihr Liebeserlebniß mit jenem Manne denken, ohne zurückzuschaudern vor irgend einem schrecklichen Gefühle des Menschendaseins, welches sich in ihrem Inneren festgesetzt hatte. In diesem einst geliebten Manne war ihr die Lust am Wesen des Menschenthums überhaupt vergällt; sie hatte das Antlitz des Erdbewohners gesehen an ihm in jenem schrecklichen Augenblicke und von da ab waren die Saiten ihrer Seele verstimmt für jede unmittelbare Freude am Manne. Wie ein Entsetzensgespenst stand noch immer Heinrichs Antlitz vor ihrem inneren Sinne; sie wußte sich keinen besseren Rath, als

daß sie suchte, überhaupt nicht mehr an ihn zu denken. Tiefe Traurigkeit überkam sie dann zu Zeiten, worauf sie in eine falsche Ausgelassenheit verfiel und mit Schrecken an sich bemerkte, daß sie im Verkehre mit Herren ihrer Bekanntschaft nicht die Grenze jungfräulicher Unbefangenheit ganz rein bewahrt hatte. Etwas war in ihrer Seele in tiefe Verwirrung gefallen und sie hatte ein Bewußtsein halb und halb davon, wenn sie sich immer wieder und wieder den Gedanken wiederholte: Er hat mir die Blumen gestohlen! Die Blumen!

Sie sehnte sich darnach, daß es ihr nur einmal wieder in ihrem Leben vergönnt sein möchte, die Blumen, die Rosen und Veilchen in ihrem Garten mit so seliger Empfindung süßer Räthselhaftigkeit anzuschauen, wie sie es gethan vor ihrer Bekanntschaft mit Heinrich. Ja, sie schwor sich, daß sie sich dem Manne unbedingt zu eigen geben wolle, der ihr das nur einmal wieder verschaffe, und wenn er nichts von ihr wissen mochte, wollte sie sich ihm an den Hals werfen. So verwegen wurden ihre Träumereien. —

Eines Tages, kurz nach ihrem Besuche bei Frau Streicher, begegnete sie auf der Straße einem fremden Herrn, der im bräutlichen Anzuge einherging. Sie sah im flüchtigen Vorüber, daß es ein schöner, stattlicher Mann war mit einem ernsten, ehrenwerthen Gesicht. Er trug im Knopfloch eine Rose und ging, ohne sie zu beachten, dahin. Als er vorbei war, faßte sie auf einmal ein unwiderstehlicher Drang, ihm nachzugehen, wie ein Liebhaber einem schönen Mädchen wol auf der Straße

folgt. Sie drückte sich an den Häusermauern verstohlen hin, um nicht bemerkt zu werden und folgte aus einiger Entfernung dem Manne, an dem sie sich gar nicht satt sehen konnte. Er trug eine Rose, er trug sie wol zu Ehren seines Bräutchens und für ihn und das Bräutchen war es eine duftige, holde Zauberrose, welche ihm seine Liebesgedanken freundlich verklärte. Leise schlich sie ihm nach und bog hinter ihm um mehrere Straßenecken, dabei fühlte sie eine namenlose Angst und Scham, daß er sie bemerken möchte; sie hätte in die Erde versinken mögen und doch folgte sie dem unwiderstehlichen Triebe. Denn es war ein Mann, dem die Rosen noch Rosen waren. Es kam ihr der Gedanke, sie wolle den Herrn bitten, ihr die Rose von seiner Brust zu schenken, sie malte sich aus, daß sie ihm sagen wolle, sie sei ein armes Mädchen, dem man den Glauben an die Blumenschaft der Blumen genommen habe, aber wenn sie nur einmal an seiner Rose riechen dürfe, würde sie wieder an die holden Blumen glauben und seinem Liebchen geschähe damit gewiß kein Abbruch.

Aber sie hatte das kaum gedacht, so war der Herr in einen Hausflur eingebogen und verschwunden. Sie huschte über die Straße weg auf den jenseitigen Fußsteig, um vielleicht am Fenster oben die Glückliche zu sehen, welcher der geschmückte Besuch galt, aber dort verhingen zarte, weiße Spitzenvorhänge jede Aussicht und Eva schlich beschämt hinweg, als habe sie eine geheime Sünde auf sich geladen, welche unverzeihlich war. Im Stillen aber dachte sie bei sich: Dieser Mann, kein Anderer soll mein

Liebster sein; ich will ihn niemals wiedersehen, nicht wissen, wer er war, aber ich will sein Bild und seine Rosen lieben im Stillen und kein Anderer soll jemals der Meine werden. Als sie aber nach Hause geschlichen war, warf sie sich auf ihr Bett, brach in bittere Thränen aus, rang die Hände und flüsterte: „Ach, Heinrich, Heinrich, warum hast Du mir das angethan!"

Es war natürlich, daß das gute Mädchen mit einer gewissen Erwartung an Streicher dachte, daß sie diesem gern das eine oder andere anvertraut hätte. Sie dachte nicht daran, daß sie irgend einen Mann noch lieben könnte, aber sie hatte ein Bedürfniß nach einem freundschaftlichen Umgange mit irgend einem anziehenden und ehrenwerthen Herrn, nach geistigem Austausche, nach einer Unterhaltung, welche die schlimmen Einflüsse vom Umgange mit Heinrichs Gedankenwelt verwischen konnte. Und gerade dazu schien ihr Streicher der rechte Mann. Sie erwartete mit Ungeduld einen Gegenbesuch der Frau Streicher, um den Vorwand zu haben, sich dann wieder zu ihnen zu begeben und mit dem Doctor zu sprechen. —

„Geh doch einmal wieder zu der kleinen Eva Eschenbach," sprach Streicher ganz beiläufig zu seiner Frau, ohne zu bedenken, daß Eva eigentlich eine junge Dame von ziemlich hoher Gestalt war. „Die Kleine interessirt mich. Ich sollte meinen, es wäre ein passender Umgang für Dich."

„Hast Du Lust sie zu heirathen?" frug Frau Streicher frostig. „Du weißt, ich mache jeder Anderen gern Platz."

Streicher faßte seine Frau beim Kinn und blickte ihr verbindlich in die Augen. „Gute Seele,“ sagte er „da wirst Du lange laufen können, ehe Du eine passende, Frau für mich findest. Mit der Ada Becker war es ja auch nichts. Im Grunde hat uns diese Person arg betrogen, sie unterhielt Briefwechsel mit Anderen, während wir die redlichsten Absichten hatten.“

„Du weißt,“ versetzte Frau Streicher, „daß ich bereitwillig jeder anderen das Feld räume und Dir gern einen Scheidungsgrund schaffen will, wenn Du die Rechte gefunden hast. Aber auch nicht eher. Wir sind jetzt zwölf Jahre verheirathet. Du begreifst, daß ich nicht der ersten besten weiche. Ich will eine Frau für Dich suchen, die für Dich paßt an meiner Stelle. Finde ich sie, dann will ich gern eure gute Freundin bleiben. Aber ich glaube nicht, daß ich sie finde.“

„Gutes Weib!“ sagte Streicher gerührt. „Diese Aufopferungsfähigkeit! Wenn ich Dich nicht hätte! — Sage einmal, hat diese Eva Eschenbach Geld?!“

„Ich glaube sogar viel!“ bemerkte die Frau.

„Geh hin zu ihr, Kind! Das Mädchen beschäftigt mich.“

„Ich werde gehen. Ganz wie Du willst.“

„Du zürnst mir, Lili?! Zürne mir nicht, ich könnte es nicht ertragen. Bei der Liebe unserer Jugend —“

„Sprich nicht davon, Eduard —!“

„Lili!“

„Es ist gut. Ich werde gehen.“

Und Frau Streicher schmückte sich mit ihrem neuesten

Kleide, das ihr Streicher geschenkt, sie warf einen prachtvollen Ueberwurf um und setzte einen reichen Federhut auf, um den Besuch zu machen. Unterwegs frug sie sich: „Warum thue ich das nur?! Ist es nicht eine Schmach? Eine Schande? Wird man mich nicht für ein Scheusal halten?! — Warum Schande?! Warum Schmach?! Was ist unvernünftig daran? Ist es nicht eine höhere Sittlichkeit, wenn ich mich opfere für den Mann? Ich kann ihm ja auf die Dauer nicht sein, was er will. Keine Kinder. Warum soll ich ihm nicht eine Frau aussuchen?!“ Sie sprach weiter mit sich, sie fand es einer freien aufgeklärten Frau würdig, sie fand es im Sinne einer Mündigung der Frau, sich über die Vorurtheile der Welt zu erheben. Wer sie in diesem Augenblicke auf der Straße sah, geschmacklos überladen von aufgeputztem Kleiderstoff, konnte einen hochmüthigen, dummstolzen Ausdruck in ihrem Antlitz bemerken. Sie war ja wol etwas Anderes, als gewöhnliche Frauen, sie hatte sich in der Schule Streichers zu einem höheren Begriffe von der Ehe durchgerungen; sie war stolz auf den Mann; sie wollte sich einer freien Lebensauffassung werth erweisen. Mitten unter diesen freizügigen Gedanken aber ging durch ihr Inneres, ihr selbst nur halb bewußt, eine dunkle, dämonische Schadenfreude über die Frauen, welche schon mehrfach mit ihrem Vorwissen, ja, durch ihre Vermittelung dem Manne zum Opfer gefallen waren. Sie gönnte den Frauen die Schande; denn sie selbst blieb ja noch immer die rechtmäßige Gemahlin des Mannes, die gesetzliche Ehegattin, die stolz an seinem Arme auf der Hauptstraße

der Stadt wandern konnte, während die Anderen, gleich Ada Becker, ihren Leichtsinn büßten.

Mit solchen Instincten und Gesinnungen trat sie in Evas Zimmer. Sie grüßte frostig und zurückhaltend. Eva kam ihr mit großer Liebenswürdigkeit entgegen. Frau Streicher zeigte sich im Anfang wenig empfänglich dafür, allmählich aber kamen sie doch in's Plaudern. Sie nahmen nebeneinander auf einem kleinen Ruhepfühl Platz, der von einer Epheulaube überwölbt war, welche Eva in zwei großen Töpfen zog.

Sie plauderten erst von gleichgültigen Dingen, bis Frau Streicher das Gespräch auf Liebessachen brachte. Sie meinte:

„Wenn ich einen Einfluß auf junge Mädchen hätte, ich würde einer Jeden abrathen, sich zu verlieben. Was ist die Liebe?! Eine Function unserer körperlichen Veranlagung, welche uns in die thörichtesten Zustände bringt und nichts als Unsinn im Gefolge hat. Meinen Sie nicht auch, Fräulein Eva?!"

Eva zupfte mit ihrer Hand verlegen einige Epheublätter ihrer Laube ab; sie meinte, ohne Frau Streicher anzusehen:

„Sollte nicht auch ein höheres Bedürfniß der Seele und des Geistes in der Liebe sein?!"

Frau Streicher lächelte geringschätzig. „Haben Sie jemals Hartmanns Philosophie des Unbewußten gelesen?" frug sie rasch.

„Nein," sagte Eva.

„Nun sehen Sie, das ist der einzige Philosoph, der

mir gefällt. Er hält es für's Beste, wenn wir Frauen übereinkommen würden, überhaupt keine Kinder mehr zu wünschen. Haben Sie keine Cigarette, Fräulein?!"

„Ich bedaure sehr, Ihnen nicht dienen zu können," sagte Eva einfach. „Ich rauche nicht!"

„Aber Mädchen!" sagte Frau Streicher. „Sehen Sie denn nicht, daß alle Welt raucht? Es ist sehr hübsch; es gefällt den Männern sehr gut. Wenn Sie zwischen Ihren schönen, weißen Zähnen so einen kleinen Glimmstengel halten, die Lippen spitzen und den leichten Rauch aus Ihrem Mündchen kräuseln — glauben Sie nicht, daß das die Männer aufregt?!"

Eva zuckte mit den Achseln; sie mochte nicht unhöflich sein und der Frau gerade in's Gesicht sagen, wie abscheulich sie sie finde. Frau Streicher zupfte an ihren Handschuhen, um sie straff zu streifen; dann lehnte sie sich mit kühler Miene zurück:

„Nun, was sagen Sie zu diesem Philosophen?! Wir Frauen haben es ja in der Gewalt, ob die Menschheit gänzlich absterben soll!"

Eva sah die Frau mit einem großen Blicke an. Endlich sagte sie freimüthig und mit einem klaren Blicke unwillkürlich mit drastischer Betonung:

„Ach, dieser Mensch ist sicher verrückt!"

„Meinen Sie?" frug Frau Streicher gelassen. „Ich nicht. Die Liebe ist nur eine Illusion. Sie ist eine Function. Eine Närrin, wer sich darüber aufregt."

Als sie dies sagte, schielte sie indessen von der Seite auf Eva, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten.

Eva sprach ruhig: „Das ist unnatürlich.“

Frau Streicher lehnte sich zurück. „Warum?“ frug sie. „Ich versichere Ihnen, wenn Sie sich in meinen eigenen Mann verliebten und mir mit ihm durchgingen, es würde mich nicht soviel! aufregen.“

„Das ist ein sehr frevelhafter Scherz, Frau Streicher,“ sagte Eva ernst und ruhig.

Jene zuckte die Achseln. Sie entgegnete geringschätzig und doch mit eigenthümlich zweideutigem Tone: „Sie verstehen mich nicht.“

Nach einer Weile, während das Gespräch auf Neuigkeiten im Gesellschaftsleben der Stadt abschweifte, begann Frau Streicher von Vermögenssachen zu sprechen. Sie habe rechte Angst um einige Börsenpapiere, in welchen sie einen Theil ihres Vermögens angelegt habe. Es sei ein großer Cursrückgang zu befürchten. Sie frug, ob Eva ihr Vermögen etwa auch in solchen Papieren angelegt habe.

Eva verneinte.

„Das ist klug,“ sagte die Frau. „Ich hätte es ebenso machen sollen. Was haben Sie denn für Papiere? Was könnten Sie mir wol empfehlen?!“

„Sächsische Rente, italienische Papiere und Anderes!“

„Haben Sie viel darin angelegt?“

„In sächsischer Rente ungefähr zwanzigtausend Mark,“ erzählte Eva ahnungslos.

Frau Streicher konnte gar nicht loskommen von diesem Gegenstand. Sie kam wieder und wieder beiläufig auf Geldsachen zurück, bis sie den ganzen

Betrag von Evas Vermögen erfahren hatte, ja, sogar die Art der Anlage ziemlich genau kannte. Eva war harmlos genug, der Frau nichts vorzuenthalten.

„Es muß doch recht schmerzlich für ein alleinstehendes Mädchen sein wie Sie," bemerkte Letztere, „wenn es die Absicht hat sich zu verheirathen, daß es gar keinen weiblichen Beirath hat, der die Ausstattung überwacht. Oder haben Sie Ihre Ausstattung schon fix und fertig daliegen?!"

„Jawol," sagte Eva harmlos. „Meine gute, selige Mutter hat schon dafür gesorgt. Es war ihr größter Stolz."

„Ach, darf ich sie einmal sehen?!" frug Frau Streicher mit einer Liebenswürdigkeit, die sonst gar nicht in ihrer Natur lag. „Das muß ja reizend sein. Ich sehe solche Sachen für mein Leben gern."

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, sehr gern."

Eva schritt voran in ein Nebenzimmer, löste den Schlüsselbund von ihrer Hüfte und öffnete einen großen, alterthümlichen Schrank. Sie ließ Frau Streicher in die Lagen und Schubfächer blicken. Diese betrachtete in einer sonderbaren Aufregung Alles, sie nahm von den feinen Frauenhemden eines heraus, entfaltete es vor sich, musterte die Spitzen des Busenstreifens und die weiten, duftig gebauschten Aermel. Sie fand es verführerisch schön, schlug es mit einer eigenthümlich schalkhaften Gebärde, die ihr seltsam zu Gesichte stand, wieder zusammen und legte es an seinen Ort. Eva zeigte Alles nicht ohne einen bescheidenen Stolz; als sie die Schränke wieder abschloß, meinte Frau Streicher:

„Wer soll denn nun der Glückliche sein, dem Sie das alles zubringen?! Nur kein junger, unerfahrener Fant! Sie brauchen einen gereiften Mann, der den Werth solcher Dinge zu schätzen weiß! Junge Männer, wissen Sie, achten weniger auf diese Dinge; sie denken an weiter nichts, als an das hübsche Gesicht ihrer Braut und es ist ihnen im Grunde ganz einerlei, was für Spitzen das Mädchen auf den Gliedern hat. Aeltere, gereifte Männer aber wissen den Werth dieser Dinge ganz anders zu schätzen; ich weiß es von meinem Manne, der über eine solche Ausstattung vor Freude außer sich wäre.“

Sie schwieg, als habe sie zuviel gesagt. Eva hatte nur halb darauf gehört; sie war über den Anblick ihrer eigenen Schätze in eine Art von Trauer verfallen, sie wußte nicht, wozu sie das alles besitze, da sie wol nie mehr daran denken konnte, zu heirathen, seit ihre Liebe zu Heinrich so argen Schiffbruch gelitten hatte. Nun wurde sie einsilbig auch gegenüber der Frau, mit der sie sprach.

Diese zeigte sich außerordentlich zufriedengestellt von dem Ergebniß ihres Besuches; zugleich erfüllte sie eine Art von Neid gegen das Mädchen. Sie lud Eva ein, recht bald wieder bei ihnen vorzusprechen; auch ihr Mann würde sich freuen; sie würden da zu Dreien recht traulich zusammen plaudern.

Nach einigen Tagen erschien diesmal Eva wieder im Streicher'schen Hause. Sie fand beide Eheleute zu Hause, welche sich in Liebenswürdigkeiten gegen sie zu

überbieten suchten. Streicher las einen Aufsatz vor, der in der nächsten Nummer des „Freimuth“ erscheinen sollte und bat Eva um ihr Urtheil. Man sprach über die Arbeit und Frau Streicher hatte allerhand daran zu mäkeln. „Ich würde das lieber so stilisiren, Eduard!“ meinte sie und gab Rathschläge für den Druck. Dann setzte sie einen Cigarrettenhälter vor Eva hin und lud sie zum Rauchen. Eva lehnte ab; nun mischte sich auch Streicher drein und sagte, sie müsse es wenigstens versuchen; er glaubte, daß es ihr reizend stehen müsse. Sie ließ sich endlich überreden und rauchte zwei Züge, legte die Cigarrette aber bald wieder hin.

„Welch schönes Haar Fräulein Eschenbach hat!“ erwähnte Frau Streicher im Laufe des Gespräches einmal. „Sieh einmal Eduard, ist das nicht eine wahre Pracht?!“

Sie ergriff prüfend eine leichte Locke. Eva trug die Haare nach englischer Weise, in einen freien, starken Knoten geschlungen, welcher ungeflochten und leicht zu lösen war. Sie hielt sie mit einem silbernen Pfeil und einer Schleife zusammen. Frau Streicher nestelte an der Schleife, bis sie dieselbe, scheinbar absichtslos, gelöst hatte und in der Hand hielt. Evas Haar fiel in weichen Strähnen auf ihre Schulter herab. Sie wendete sich betroffen um. „Was thun Sie, Frau Streicher?!“

„Welche Fülle, welche Pracht!“ sagte Streicher und machte Anstalt, leise ein paar von diesen schönen Strähnen in seiner Hand zu wiegen.

„Unterstehe Dich!“ sagte Frau Streicher mit gekünstelter Scherzhaftigkeit. „So etwas geht nur uns

Frauen an. Da hast Du etwas Anderes, wenn Du durchaus ein Spielzeug brauchst."

Sie reichte ihm rasch die Haarschleife Evas über den Tisch und er griff hastig zu. Er betrachtete die Schleife erst scheinbar gedankenlos. Dann aber tändelte er mit den Fingern daran. Frau Streicher erhob sich rasch: „Entschuldigen Sie, Fräulein, mein Ungeschick. Ich bringe das gleich in Ordnung!" Sie erhob sich, holte aus einem Kästchen eine von ihren Schleifen und band Eva hastig das Haar wieder auf. Dabei warf sie auf ihren Mann Blicke einer tödtlichen Eifersucht, der wieder Blicke blasirter Kälte folgten, daß Eva erschrocken wäre, hätte sie dieselben wahrnehmen können.

Streicher hatte mit einer Bewegung, welche eine plötzliche Leidenschaft zu verrathen schien, die Schleife an der Brust unter seinen Leibrock geschoben. Eva bemerkte es; sie wußte aber nicht, wie sie sich dazu stellen sollte. Unterdessen hatte Frau Streicher mit ihrer Schleife die Haare wieder aufgeknüpft, sie hielt Eva einen kleinen Handspiegel hin:

„Finden Sie nicht, daß diese Farbe meiner Schleife Ihnen viel besser steht?! Lassen Sie ihm nur die andere; er ist ein großes Kind. Er muß immer etwas zu spielen haben."

Da die Frau selbst so sprach, so konnte Eva nichts weiter einwenden. Streicher drohte seiner Frau scherzhaft mit dem Finger. „Na, na, na!" sagte er mit heiterem Selbstbehagen.

So wurde fortgescherzt, bis Eva sich empfahl. Man

verabredete, daß nach einigen Tagen Streicher und seine Frau sich bei Eva einfinden sollten, um sie zu einem Landausflug in die Umgebung der Stadt abzuholen.

Als Eva fort war, fuhr Frau Streicher hart und schroff heraus: „Gieb mir die Schleife heraus!“

„Wozu denn, sonderbares Kind?!“

„Gieb sie heraus, sage ich.“

„Bist Du eifersüchtig?!“

„Ich?! Eifersüchtig? Auf wen? Auf Dich?!“ sagte sie geringschätzig.

Auf dem Tische von Streichers Schreibzimmer, indem sie standen, lag ein Rasirmesser. Sie nahm es in die Hand und spannte es auf. Ihre Hände zitterten, während sie damit spielte.

„Leg das Messer weg, Lili!“

„Nicht, ehe Du mir die Schleife giebst.“

„Thorheit!“

„Wirst Du sie heirathen?!“

„Leg das Messer weg, dann will ich Dir meine Meinung sagen!“ Sie zauderte eine Weile, dann legte sie das Messer hin, schwankte, die Hände über das Antlitz schlagend, nach dem Polster, sank darauf und brach in wüthende Thränen aus, während sie ihre Lippen mit den Zähnen nagte. „Du wirst heirathen!“ sagte sie. „Du wirst mich verlassen!“

„Liebe Lili!“ versetzte Streicher, indem er die Hand auf ihren Nacken legte. „Ist das Dein Heroismus? Ist das die Art, wie wir uns zu benehmen haben?!“

Sie raffte sich zusammen, trocknete rasch die Thränen

und sagte wieder mit dem Tone tiefster Geringschätzung: „Nein, wir müssen ja kalt sein."

Streicher holte die Schleife unter seinem Rock vor und bot sie ihr stumm.

Sie wies sie zurück. „Ich mag sie nicht, behalte sie."

„Ich verdanke sie ja Dir!" sagte der Mann, indem er mit einer liebenswürdig vornehmen Geberde der Gattin die Hand küßte.

Als er sich abgewandt hatte und in sein Zimmer ging, erhob sich die Frau, preßte die Lippen zusammen und stieß halblaut die Worte vor sich hin: „Mag sie es büßen. Alles Andere mag sie werden, seine Frau wird sie nicht. Niemals." — —

Eva Eschenbach machte sich am verabredeten Tage für den Landausflug fertig. Sie stand am Fenster mit dem Hute bekleidet, im Begriffe, ihre Handschuhe anzuziehen, als sie zu ihrer Verwunderung unten im Garten Streicher allein herankommen sah. Sie schöpfte einen leisen Verdacht. Unterdessen war Streicher im Fluge die Treppe heraufgekommen, er grüßte beim Eintreten und sagte fast athemlos:

„Entschuldigen Sie, Fräulein, daß ich allein komme. Meine Frau läßt herzlich grüßen. Sie ist von einem leichten Unwohlsein befallen, welches ihr das Mitkommen unmöglich macht. Sie müssen mit mir allein fürlieb nehmen, wenn Sie es nicht ablehnen, mit mir auszufliegen."

Während er das sagte, blickte er so achtungsvoll und zurückhaltend vor sich hin, daß sie glaubte, ihn zu

beleidigen, wenn sie die Fahrt abschlug. Im innersten Winkel ihres Herzens saß ein Gefühl, welches gar nicht beklagte, daß er allein gekommen war. Warum sollte sie nicht mit auf's Land gehn?! Sie konnte gewiß unbefangener ohne seine Frau sein.

Sie äußerte ihr Bedauern über das Unwohlsein der Gattin; nickte leicht mit dem Kopfe, als er seine Frage wiederholte und ging voran. Auf der Straße miethete Streicher eine Droschke, um schneller aus der Stadt weg und in's Freie zu gelangen. Sie stiegen zusammen in den offenen Wagen. Streicher gab mit Absicht dem Kutscher eine Fahrlinie an, welche sie durch die belebtesten Straßen führte, wo er wußte, daß man mancherlei Bekannte und andere Leute treffen würde, welche ihn wenigstens von Ansehen als den Herausgeber des „Freimuth" kannten. So geschah es, daß, als sie auf die Hauptverkehrstraße der Stadt einbogen, Streicher sehr bald nach allen Richtungen zu grüßen hatte. Vor den Kaffeehäusern mit ihren riesenhaften Spiegelscheiben schlenderten allerhand Stutzer, Künstler, Schriftsteller, wanderten Schauspieler des Hoftheaters mit glattrasirten Gesichtern in den neuesten trichterförmigen Pariser Röhrenhüten mit steifen eingefrorenen Mienen. Damen vom Theater gingen vorüber und nickten auf Streichers prahlerischen Gruß mit einem geschminkten Lächeln herüber. Dann grüßten ein paar halbbetrunkene Originale, welche bald in eine Seitengasse in's Bräustübchen abbogen, wo Streicher am liebsten unter dem zerlumptesten Säufergesindel saß. Der bucklige Herr v. Wilsau kam

vorüber; blieb am Fußsteigrande stehen, nahm den Cylinder ab und verbeugte sich tief mit einem anzüglichen Lächeln. Mit einem Klemmer auf der Nase kam der Theaterintendant zufällig vorbeigefahren; gleich darauf ein berüchtigter Mann der Revolverpresse, der Streichers guter Freund war im Weinhaus und auf den Maskenbällen. Sie Alle grüßte Streicher. Es war nur eine Handbewegung, mit der er seinen Hut schwenkte, aber diese stumme Handbewegung erzählte eine kleine prahlerische Geschichte über das Frauenwesen, das ahnungslos neben ihm saß. Eva ahnte nicht, daß sie in Wahrheit Spießruthen lief. Der Herr Intendant setzte seinen Klemmer fester auf die Nase und warf einen prüfenden Blick auf Streicher und das Mädchen, worauf er sich, seltsam lächelnd, in den Grund seines Wagens zurücklegte und mit einem Zahnstocher sich die Zähne bohrte. Er kam gerade von einem guten Mahle.

Endlich waren sie aus diesem Stadttheile heraus; sie fuhren über stattliche Brücken, an luftigen Palästen vorüber in städtische Anlagen hinaus, um draußen in die freie Natur zu gelangen.

„Wie viele Bekannte Sie haben!" sagte Eva. „Alle Welt grüßt Sie!"

„Ach ja, es wird oft lästig!" meinte Streicher. „Man kommt sich vor, wie irgend ein fürstlicher Herr. Unsereins kommt bei aller Welt durch. In Paris war es noch viel ärger. Gambetta faßte mich einmal im Elysée an den Rockknöpfen und drehte sie mir fast ab, als er sagte: Ah, mon cher Doctor Streicher, wir

müssen uns öfters sehen. Wer soviel Leute kennt wie Sie, der muß ein Gedächtniß haben wie Napoleon und Alexander der Große! Das sagte dieser einäugige Republikaner. Meine Frau mußte mir zu Hause die Rockknöpfe wieder festnähen."

Es war ein träumerisch schöner Nachmittag des Spätherbstes. Die wilden Weinblätter über den Gartengittern der Landhäuser strahlten ein purpurfarbiges und leichtrothes Licht in die Augen der Herbstwanderer; vor der Stadt am Rande des waldigen Thalgrundes, durch den sich der grüne Gebirgsstrom hereindrängt, waren Streicher und Eva ausgestiegen, um zu Fuße nach einem alten Römerlager zu pilgern, das in der Stille des Waldes den Thalgrund und Fluß einst überwacht hatte. In einem verklärten, sanfteren Lichte ruhte die Herbstsonne über den Waldsäumen des jenseitigen Thalufers; der große Wasserfall des Stromes rauschte von unten aus der Ferne her und erwartete die Floße, welche vom Gebirge auf dem Gewässer herangeglitten kamen, silbern und goldig erschimmernd. Ein mildes Erröthen schien über die Buchen des Waldes geflossen.

Streicher bückte sich und pflückte im Gehen die Blumennachzügler des Herbstes. Er begann Eva die schöne Landschaft zu preisen; er schwärmte mit natürlicher, ungekünstelter Empfänglichkeit für die Farbenschöne der scheidenden Natur.

„Wie fein in Formen erscheinen nun erst die Waldblätter," meinte er; „wie geprägtes Gold, wie ciselirte Broncearbeit steht der Herbstbaum da. Man sollte den

Herbst nicht wehmüthig nennen; es ist so viel verschämte Lust und stille Gluth in diesem farbigen Aufblühen der Natur; so viel zitternde Wonne in den milden Herbststrahlen der Sonne, während die fernen Gebirge in einem wärmeren Aether aus einer anderen Welt über den Waldwipfeln heraussteigen!“

Er bückte sich wieder und pflückte eine Herbstzeitlose. „Ein sinniger Dichter hat die Herbstzeitlosen mit gewissen leichtfertigen Mädchen verglichen; finden Sie das nicht merkwürdig zutreffend?! Man könnte so wol auch andere Blumen betrachten. Er nennt die Butterblumen die Müllerstöchter am Bache — wie wollen wir hier diese letzte Heckenrose nennen?!“

„Ich sinne,“ sagte Eva. „Geben Sie ihr einen Namen.“

„Ein leichtes, jungfräuliches Kammerzöfchen aus der Zopfzeit. Sie trägt den rosigen Busen ein klein wenig zu offen.“

„Gut“, meinte Eva. „Und was läutet hier diese letzte, blaue Glockenblume?!“

„Sie läutet Treue.“

„Und dieses weiße, gebleichte Veilchen?!“

„Das ist ein kleines Mädchen im Nachthemdchen. Es will schlafen gehen. Es ist den ganzen Sommer artig gewesen.“

„Wie sinnvoll Sie sind!“ sagte Eva. „Sagen Sie mir noch mehr; ich höre das so gern.“

Sie ging vom Wegrand weg und pflückte ein paar purpurrothe Pechnelken, die am sonnigen Grasabhang

wuchsen; sie brachte Maßliebchen und Schafgarbe und ein paar Scabiosen. Sie sagte zu Streicher, indem sie stehen blieb:

„Dieses Sträußchen will ich Ihnen schenken, wenn Sie mir all diese Blumen recht gut zu deuten wissen. Nicht anfassen! Sie bekommen es erst dann!"

Streicher betrachtete die Blumen eine Weile in Evas schöner Hand. Dann sagte er: „Wie sollen wir das Maßliebchen nennen? Man nennt es auch das Gänseblümchen, weil's wie ein weißes Gänschen mit gelbem Schnabel dreinschaut. Ich glaube aber, daß es das weiße Spitzenkrägelchen eines unschuldigen Engelchens ist, das auf der Erde verloren wurde. Die Schafgarbe riecht wie Kümmel und Moschus durcheinander; es ist gewiß eine arme Nähtermamsell, welche sich so parfümirt. Die Scabiosen sind die Körbe, welche schöne Waldelfen ihren abgewiesenen Freiern geben, darum sehen sie auch so gleichgültig in allen Farben aus. Diese rothleuchtenden Pechnelken aber sind Blutstropfen, welche eine Waldelfe verlor, als ihr Liebhaber sie vor Leidenschaft in ihre Lippe biß. Daraus wurden die schönsten Blumen."

„Das haben Sie gut gemacht," sagte Eva. „Da ist der Strauß." Sie reichte ihn dem Manne mit einer leichten Verbeugung und ging dann sinnend voran. Es fiel ihr ein, wie ganz anders Streicher die Blumenwelt betrachtete, als einst Heinrich Hochstein gethan. Sie hatte einen Augenblick, verführt durch Streichers Worte, wieder wie in ihrer Kindheit an die Blumen geglaubt. Als sie nun aber daran dachte, wie Heinrich aus alldem, was

Streicher so sinnvoll deutete, nur Blätterverwandlungen gemacht hatte, da ging es fast wie ein rasches Gefühl des Hasses gegen den fernen Naturforscher durch ihr Herz, und als der Andere soeben wieder neben ihr schritt, legte sie von selbst mit einer bestimmten Gebärde ihren Arm in den Eduard Streichers, welche ausdrückte, was sie in diesem Augenblicke für den Letzteren fühlte.

Sie waren immer tiefer in den einsamen Forst gerathen. Sie mußten über zertretene Grasflächen und Schlammstellen weg, wo man die Spuren der Wildschweine und Eber sah; sie kamen dann wieder durch einen schönen Eichenhain, wo Brombeergesträuch wucherte und die letzten Beeren vertrockneten. Sie gelangten endlich zu den Resten des alten Römerlagers, mußten in tiefe Gräben hinabsteigen und auf der anderen Seite wieder hinauf, um abermals in einen Ringgraben hinab zu gehen, bis sie nach dem mittelsten Lagerkreis gelangten. Streicher war Eva behilflich beim Niedersteigen; er bot ihr seine Hand und ließ sie sich auf seine Schulter stützen; er glitt aus dabei und als sie ihn zu halten suchte, fiel sie ein wenig von der Seite auf ihn. Unterdeß hatte er Fuß gefaßt; er umschlang ihre Hüfte und hielt sie einen Augenblick fest, indem er ihr mit einem Ausdrucke stummer Leidenschaft in die Augen sah, welcher sie erröthen machte. Sie löste sich leise von ihm los und ging rasch vorauf. Er folgte ihr, tief athmend, während ein leiser Triumph auf seinen Lippen schwebte.

Auf dem höchsten Wall des Lagers setzten sie sich im welken Laube nieder. Durch eine Baumlichtung sahen

sie vom Berghang auf das Stromthal, wo flußabwärts eine alte Ritterburg über die Waldwipfel aufstrebte, während unter ihnen im Strome der letzte Mauerrest der altrömischen Brücke aus den reißenden Wellen ragte.

Streicher mochte gefühlt haben, was Evas Herz bewegt hatte. Er begann in ähnlich sinniger Weise, wie er von den Blumen gesprochen hatte, nun auch die milde Landschaft zu schildern. Er klagte mit Absicht über die Poesielosigkeit des Zeitgeistes, welcher die sanften Wolkengebilde, die über den Strom strebten, zu Ballen von halbluftigen Wasserbläschen machte. „Nein!" sagte er, „eine Wolke soll eine Wolke bleiben, welche Jupiter verhüllt, wenn er zur schönen Danae herniedersteigt und ihre Glieder liebend überhüllt! Wie schön diese Landschaft als Bild! Ist es nicht viel herrlicher, liebes Fräulein, wenn ich Ihre guten Augen, und Ihren feinen Wuchs, Ihren prächtig geformten Arm und all sonstige Schönheit Ihres Wesens wie jene schöne Landschaft vor uns als ein holdes Bild ansehe mit seiner rosig weißen Haut, welche Sie zur lieblich leuchtenden Erscheinung macht, als wenn ich denke, daß Ihre Augen aus Hornhaut, Glasgallert und einer Linse bestehen und in Wahrheit ganz ausdruckslos und ohne Bezug zur Seele sind, weil nur das Augenlid den eigentlichen Ausdruck des Gesichtes macht?! Und dieses soll nur ein Ringmuskel sein, und die Anmuth Ihres Hauptes soll nur im Kopfnicken sitzen und sofort das ganze Wesen nur ein Bändergebilde von Muskeln sein! Nein, mein Fräulein, Sie sind mir eine schöne Landschaft aus dem Jenseits, von der ich noch gar nichts weiß,

ob ihre Blumen aus Blumenstoff, ihre Felsen aus Stein oder Knochen bestehen; ich sehe Sie nur als ein liebliches Bildniß, welches als trauliche Erscheinung meinen dankbaren Augen zu Theil wird. Ihre Augen sind mir schöne Seelenverräther; ihr Arm ist nichts, als ein Arm, ein prachtvoller formenreicher Frauenarm — entschuldigen Sie, ich vergesse mich —"

Er hielt inne und schien fast verlegen zu sein.

Eva aber sagte glücklich und mit einer reinen, seligen Unbefangenheit:

„Ach, reden Sie doch weiter! Ach, das höre ich gar zu gern!"

Er wendete sein Gesicht und stutzte selbst ein wenig, weil er nicht wußte, was in dem Mädchen vorging.

„Hören Sie es wirklich gern? Soll ich?!"

„Ja, Sie sollen;" sagte Eva. „Sie sollen Alles sagen, was Sie schön an mir finden; wenn Sie es recht hübsch machen, werden Sie auch eine Belohnung erhalten."

„Welche?!" frug Streicher mit einem glücklichen Blicke.

„Sie werden es sehen!"

„Nun, liebe Eva, so will ich Ihre starken, goldbraunen Haare zuerst loben. Sind sind nicht Auswüchse, welche neben den kleinen Hautporen aus der Menschenoberfläche sprießen, sondern der strömende Schönheitsmantel, welcher Ihr Antlitz umrahmt. Ihre Lippen sind nicht der abscheuliche Ringmuskel, der über dem Zahnkiefer fest gewachsen und hautlos ist, Ihre Lippen sind liebliche Lippen des schönsten Mädchens, fein wie Blumenlippen, darein die

Bienen schlüpfen und glücklich ist der Mann, der sie berühren darf."

„Ach, wie hübsch ist das!" sagte Eva. „Weiter!" meinte sie, indem sie die Augen vor sich niederschlug und mit einer Art von stiller Andacht lauschte. „Weiter! Davon kann ich gar nicht genug hören."

„Ihr Antlitz ist ausdrucksvoller, als der milde Nachtmond und alle Sterne am Himmel, denn es ist ein Mädchenantlitz, davon Männer in ihrem Schlummer träumen und nur eines Ihrer Löckchen zu sein wünschen, um sich über Ihre rosige Wange zu ringeln. Ihr trauter Busen wäre das Schwanengefieder des stolzen Schwanes, darin Königskinder mit kleinen Krönchen über das Meer des Lebens sicher hinwegschiffen könnten; Ihr Nacken, schön wie der Nacken der Venus von Milo, verräth stolz geformt die Pracht, welche Ihre Seele der Welt zu schauen mißgönnt; Ihr Wuchs aber ist ein Gebilde, welches die Seele des Beschauers innerlich aufrichtet, daß er sich selbst als aufrecht wandelndes Menschengebilde preist."

Er hielt inne. Ueber Evas Antlitz ging ein behagliches Schmunzeln, welches ihre ganze innige Zufriedenheit mit diesem Lobe ihres Frauenthums verrieth. Dann sagte sie nicht ohne eine leise Schalkheit:

„Eines aber haben Sie doch vergessen."

„Was denn?!" frug Streicher.

„Da!" sagte sie ruhig, indem sie ihren Fuß ein klein wenig unter dem Kleidsaum vorschob.

„Ei", sagte Streicher, „dieses Füßchen, auf dem Sie

wandeln, dieses zierliche Mädchenfüßchen, auf dem Sie tanzen, ist der Liebling der Mutter Erde, denn sie zieht es bei jedem Schritte an sich, wie eine Mutter ihren Kinderchen die Füße küßt. Was unsereins dabei empfindet, das wage ich gar nicht zu sagen!"

„Sie sind ein lieber Mensch!" sagte Eva mit Herzlichkeit, indem sie ihm von der Seite die Hand reichte.

Streicher war in seiner glücklichsten Verfassung. Er fragte Eva mit einem glühenden Blicke:

„Und die Belohnung, Eva?! Die Belohnung, die Sie versprochen?"

„Die liegt in der Sache selbst," sagte Eva, indem sie sich anmuthig erhob. „Ist es nicht die schönste Belohnung, daß ich Ihnen überhaupt solcherlei Reden erlaubte?!"

Sie ging voran und trat den Heimweg an. Er folgte ihr mit einem Gefühle, als seien diesem eigenen Frauenwesen gegenüber seine Verführerkünste machtlos. Er ahnte wohl, daß er in diesem Augenblicke, da er sich seinem Ziele nahe geglaubt hatte, vielmehr meilenweit davon war. Er wagte für diesmal keine weiteren Anspielungen, sondern verschob kühnere Eroberungsversuche auf später.

Unterwegs begann Eva zu lachen. „Wir sind eigentlich recht lüderliche Leute gewesen! Was wird Ihre gute Frau dazu sagen! Nachdem Sie ein solches Verzeichniß meiner Schönheit aufgenommen, müssen Sie sehr brav sein zu Ihrer Gattin. Sonst könnte ich uns das nie verzeihen!"

Streicher begleitete sie ohne weiteren Zwischenfall nach Hause und verabschiedete sich im Garten. Er blieb die ganze Nacht auswärts und kehrte nicht zu seiner Frau heim. Welch seltsamen Verdacht er damit bei dieser erregte, welch sonderbare Beweggründe ihn dazu veranlaßten, wer vermöchte das zu sagen! Eva aber schlief merkwürdig erfrischt und froh geworden ein nach dem sinnreichsten Spaziergang, den sie seit langem unternommen hatte. —

Sechstes Kapitel.

Am hohen Kiele eines kaiserlichen Kriegsschiffes, von dessen Masten die deutsche Flagge wehte, stand Heinrich Hochstein und schaute über die weiten, in Wellen aufgerollten Meeresgründe unter sich weg in die Ferne. Ein himmelhoher, weißer Schneekegel stieg vereinsamt über einer dunklen Küste in den blaßblauen Himmel hinauf wie eine riesenhafte beschneite Esse der Natur; es war die Küste Japans, welcher der gepanzerte Schiffskoloß entgegendampfte. Heinrich blickte rückwärts und sah hinter dem Backbord des Schiffes, über die ehernen Kanonenrohre weg, welche ihre runden Rachen geheimnißvoll gegen das Meer öffneten, durch Takelwerk und Leitern, zwischen Tauen und hinter dampfenden Rohressen im Meere eine schäumende Fluthwelle dem Schiffe folgen, welche nachrauschend eine Straße im stillen Ocean pflügte, auf der sie seit Wochen heran-

jagten. Von Peru aus hatte er dem Inselreiche zugestrebt, das er jetzt über der salzduftenden Wasserwelt auftauchen sah.

Püsecke kam an der Kajütentreppe heraufgestiegen und wankte, da die See sehr hoch ging und das Schiff wie auf einer Wellenschaukel ruhig zu Thal wogend die Wasserberge durchschnitt, zu Heinrich nach dem Vorderdeck hin. Er sah das weiße Schneegebirge in der Ferne hoch oben am Himmel und frug:

„Ist das Japan?! Herr Doctor, ist das Japan?!"

„Endlich," meinte Heinrich. „Dieses weiße Gebirgsgespenst dürfte der Mont-Blanc der Japaner, der Fusi-Yama, sein. Er ist fast so hoch als unser Mont-Blanc."

„Mir wird wieder schon ganz kläglich zu Muth," stöhnte Püsecke. „Wenn ich so einen Berg sehe, denke ich immer, ich muß da hinauf, wie wir auf die verwünschte südamerikanische Cordillera hinaufmußten. Ich wünschte, ich wäre zu Hause und handelte wieder mit Laufkäfern und Finkeneiern."

Er wiederholte alle vergangenen Schmerzen der Weltreise in Gedanken. Sie waren, als sie einst aus der Irrwildniß zu den Indianern kamen, von diesen auf die rechten Wege gebracht worden; waren unter großen Mühseligkeiten über die Andenpässe nach Lima gekommen und da gerade ein deutsches Kriegsschiff nach Neuguinea abging, um in Angelegenheiten deutscher Besiedelungen an mehreren Punkten die deutsche Flagge aufzupflanzen, so hatte Heinrich die Gelegenheit wahrgenommen. Er wurde in seiner Eigenschaft als Forscher, der gute Em-

pfehlungen der deutschen Regierung besaß, gern aufgenommen und hatte so die Fahrt über den stillen Ocean angetreten. Unterwegs fand er Muße, seinen wissenschaftlichen Funden zu leben; er hatte wochenlang seine Jehovablümchen untersucht, aber seine geheimnißvollen Wimperthiere nicht gefunden. Er gab endlich die Sache auf, nachdem er sich mit der unermüdlichen Gründlichkeit des deutschen Forschers überzeugt, daß auf der brasilianischen Pflanze das gesuchte Aufgußthierchen nicht vorkomme. Eines Tages warf er, unter Zurückbehaltung einiger Stücke, das ganze Heubündel in's Meer, das er unter so unsäglichen Mühen im Urwalde gesammelt hatte.

Unterdessen aber, da er sich über die Pflanzenwelt Japans aus Büchern unterrichtete, als man von Neuguinea auf Japan steuerte, hatte er gesehen, daß eine Abart derselben Pflanze, welche er solange in Brasilien gesucht, sich auch in den Gebirgsgegenden Japans finde. Er hatte beschlossen, auf alle Fälle, um der Gründlichkeit seiner Forschung vollkommen Genüge zu leisten, in's Innere des Landes vorzudringen, und an Ort und Stelle zu sehen, ob da die Kleinthierchen vorkämen.

So konnte er Püsecke nicht trösten. „Es wird nichts helfen, Meister, sagte er; wir müssen auch in Japan auf Berge steigen und da wird die Sache noch schlechter, denn dort tragen die Bergpferde Strohschuhe an den Füßen, über welche sie fortwährend stolpern. Aber, mein trefflicher August Püsecke, dafür werden Sie dort sicher auch Ihren Püseckenit finden, denn Japan ist reich an Mineralien

und Bergwerken, welche solche zu Tage fördern. Man muß niemals verzagen."

„Nun, da es für das Beste der Menschheit geschieht, daß ich den Püseckenit entdecke," sagte Püsecke, während er stolz über das Meer blickte, „so will ich auch diese Mühseligkeiten noch ertragen und für das europäische öffentliche Interesse mich weiter aufopfern. Wenn ich nur dabei nicht zu sehr berühmt werde, denn wissen Sie, Herr Doctor, die vielen Orden und Ehrenbezeugungen, die dabei unvermeidlich sind, die lehnte ich doch am liebsten ab. Es unterhalten sich dann sogar fürstliche Persönlichkeiten mit unsereinem; man muß zu Festessen gehen und Reden halten und wissen Sie: ich bin eigentlich kein geborener Redner."

Sie näherten sich mehr und mehr der Küste. „Herr Doctor," meinte Püsecke mit verschämter Schalkheit, „wenn dieses Land aber, dem wir uns nähern, Japan ist, so wundere ich mich, daß es vorläufig noch gar nicht japanesisch aussieht. Dieser hohe Schneeberg sieht aus wie andere Schneekegel auch und die Küste wie ein gewöhnliches Stück Erde, das aus einem Meere herausragt. Weder ist die Perspective verzeichnet, wie ich doch auf japanesischen Bildern gesehen, noch ist alles mit Lack überzogen; an den Bergspitzen hängen auch keine Porzellanglöckchen. Ich dachte, das wäre Alles lackirt."

„Wissen Sie denn nicht, Püsecke, daß Japan sich dem europäischen Kulturfortschritt angeschlossen hat?!" frug Heinrich mit tiefem Ernst auf die Frage des Mannes. „Wissen Sie nicht, daß die japanischen Einrichtungen

mehr und mehr europäischen Sitten und Gebräuchen weichen müssen? Der Kaiser von Japan selbst geht in Frack und Angströhre einher; wie können Sie verlangen, daß da die Landschaft noch mit Lack gemalt ist?!“

„Dieses ist allerdings ein anderer Fall!“ sagte Püsecke bedächtig. „Unsereins hat doch immer noch etwas zu lernen.“ —

„Wir werden von Yokohama aus sogleich nach Yedo-Tokiyo mit der Eisenbahn fahren,“ sagte Heinrich. „Ich habe in Tokiyo einen Universitätsfreund, einen japanischen Naturforscher, der mit mir in Berlin und Leipzig zusammen Vorlesungen über Botanik und Zoologie hörte. Diesen will ich zuerst aufsuchen; er wird uns gewiß am besten behülflich sein, daß wir uns in dies seltsame Menschenland einleben. Er spricht sehr gut deutsch; ich habe für alle Fälle ein japanisch-deutsches Wörterbuch bei mir!“

Püsecke schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Guter Gott, was ist das für eine Zeit!“ rief er ganz erstaunt aus. „Dieser gelehrte Mann hat zusammen mit einem Japanesen in Deutschland studirt und nun werden sie sich in Japan wiedersehen, nachdem sie über die beiden Erdhälften rund herum zusammentreffen! Dieses ist über alle Maßen philosophisch, daß man in einer solchen Welt ist!“

„Er hat auch eine sehr hübsche Schwester, wie er mir oft erzählte. Ich weiß sogar ihren Namen. Sie heißt Ime. Er aber führt den Titel Doctor Kayana, denn er hat in Berlin promovirt „summa cum laude“.

„Eine Schwester? Ist diese Schwester auch eine Japanesin?!“

„Mit lackirtem Gesicht, schwarz gefärbten Zähnen, einwärts humpelnden Füßchen und einem prachtvollen bunt bemalten Schirme, wo Reiher und junge Raben über Azaleenblüthen schweben.“

„Es muß doch gar zu hübsch sein, eine Japanesin zu sein!“ meinte Püsecke bedächtig. „Wissen Sie, die schiefen Augen würden mich gar nicht im mindesten irritiren. Wenn sich irgend eine Japanesin in mich verliebte, so würde ich das gute Kind trotz seiner schiefen Augen nehmen. Ich würde sie ganz einfach nur immer vom Profil ansehen. Da muß so ein Japanesenmädchen auch wie ein anderes vernünftiges Frauenzimmer aussehen. Denn alles kommt auf den Standpunkt an, von dem man etwas ansieht.“ —

Unter solcherlei Gesprächen waren sie endlich nach stundenlanger Fahrt bis zu dem Ankerplatze bei einem großen Leuchtschiff angelangt, wo weithin sichtbar die Worte „Treaty Point“ die Vertragsgrenze bezeichneten, über der kein europäisches Schiff vor Anker gehen darf. Hier wehte ihnen die Flagge Japans: eine rothe Kugel auf weißem Felde entgegen. Sie hatten unter dem Gewühl und Getriebe, das nun begann, zuviel zu thun, um auf Heinrichs Koffer und Kästen mit seinen Sammlungen zu achten, daß sie sonderlich auf all die tausende von zwerghaften, bartlosen Fischern, Händlern, Packträgern und Beamten in europäischer Kleidung umher schauen konnten. In Yokohama mußten sie sich in ein Zollamt

begeben, wo japanische Beamte in blauen Röcken nach europäischem Schnitt, mit kleinen, kränklichen Händen und kahlen Köpfen, schwindsüchtig unter der schlecht sitzenden Uniform anzuschauen, voll von Höflichkeit und sanfter Milde ihre Gepäckstücke musterten. Es wurde nach der Eisenbahnhaltestatt aufgebrochen und bald, nachdem sie eine Fahrkarte zweiter Klasse für 60 „Sen" gelöst hatten, fuhren sie in ihrem Waggon, der durchgehend war und, mit den feinsten Matten aus Reisstroh belegt, große Bequemlichkeit bot, auf die Millionenstadt des Inselreiches, Yedo-Tokiyo zu. Vor ihnen flogen die weiten Flächen der Ebene von Yedo vorüber mit ihren Rieselfeldern für den Reisbau, mit hunderten von Dörfern, grau anzusehen im Vorüberfahren, gedeckt mit Schilf, während die grauen Tempel ihre aufgekrümmten Dachtraufen wie Tannenzweige aufstülpten.

Sie langten in Schinagawa an, dem Bahnhofe Yedos. Als sie auf dem Platz vor dem Bahnhof ausstiegen, wo zahlreiche vierrädrige bedeckte Wagen standen, staunte Püsecke über die zahllosen Kurumas, die hier hielten.

„Was ist denn das?" frug er. „Zweiräderige Wägelchen ohne Pferde?! O, je! Wer zieht denn da? Die Japanesen spannen sich selbst davor? Ist denn dieses nicht die höhere Thierquälerei?!"

Eben rannte ein Kurumaläufer athemlos mit nackten Beinen in die Doppeldeichsel eines Wägelchens eingespannt, vorüber und zog irgend einen japanischen Beamten vorbei, der ziemlich komisch aussah unter seinem steifen

schwarzen Röhrenhut über dem bartlosen Antlitz, mit den weitgetrennten Augenwinkeln und dem etwas leidenden Ausdrucke. Er hatte die Hände in schwarzen Handschuhen auf den Wagenrand der Kuruma gelegt und saß mit wackelnden Schultern, welche einem Holzgestell unter dem schwarzen Fracke glichen, da. Daneben aber hasteten Männer und Frauen in langen talarartigen Gewändern, von blauer, brauner, grüner Farbe bunt durcheinander. Die Frauen mit hohen, schwarzen, dreitheiligen Haarbauschen, das Kleid etwas heraufgezogen, so daß man die Stroh- und Seidenschuhe sah, die Holzleisten, auf denen sie mühsam vorwärts wankten. Wasserträger, Obsthändler mit einem Tragjoch über der Schulter, von dem vorn und hinten die Obstkörbe herabschwankten, gingen stillgeschäftig vorbei in ihre aufgegürteten, frauenartigen Gewande gehüllt, unter denen die enganliegenden Beinkleider und die Strümpfe sichtbar wurden, deren große Zehe in einem Handschuhfinger des Strumpfes steckte.

Es wurden zwei Kurumas gemiethet. Heinrich ließ sein Gepäck auf dem Bahnhofe, um zunächst seinen Freund Doctor Kayana aufzusuchen, ehe er irgend etwas unternähme. Püsecke war sehr stolz, ein eigenes Wägelchen für sich zu erhalten; als seine Kurumaläufer ihn sanft lächelnd anschauten, während sie sich zwischen die Deichseln spannten, sagte er:

„Herr Doctor, ist dieses nicht ein majestätisches Gefühl, daß man statt eines alten Karrengaules einen Menschen vorgespannt hat? Und da zweifeln die Leute

in Europa, daß wir von den Thieren abstammen! Dieses ist ja der reine Rückschlag. Hier schlagen sie gleich bis zu den Pferden zurück!"

Sie fuhren im Schnelllauf durch die Straßen, die langen Häuserreihen hinunter. Unabsehbar dehnten sich die Holzhäuser hin, klein und niedrig, nicht über zwanzig Fuß hoch, aus leichtem Gebälk zusammengeschlagen, mit Bambusrohr, mit Schindeln grau gedeckt. Wie in Puppenstuben konnte man in die Erdgeschosse der meisten Häuser hineinblicken, wo die Rollfenster bei Seite geschoben waren. Je nach der Straße sahen sie in die Werkstatt eines Schusters, der einen feinen sauberen Leisten zwischen den Knieen hielt und an zarten Schuhen flickte, während er in der Auslage auf künstlichen Matten und Gestellen seine Waaren ausgebreitet hatte: Strohschuhe mit Seide gefüttert und mit zwei Henkeln darüber, zum Hineinzwängen der Zehen; Holzschuhe, welche auf hohen Leisten saßen und mit der künstlichsten Stickerei besetzt waren. In anderen Häusern blickten sie in Seidenstickereien, wo man Männer und Frauen vor großen Stickrahmen auf Matten kauern sah, große Blumengewinde, goldene und silberne Reiher, Paradiesvögel und anderen Zierrath in die Seide stickend. Alle waren sie in der Volkstracht des Landes oder nur mit einer engen Hose bekleidet. Dann kamen wieder Läden, wo prachtvolle schwarzlackirte Kassetten, Reisdosen, Reisekofferchen, Putzkästen für Frauen, kleine Schränke mit vielen niedlichen Fächern wie Puppenschränke, Hausapothekenkasten in der Auslage standen. Auch einem Maler sahen sie mitten

in seine Häuslichkeit hinein: ein niederes Gemach, in dem auch er vor einem großen Papierschirm auf einem Schemel hockte und stillzufrieden ein umfangreiches Gemälde vom Straßenleben entwarf, während große Schirme mit Raben über Azaleenblüthen, mit Papageien, mit Mädchen und Frauen unter Sonnenschirmen, mit Theehändlern und Theeschenkmädchen, welche kleine Tassen kredenzten, an den Holzpfosten des Hauses hingen und ausgestellt waren. Aus einem hinteren Gemach, das nur durch einen verschiebbaren Wandschirm, mit blauen Enten bemalt, von der Kunstwerkstatt getrennt war, tönte Kindergeschrei und man sah drinnen die Mutter ihre Kinder in einer kleinen Badewanne abwaschen. Püsecke ließ seinen Läufer halten und schaute dem Maler zu, der in kleinen, weißen, zahllosen Porzellanschälchen die Farben und Tuschen aufgerieben hatte und mit einem zarten Pinsel malte.

„O, je!“ sagte er. „Er sieht gerade aus, wie der liebe Gott in der Fabel, der alle Vögel gemalt hat aus seinem Farbenkasten, den Kanarienvogel gelb, den Raben schwarz und alle Vögel mit Tüpfelchen aus seinen Farbenkästen schön bunt macht, bis er zuletzt nur noch ein Klexchen von allen Farben hatte, womit er den Stieglitz colorirte. Dieses ist ein sehr merkwürdiges Land! Alle Menschen sehen hier aus, als philosophirten sie; selbst dieser Maler philosophirt seine Farben ganz still auf dem Papier mit seinen kleinen Kinderhänden herum!“

Er hatte sich in seinem Wagen erhoben und rief die letzten Worte laut aus. Mehrere hundert Menschen hatten

sich um ihn versammelt und staunten ihn still und verständig, mit einer gewissen bescheidenen Ehrfurcht an. Er arbeitete seinerseits vor Verwunderung mit den Armen in der Luft herum, und vergaß gänzlich, daß kein Mensch seine Worte verstand. Er blickte über eine dicht gedrängte Schaar von Gesichtern weg, welche alle weitgetrennte Augenwinkel hatten, zum Theil unter bunten Schirmen neugierig und doch stumm und zurückhaltend auf ihn lugten, kleine Weiber mit ungeheuren Gürteln um das schlafrockähnliche Gewand, kleine Männer aus allen Ständen des Volkes, ausgenommen einige Vornehme, welche auf dem steinernen Fußsteig in der Mitte der Straße in europäischen Kleidern vorübergingen. Heinrich hatte auch halten lassen und blickte den Vorgang lächelnd an; denn Püsecke begann aus seinem Wagen in einer Art von Entrückung eine Rede an die Versammelten zu halten.

„O je, o je!“ sagte er. „Wer hätte gedacht, meine Herren, daß es bei Ihnen in Japan so aussieht, wie es aussieht. Alles ist anders wie bei uns, gerade, als wenn Gott ein Land und ein Volk geschaffen hätte, welches nur dazu bestimmt wäre, Lampenschirme aus Fließpapier zu bemalen, Theetäßchen mit Blümchen zu verzieren und vor lauter Liebe zur Niedlichkeit ganz in sich selbst zusammenzuschrumpfen. Meine Name ist Püsecke, August Püsecke aus Riesa in Sachsen, mein Vater aber stammte aus Holstein, wo die Püseckes zuhause sind. Ich bin viel in der Welt herumgekommen, war sogar in Süddeutschland und bin einmal als Handwerksbursch und

armer Reisender zu Fuße von Altona bis nach Dresden an der Elbe marschirt. So weit bin ich schon in der Welt herum gekommen, aber so etwas wie Japan habe ich dort doch nicht gesehen. Nun, es ist alles eins! Mensch bleibt Mensch! Ich bin zwar von Haus aus kein Redner, meine Herren und Damen, aber was wahr bleibt, das bleibt wahr. Sie, sagen Sie einmal, meine Herrschaften, warum gehen Sie denn eigentlich nicht in richtigen Stiefeln, wie unsereins? Diese Laatschen und Pantoffeln kann man ja jeden Augenblick verlieren, in denen Sie einherschlumpen, daß es ein wahres Elend ist. Sie sehen ja alle aus, als hätten Sie viel zu kurze Beine und zu lange Arme — denken Sie denn nicht, daß solches Schuhwerk ganz schädlich für die Gesundheit ist? Na, ich will mich darüber nicht gerade weiter aufhalten, aber ich freue mich, meine Herren, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, denn wir sind eine Welt von Brüdern, das ist ganz gleich! Es lebe der Fortschritt, es lebe die Vivisection!" Er wollte eigentlich sagen: die Civilisation! aber in der Hitze seines Redegefechtes achtete er nicht darauf.

Die Leute hatten sich näher an ihn herangedrängt; man schaute den Redner, von dessen Worten man nichts verstand, mit einem stillen Staunen an. Dabei herrschte eine musterhafte Ordnung. Die Kinder, welche in gleichen talarartigen Gewändern wie die Alten einhergingen, kleine Mädchen mit ihren Haarbauschen und niedlichen Schirmchen, wurden vor die Erwachsenen in die vorderste Reihe geschoben und blickten gleich verständig und gedankenvoll

mit ehrfürchtiger Bescheidenheit auf den Mann, der in seinem Wagen stand. Püsecke hatte ein Gefühl, als stünde er auf einem Jahrmarkt als Ausrufer vor irgend einer Thierbude, er wollte von Neuem beginnen zu reden, Heinrich aber rief ihm zu:

„Seien Sie still, Püsecke! Es versteht Sie ja kein Mensch! Zuletzt kommen Sie noch mit der Polizei in Konflikt. Verhalten Sie sich ruhig; ich will einen Augenblick in die Buchhandlung sehen da drüben, ehe wir weiterfahren."

Einige Häuser von der Wohnung des Malers entfernt befand sich eine Buchhandlung im Erdgeschosse. Heinrich trat ein, wo der Buchhändler, ein kleiner Mann, der einen ganz kahlen Schädel hatte, rund wie eine Haselnuß und wie poliert erglänzend, auf einer sauberen Strohmatte kauerte. Er erhob sich, als Heinrich eintrat, mit vielen Verbeugungen und zeigte mit einer einladenden Gebärde auf seine Bücher, welche auf künstlich geschnitzten Gestellen geschichtet übereinander lagen. Es überkam Heinrich ein eigenthümliches Gefühl, als er das erste japanische Buch in die Hand nahm. Es ähnelte, wie alle japanischen Bücher, mehr einem scharf abgeschnittenen Rechnungsbuch, in einem blauen Papiereinband, ohne Pressungen. Oben war am Umschlagrande ein weißer Zettel aufgeklebt, welcher in japanischen Buchstaben den Titel des Werkes enthielt. Das Buch wurde von der verkehrten Seite aufgeschlagen, von hinten nach vorn. Heinrich frug, ob auch naturwissenschaftliche Schriften vorräthig seien.

Sogleich brachte der Buchhändler das „Kwawi",

das Kräuterbuch, wie er es nannte, ein Werk in acht Bänden mit 400 Abbildungen, welches Beschreibungen von Sträuchern und Bäumen enthielt. Heinrich staunte über die Genauigkeit und wissenschaftliche Richtigkeit der Bilder. Dann brachte der Händler das „So mok sei su“ geschleppt, eine Art von Pflanzenphysiologie aus neuerer Zeit, herausgegeben von der japanischen naturforschenden Gesellschaft zu Ovari. Der Buchhändler erzählte unter vielen Verbeugungen, daß die Männer, welche dieses Werk über die Nutz- und Giftpflanzen zusammengestellt hätten, meist Schüler eines Deutschen seien, des Herrn von Siebold aus Bayern, der lange in Japan gelebt. Dann entfaltete der Mann große Papierrollen, auf welchen alle Pflanzenarten Japans mit einer naturwissenschaftlichen Richtigkeit wiedergegeben waren, daß Heinrich sich sagen mußte, die Japaner seien darin noch geschickter, als die Zeichner in Europa. Die Abbildungen von Schlangen, Fröschen, Fischen und Quallen waren mit einer so eindringenden Beobachtung für den wissenschaftlichen Zweck dargestellt, daß er staunte. Er frug endlich, welches Buch wol am meisten gekauft würde von naturwissenschaftlichen Schriften.

Da brachte der Mann mit den Schlitzaugen, auf seinem Strohpantoffel im Frauengewande heranschlürfend, eine englische und eine japanische Ausgabe von Darwins „Entstehung der Arten.“ Ein eigenthümliches mildes Lächeln verklärte seine Züge, als er daneben einige Uebersetzungen von Werken Herbert Spencers und Huxleys legte. Endlich schlug er auch Hegel’sche und Kant’sche

Schriften auf. — „Am meisten kauft man bei uns Darwins Entstehung der Arten. Dieses Werk geht sogar weit in's Innere des Landes. Sie finden es bei Buchhändlern in Niigata im Norden so gut wie hier!" Und wieder schwebte um den Mund des Buchhändlers jenes gütige, ja dankbare Lächeln, das den Japaner so liebenswürdig macht.

„Ist es möglich!" rief Heinrich aus. Das Buch, welches ihn in gewissem Sinne aus der Heimath vertrieben, welches ihn um das Glück seiner Liebe gebracht hatte — hier wurde es von Jung und Alt unter den Gebildeten gelesen und geschätzt. Wie er nun das feine Lächeln des Japaners sah, kam eine tiefe Rührung über ihn. Er hätte diesem verrunzelten Männchen um den Hals fallen mögen; eine Thräne kam ihm in die Augen; er stotterte in gebrochenem Japanisch:

„Herr, wir sind alle Kinder eines Geistes. Wir leben im gleichen Weltall und freuen uns, wie geistig schön die Welt wird."

Er reichte dem Manne die Hand; dieser schlug, sich leise über Heinrichs Hand neigend, ein und sagte:

„Die Kinder unsres Landes beten zur Sonne oder sie spenden, Rosenkränze in der Hand, Blumen auf die Altäre des Buddha — wir Alle sind Kinder der Sonne und Kinder eines Gottes, auch wenn wir nicht mehr in die Tempel gehen."

Heinrich verehrte im Stillen das Volk, welches sich ihm von einer solchen Seite zeigte. Er kaufte einige von den Rollen mit den Abbildungen der Thiere. Als

er sich dann stumm in einer ganz unsagbaren Rührung verabschieden wollte, hielt ihn der Buchhändler zurück und wies mit bescheidenem Stolze auf einige deutsche Zeitschriften und Bücher, welche mit dem letzten Schiffe angekommen waren. Er sagte: „Von London und Leipzig bis Constantinopel und von Calcutta nach Yedo ist der Buchhandel der Welt verbreitet — hier finden Sie auch Schriften aus Ihrem Lande!“

Heinrich warf einen Blick darauf. Es waren die neuesten Zeitungen, ein großes deutsches Modenblatt, welches einige japanische Damen gemeinschaftlich hielten, die statt der Volkstracht deutsche Kleidung bereits trugen. Wie Heinrich nun so stöberte in diesen Sachen, fielen seine Augen auf ein Blatt, von dem eine Anzahl Nummern probeweise mitgekommen waren: „Der Freimuth.“ Er las den Namen des Herausgebers, blätterte weiter mit einiger Hast und erschrack heftig, als er seinen eigenen Namen gedruckt sah. Er traute seinen Augen kaum, als er sich unter den Mitarbeitern dieses Blattes aufgeführt fand. Er konnte sich nicht entsinnen, dem Doctor Streicher auch nur die geringste Erlaubniß dazu gegeben zu haben; ein unsäglich peinliches Gefühl erfaßte ihn. Er kaufte aber sofort sämmtliche Stücke des Blattes, um sich über deren Inhalt zu unterrichten und steckte sie in großer Erregung zu sich. Er vergaß dem Buchhändler noch ein freundliches Wort beim Abschied zu sagen und schritt eilig wieder hinaus nach dem Wagen, wo er Püsecke noch immer stehen und sich mit den Kindern der Umstehenden unterhalten sah. Er gab dem Manne

die Bücher und Zeitungen zur Verwahrung und machte den Läufern das Zeichen weiter zu fahren. —

So kamen sie endlich an das Ziel ihrer Fahrt. Sie hielten vor einem vorstädtischen Landhause, das mit einer Holzmauer umgeben war und auf der Rückseite einen kleinen Garten verdeckte. Ein hohes Thor mit einem ausgeschweiften Dache darüber verbarg ihnen den unteren Theil des Hauses, um dessen oberes Stockwerk eine Veranda herumführte, hinter welcher durchbrochene, jalousieenartige Läden aufstanden. In deren Fensteröffnung waren von der Seite bunt bemalte Papierschirme geschoben. Das Dach des Hauses war gleichfalls aufgeschweift und so bot das Ganze einen geheimnißvoll traulichen Anblick. Zwei bronzene Kandelaber standen vor dem Thor, in welchen Papierlaternen zur nächtlichen Erleuchtung dienten.

Es wurde geklopft. Nach einer Weile ward durch einen kleinen Diener geöffnet. Heinrich frug nach dem Doctor Kayana. Als er in den Laubengang eingetreten war, welcher das Erdgeschoß umgab, kam ihm mit tiefen Verbeugungen der Doctor Kayana entgegen. Er erkannte ihn auf den ersten Blick nicht; der Mann ging in einem seidenen, reichgestickten Gewand mit weiten Aermeln auf ihn zu; Heinrich hatte ihn daheim nur in schwarzen deutschen Röcken und Beinkleidern gesehen. Auch Kayana stutzte einen Augenblick; aber schon hatte er Heinrich erkannt, er schritt mit einem glücklichen Gesicht auf ihn zu und sagte in klarem Deutsch mit einer hohen, etwas kindlichen Stimme: „Doctor Hochstein, wenn ich nicht irre?!

Welch eine Ueberraschung! O, mein lieber Freund, waren wir nicht zwei Begrabene für einander, da wir getrennt lebten durch die unendliche Ferne unserer Länder und feiern wir eine Auferstehung für einander? O mein Freund, was führt Sie zu uns?!"

„Nur ein kleines Blümchen und ein winziges unsichtbares Schwanzthierchen darauf, mein lieber Doctor Kayana, leitete mich durch die brasilianischen Wälder, über den Stillen Ocean auch zu Ihnen — meine Wissenschaft! Und nun komme ich, um Ihre Rathschläge einzuholen, nachdem ich Sie begrüßt habe. Ich hätte Sie kaum wieder erkannt in dieser Kleidung!"

Kayana lächelte. „Sie sehen," sagte er, „daß wir hier, trotz meiner europäischen Studien, nach der Weise unserer Väter fortleben. Ich habe den schwarzen Rock sehr bald wieder mit diesem Kleide vertauscht. Seien Sie herzlich willkommen!"

Wie tief ging es Heinrich zu Herzen, deutsche Mutterlaute aus dem Munde dieses gastlichen Mannes zu hören! Er nahm die angebotene Gastfreundschaft an und wurde in ein Zimmer geführt, wo ein altjapanischer Schrank und einige Kissen mit Seide gestickt vor einem kleinen Tische aus Ebenholz, niedrig an der Erde stehend, das einzige Geräth ausmachten. Er staunte aber über die Wandschirme, welche die Seiten des niederen Gemaches bildeten, denn diese waren mit den geschmackvollsten Malereien versehen, Falken und Habichte über Cryptomerienzweigen, Lotosblumen und Rhododendron, japanische purpurne Prunellenblüthen. So mochte es

wol auch in Pompeji einst ausgesehen haben. Und er sagte:

„Ist mir es doch, lieber Kayana, seit ich in Deiner Heimath bin — wir duzten uns einst nach guter deutscher Sitte als Studenten — als sähe ich auf einmal das griechische Alterthum, das deutsche Mittelalter und zugleich unsere europäische Neuzeit der Electricität und des Dampfes auf einmal lebendig! Welch ein sinniges, reizvolles Leben müßte hier sein!“

Doctor Kayana lächelte leise und neigte sich bescheiden. Ganz heimlich und verstohlen war einer der Wandschirme um ein Stückchen bei Seite geschoben worden und ein alabasterweißes Mädchengesicht lugte scheu, indem es sich noch hinter einem bunt bemalten Handfächer zu verbergen suchte, um die Ecke des Wandschirmes aus dem Nebenzimmer herein.

Heinrich sah es und blickte in zwei trauliche Taubenaugen hinein, welche so friedlich, so sanft und holdselig auf ihn schauten, daß er vollkommen vergaß, wie diese Augen ein wenig weit entfernt vom feinsten Näschen standen. Der mandelförmige Schnitt der Lider, welche sich scheu niedersenkten, als das Gesicht wieder hinter dem Wandschirm verschwand, prägte sich seiner Vorstellung tief und ausdrucksvoll ein.

„Ei, so laßt euch doch sehen vor unserem Gast, ihr Frauen!“ rief Doctor Kayana.

„Wer heißt Dich lauschen, Ime?!“ fügte er scherzend hinzu, als der Wandschirm geheimnißvoll in einer Rinne der Diele auf Rollen bei Seite geschoben worden

war. Heinrich blickte in ein Frauengemach, wo Alles zierlich und nett erglänzte. Da war ein Putzschrank von zartester Lackarbeit mit unzähligen Kästchen, welche zum Theil aufstanden und eine Reihe künstlicher Putzgegenstände sehen ließen; die zartesten Schachteln aus Reisstroh von verschiedenen Farben in peinlichster Genauigkeit geflochten, standen herum; ein Reisstrohkästchen für Visitenkarten, Handspiegel, gleich altgriechischen Spiegeln rund, lagen auf der Matte. Heinrich erspähte rasch ein Kissen zum Schonen des Haarputzes bei Nacht, welches auf einem leistenartigen Holzgestell aufgenäht war. Gar anziehend kam ihm dieser Blick in die Heimlichkeiten eines Frauengemachs vor. Auf einem weichen Kissen kauerte Doctor Kayanas junge Frau, welche noch die schwarzen, hohen japanischen Haarbauschen trug und ein kleines unbehülfliches, junges Weib schien, während das Mädchen, dessen lauschendes Antlitz er schon gesehen hatte, die Haare zu einem griechischen Knoten aufgewunden zeigte, wie deutsche und englische Mädchen, und gar anmuthig aussah in dem lichtseidenen Gewand mit den weiten, aufgesteckten Aermeln und den schneeweißen Strümpfen des Füßchens in der Sandale. Das war Kayanas Schwester.

Nachdem Heinrich vorgestellt worden und einige Begrüßungsreden getauscht waren, wurde zum Essen eingeladen.

„Du mußt auch hier auf japanische Art fürlieb nehmen," sagte Kayana, „ich habe sogar Messer und Gabeln wieder abgeschafft, weil sie wirklich nicht für uns

taugen. Versuch's, ob Du mit Stäbchen speisen magst. Sonst kannst Du allerdings auch auf Deutsch essen. Aber ich rathe Dir, es zuerst einmal nach unsrer Art zu ver-versuchen."

Bald saßen sie um ein niedriges Tischchen nach alt-griechischer Weise und Heinrich sah, wie große porzellanene und thönerne Fische aufgetragen wurden, welche auf der Flanke lagen. An der Flosse hob Kayanas Schwester den Deckel ab und bot Heinrich die Speise dar. Eine kunstvolle Ente, deren Flügel den Henkel des Deckels abgaben, enthielt ein anderes Gericht; ein schöner dreieckiger Kahn wurde auf den Tisch gesetzt, für die Zuspeisen eine Schüssel; auch ein Einsatz für die Zuspeise, der Tsu-bu-ko fehlte nicht. Rothe Schaalen aber dienten für das Tischgetränk; man griff sie unten an und leerte das Reisbier, das Sake, daraus. Heinrich mußte lächeln über die winzig kleinen Teller, von welchen gespeist wurde, doch war alles so anziehend und zierlich, so sinnreich und lieblich, daß er wie in einem poesievollen Märchen zu leben glaubte, als er dem jungen Mädchen abzulernen suchte, wie man mit einem Eßstäbchen speist. Darin unterwies ihn Kayanas Schwester mit großer sanfter Zierlichkeit.

Er betrachtete sie oft von der Seite während des Mahles. Und wenn er im Profil die sanftgebogene Mädchenstirn, das mandelförmige gesenkte Augenlid, das stumpfe, aber kluge Näschen sich einprägte und den beredten Mund einladend zu traulicher Unterhaltung betrachtete, konnte er glauben, ein deutsches Mädchen, ein Gretchen-

gesicht mit all der besonderen Herzensstimmung dieser deutschen Kinder vor sich zu haben. Nur wenn Ime ihm gerade in's Antlitz sah, störte ihn die Breite des Nasenbeines zwischen den Augen und der Schlitz der Augenwinkel, ihr Blick gewann dadurch etwas Beklommenes und Fremdartiges. So machte er Püseckes scherzhafte Bemerkung durch die That wahr; er suchte geflissentlich das Mädchen nur im Seitenschnitt des Antlitzes anzusehen, wo es ihm lieblich und traulich erschien wie ein stilles Glück einer bescheidenen Seele.

Kayana und seine Frau beobachteten Heinrich, der dem jungen Mädchen so auffällige Blicke schenkte. Endlich scherzte Kayana, indem er sich leise über seinen Teller neigte und den Kopf ein wenig wendete mit stillem Lächeln:

„Sieh! sieh! lieber Freund. Du versöhnst Dich auch mit dem runden Mondgesicht, das unsern Frauen irgend ein alter Buddha oder die Sonne der Gläubigen geschenkt hat! Sieh! sieh!"

„Ja, lieber Freund," sagte Heinrich. „Aber ich gestehe Dir, daß ich diesen Mond vorläufig am liebsten im ersten Viertel betrachte; des Vollmonds Pracht muß ich noch würdigen lernen."

Das war eigentlich unhöflich. Ime erröthete tief; sie hatte den Sinn von Heinrichs Worten wol verstanden. Kayana lächelte und warf seiner Frau einen schlauen Blick zu; er sagte:

„Es wird uns Japanern nur lieb sein, wenn ihr an unsern Frauen nur das erste Viertel lobt. Seht ihr

unsere Mädchen nur immer im Seitenschnitt an, so ist das gerade recht. Da kann man nämlich einander nicht in die Augen sehen; und nur das ist gefährlich.“

„Du irrst, lieber Freund,“ meinte Heinrich. „Auch daheim kommt es vor, daß wir uns nur ins erste Viertel verlieben. Wie viele Liebschaften und Heirathen glaubst Du, daß in dieser Welt nur auf der Liebe im Profil beruhen?! Mancher Mann sieht sein Weibchen lieber im Seitenschnitt, als von Angesicht; Amors Pfeile zünden am heftigsten, wenn er eine Schöne im Profil vor Augen führt. Und nun erst die Frauen! Der größere Theil unserer gescheidten Frauen verliebt sich vom Profil aus in die Männer! Ich übernehme also keine Bürgschaft, daß eure Frauen vor uns sicher sind, wie unsere Frauen auch vor euch nicht sicher sind, wie ich höre!“

„Freilich,“ sagte Kayana. „Und zwar sind wir euch darin voran. Es sind schon mehr deutsche Mädchen japanischen Männern in unser Land gefolgt, als Japanerinnen den Deutschen und Engländern.“

„Ei,“ sagte Heinrich, „dann müssen wir deutschen Männer uns um so mehr beeilen!“ Mit einem liebenswürdigen Scherz setzte er hinzu:

„Wenn ihr nur nicht gar so klein wäret! Wir sind so wie so in diesem unendlichen Weltall so kleine, unsichtbare, verschwindende Pünktchen, daß man Gott ordentlich dankt für jeden Zoll, um den man weniger Punkt ist.“

Es trat eine Stille ein am Tische. Kayanas Frau schien ein wenig verletzt; Ime war purpurroth ge-

worden; nur Kayana lächelte. Endlich sagte er mit gehaltener Ruhe und einigem Selbstbewußtsein:

„In Chicago drüben in Amerika lebt ein japanischer Ethnologe Namens Zenjuro Horikoshi. Dieser hat ein Buch herausgegeben, welches nachweist, daß die amerikanischen Indianer Nachkommen der Alt-Japaner sind. Nun sind aber die Indianer meist sehr große Menschen, während wir sehr klein sind. Weißt Du, was Zenjuro Horikoshi über diesen Punkt sagt?"

„Ich rathe vergeblich," versetzte Heinrich.

„Er sagt: man vergesse nicht, daß der Körper kleiner wird, wenn der Geist größer wird."

Kayana schwieg nicht ohne den Ausdruck der Genugthuung. Heinrich lächelte; mochte aber nichts sagen.

Während dieser Stille hörte man auf einmal durch die Papierwände Püseckes Stimme. Er war draußen bei den beiden Mägden und dem Diener Kayanas geblieben und speiste mit denen. Die Mägde mochten wol kein Wort von seinem Deutsch verstehen; Püseckes Stimme war nichtsdestoweniger laut und mächtig; man vernahm die Worte:

„Sagt, was ihr wollt, aber was die Zivilisation anlangt, so seid ihr doch noch weit zurück! Was ist das für eine Geschichte, daß ihr nicht ordentlich mit Messer und Gabel eßt, wie vernünftige Menschen? Was ist dieses für eine verkehrte Wirthschaft, daß ihr das Bier aus Untertassen trinkt und statt aus Hopfen und Malz ein Schandgetränk wie dieses Sake zusammenbraut aus Reis, welches noch schlechter schmeckt als eine Leipziger

Gose in Gohlis! Wie könnt ihr denn eure Strümpfe mit einem Daumen für die große Zehe tragen, als wären es Handschuhe, welche ihr aus Versehen auf die Füße gezogen habt? Da seht einmal unser Einen an! Ich habe mich doch für die Kultur geopfert und danke Gott, daß ich ein Europäer bin, der nicht wie eure Männer einfach in den Unterhosen auf der Straße läuft! Dieses Letztere ist unanständig; es verletzt das Schamgefühl der Frauen; man könnte ja mit seiner Frau oder einem jungen Mädchen gar nicht nach Japan reisen, wenn sie alle Männer am hellen, lichten Tage auf der Straße in Unterhosen und blos einen Schlafrock drüber herumlaufen sähen. Darum muß man die höhere Kultur unter euch verbreiten; ich nehme kein Blatt vor den Mund; ich bin nicht wie gewisse andere Leute, welche euch allerhand Schmeicheleien sagen, ich bin ein gerader, ehrlicher Deutscher, der euer Bestes will!“ Der Redner hielt inne; dann fügte er mit hörbarer Entrüstung noch das vernichtende Wort hinzu: „Nee, so eine polnische Wirthschaft. Es ist schauderhaft.“ —

Ein schallendes Gelächter durchhallte das niedere Haus. Kayana, der nach Art der Japaner meist ernst und höchstens milde lächelnd drein blickte, lachte, daß ihm die Thränen in die Augen kamen, weil Heinrich lachte und Ime und Kayanas Frau lächelten, indem sie ihre buntbemalten Fächer ergriffen und vor den Augen hin- und herwedelten, daß die bunten Vögel, die auf dem Fächer gemalt waren, leibhaftig vor ihnen hin- und herzuflattern schienen. —

Als die Nacht hereinbrach, wurden Heinrich und Püsecke in das obere Stockwerk geleitet, einen großen, kahlen Raum. Im Umsehn war derselbe zu zwei Stuben verwandelt, indem ein Wandschirm auf Rollen von der Seite hereingeschoben ward, welcher den Raum in zwei Zimmer abtheilte. Im Umsehn war auch in jedem Zimmer das niedere Bett aufgeschlagen worden; Heinrich ruhte auf seidenen Kissen und las beim Scheine eines electrischen Lichts, welches Kayana in seinem Hause angebracht, im mondhellen Zimmer die gekauften Nummern des „Freimuth“, während Püsecke im Nebenzimmer eine Papierlaterne mit schwarzem Holzgestell nach altjapanischer Art erhalten hatte, in welcher eine weiße Kerze aus Baumwachs brannte. Er schimpfte, als sie allein waren, laut auf diese papierene Wirthschaft; nannte die Sache feuergefährlich und schwor, den Japanern zu beweisen, daß es auch mit den Papierlaternen nichts sei. —

Heinrich las unterdeß mit steigender Entrüstung die Nummern des „Freimuth“ durch und verwünschte die heimische, europäische Kultur, welche solche Auswüchse des Sittenlebens, solches bodenlose Geschwätz, solch zerstörendes, anrüchiges Geisteswesen zuließ, wie es in den Aufsätzen des Blattes zu Tage trat. Und als er wieder und wieder sich in solchem Zusammenhange genannt, seine Schriften berufen sah, sprang er auf und verwünschte die Ohnmacht seiner Lage, daß er nicht sofort in der Heimath sein konnte, um den Doctor Streicher zur Rechenschaft zu ziehen. Erst spät schlummerte er ein. In seinem Traume stiegen zwei Frauenbilder auf, welche seine Seele

in einen tiefen Widerstreit der Gefühle warfen. Er erkannte Eva's schöne Gestalt im lichten, weißen Kleide unter dem rosaen Sonnenschirm, wie er sie zuerst im heimathlichen Walde unter der Linde hatte ruhen sehen. Er belauschte sie hinter dem Busche hockend und fühlte das Entzücken der berauschten Frühlingsliebe. Auf einmal raschelte es im Laube der Gesträuche; über eine blumige Wiese kam ein kleineres Mädchen im langen, seidenen Gewande gegangen, mit einem bunten Fächer in der Hand. Um die Kniee war das Gewand eng, sodaß sie nur in kleinen Schritten gehen konnte; sie pflückte Blumen von der Wiese und steckte ein Sträußchen in ihren prachtvollen breiten Gürtel, der über dem Seidengewand um ihre Hüften lag. Sie setzte sich endlich bescheiden neben Eva hin, gab dieser die gepflückten Blumen und Eva wand einen Kranz aus denselben. Heinrich fühlte eine heftige Liebe zu der kleinen Japanerin; aber auch Eva liebte er im Traume; diese Doppelliebe bereitete ihm eine große Qual. Auf einmal aber kam Doctor Kayana gegangen, mit einer Botanisirtrommel auf dem Rücken über seinem Kimono; er hatte die Hand voll Jehovablümchen, auf welchen große Thiere hin und her wimmelten und er redete vor sich hin: Es ist doch sonderbar, daß diese Mikroben, obwol sie unsichtbar sind, so groß hier herumwimmeln. Heinrich hatte vor dem Manne eine namenlose Angst; er suchte sich lange vor ihm verborgen zu halten; auf einmal aber stand Kayana still, betrachtete ihn und darauf die beiden Mädchen und sagte:

„Schrecklicher Mensch! Also in Zwei bist Du zu

gleicher Zeit verliebt?! Weißt Du nicht, daß selbst wir in Japan dafür kämpfen, daß ein Mann nur eine Frau haben soll? Wollen wir nicht die Vielweiberei abschaffen? Du bringst die Verderbniß, Du bringst die Emancipation!"

Dies sagte Kayana mit feierlicher Miene, während er seine Botanisirtrommel als einen Tamtam benutzte, auf dem er feierliche Schläge austheilte, als wäre er ein Buddhapriester. Davon ging der Deckel der Botanisirtrommel auf und es fielen Knackwürste und belegte Semmeln heraus, sodaß Heinrich trotz seiner Qualen in ein lautes Traumgelächter ausbrach. Darüber erschraken die beiden Mädchen so, daß sie in Nebel und Rauch verdunsteten, während Heinrich mit tiefer Wehmuth sie verschwinden sah. —

Am nächsten Morgen weilte er mit dem japanischen Naturforscher in dem kleinen Gärtchen des Doctor Kayana, welches mit allerhand porzellanenen Figuren zwischen den Beeten geschmückt war, winzige Gebirge aus Glimmer und andren Gesteinen enthielt, auf denen aus Pilzen Gartenlauben gebildet waren. Unter diesen hockten winzige japanische Püppchen auf kleinen Kissen, während niedliche Wasserfälle und Cascaden, niedliche Pagoden und sonstige zierliche Gartenkünste auf einem kleinen Raume beieinander standen. Kayana bestätigte, daß allerdings im Gebirge eine Verwandte des deutschen Jehovablümchens, eine Steinbrechart, vorkomme; er äußerte aber Zweifel, ob eine solche Mikrobe, wie Heinrich sie nach seiner Theorie beschrieb, sich finde. Nach vielem Hin- und Herreden ward endlich beschlossen,

daß der Gast doch einen Ausflug in's Innere des Landes nach den Gebirgen machen sollte. Kayana gab die nöthigen Reisevorschläge. Noch einige Tage sollte Heinrich bei ihm ausruhen; dann sollte die Forschungsreise beginnen. Auf alle Fälle sollte er nach derselben zu Kayana zurückkehren; sie wollten dann zusammen untersuchen und arbeiten und, wenn Heinrich das Glück hätte, das Wesen zu finden, gemeinsam seine Stoffeigenschaften zu bestimmen suchen und diejenigen Beobachtungen anstellen, welche Heinrichs Ansicht über den unmittelbaren Zusammenhang der Gestalten und Eigenschaften des Thierreichs und des Pflanzenreichs bestätigen sollten.

Als er nach einigen Tagen von seinem wissenschaftlichen Freunde Abschied nahm, stand auch Ime mit in der Gartenthür und reichte ihm die Hand. Sie sagte sanft und bescheiden:

„Viel Glück wünsche ich Ihnen, Herr Doctor, daß Sie das kleine, liebe Schwanzthierchen bei uns finden mögen, welches Sie über diese Erde weg sich nachlockt. Ach, und doch möchte ich auch, daß Sie es nicht finden. Entdecken Sie es, so werden Sie bald nach Ihrer Heimath zurückkehren.“

Sie hatte die Worte mit einer leisen Wemuth gesagt, welche Heinrich tief zu Herzen ging. Fast wünschte er nun selber, daß er nichts finden möchte, um dann vielleicht immer bei diesem guten Wesen bleiben zu können, dessen Augen so traulich und sanft sich vor den seinen niedersenkten. Er küßte, indem er sich niederneigte, Ime die Hand, während Kayana nicht ohne Erstaunen sah,

daß die Herzen dieser beiden Menschen für einander fühlten. Heinrich stieg in den Wagen, während Püsecke sein Wägelchen mit naturwissenschaftlichen Werkzeugen, Vergrößerungsrohren und andren Geräthen belud. Ein paar schwindsüchtig dreinschauende Kurumaläufer, die Hosen aufgestreift, einen großen tellerartigen Basthut auf den Köpfen, spannten sich vor, nachdem Kayanas Diener noch zwei Mäntel aus Stroh, welche als Regenmäntel im Gebirge dienen sollten, in Püseckes Wagen geschafft hatte. Mit einem Seufzer, daß die Strapatzen schon wieder beginnen sollten und einem mißbilligenden Blicke auf die Strohmäntel, denen er nicht recht traute, setzte sich Püsecke in seinem Wagen zurecht. Die Läufer spannten sich vor; Ime winkte Heinrich noch mit dem Fächer, Kayana verbeugte sich wiederholt tief und fort rannten die Wagen hinter den Läufern in einem munteren Trabe.

Viele Tage ging die Reise in dieser Art vorwärts auf guten Straßen durch die weite Sumpfebene von Yedo an grünen Reisfeldern vorbei, durch Dörfer, wo aussätzige, blatternarbige Kinder immer wieder und wieder den Reisenden begegneten und unendliches, stillzufriedenes Elend herrschte. In der Entfernung mehrerer Stunden kamen sie regelmäßig bei den Scheerbäumen an, wo blaue und weiße Tücher hingen zum Abtrocknen für die Kurumaläufer. In Theeschänken und Gasthäusern, wo überall viele Kaufleute und Reisende übernachteten, wurde gerastet.

Als sie in's Gebirge kamen, wurden die Kurumaläufer verabschiedet und von nun an ward auf kleinen,

schwarzen japanischen Pferden geritten, welche stationsweise abgelöst wurden.

Bald waren Beide trotz aller Strapatzen entzückt über die Landschaft, die sich ihnen darbot. Sie ritten auf grünen Hügeln höheren Bergen entgegen, zwischen deren Spalten und Thaleinschnitten gewaltige weiße Schneekegel in träumerischem Schimmer herüber schienen. Auf den grünen Hügellehnen blühten allüberall in zarter, durchleuchteter Pracht rosafarbige Azaleen in dichten Blüthenwellen; weiße Azaleeen wie durchsichtige Alabastergebilde winkten über die Erdhänge herab, während massenhafte, pyramidenförmige Kryptomerienbäume, geheimnißvoll dunklere Gestalten, als die Cypressen Italiens, Schatten in die verklärte, lichte Gebirgslandschaft warfen. Malerisch wurde allenthalben noch diese Landschaft durch heilige Haine der Sintoreligion, zu welchen verfallene, graue Thorpforten und Steintreppen in die Waldnacht hinaufführten nach den Tempeln; an den Wegrändern aber lagen hundertfach umgestürzte und verfallene Steinbilder Buddhas mit untergeschlagenen Beinen, ganz umwuchert von Moos und Flechten, zwischen Gräsern halb im Boden versunken. Auch hier sah Heinrich, daß in Japan wie in Europa frommer Glaube immer mehr schwand; wußte er doch, daß die gebildeten Japaner sich mit philosophischen Gedankenbildern über das Göttliche abfanden.

Püsecke hielt sein Roß einmal vor einem solchen umgefallenen Steingötzen an, über den sich Farnkräuter neigten und eine kleine Schlange sich wegringelte. Er frug:

„Was ist denn dieses eigentlich für ein häßlicher Götze, den sie hier auf offener Straße liegen lassen, daß man darüber stolpern kann. Wenn ein richtiger Gott gestorben ist, soll man ihn auch begraben, und ein Andenken drüber setzen, daß man weiß, wo das Heidenthum anfängt und aufhört. Dieser Kerl mit den großen, dummen Augen und den untergeschlagenen Beinen ist so häufig wie Feldmäuse in diesem Lande, welches überhaupt noch sehr weit in der Kultur zurück ist, indem ich schon ein paar Mal vom Pferd geflogen bin, wenn mein Gaul über einen solchen Gott stolperte.“

„Ja, ja,“ sagte Heinrich, „das ist das Loos des Heiligen der Erde. Zuletzt stolpert Püsecke über die Götter, wenn sie abgedankt sind. Dieser Götze ist kein Anderer, als der große Buddha, welcher vor viel tausend Jahren, lange vor Christus, ein Fürst und Religionsstifter in Indien war. Er predigte Menschenliebe und Mitleid und sagte, daß wir nach dem Tode in's selige Nirwana zurückkehren, in's Nichtsein. Da sehen Sie nun Püsecke, was aus so einem Menschen werden kann, dessen Ahne irgend eine Mikrobe und ein Haifisch gewesen ist.“

„O je!“ sagte Püsecke, „ich bin froh, daß ich kein solcher Gott bin, denn was hat man denn davon, wenn man ein Gott ist?! Man befördert höchstens den Aberglauben unter den Menschen.“

Im Verlaufe der Weiterreise, die mühsamer und gefahrvoller ward, zeigte sich Püsecke von Tag zu Tag ungeduldiger; er verweigerte mehrfach die fernere Begleitung, wollte umkehren und brachte Heinrich dadurch

in große Verlegenheit. Er habe es satt, sagte er, wie ein Narr irgend einem unsichtbaren Aufgußthierchen in die Gebirge nachzureisen; am Ende sei überhaupt an der ganzen Sache nichts; die Mikrobe werde gar nicht vorhanden sein und die Naturwissenschaft sei überhaupt für ihn ein überwundener Standpunkt, nachdem bisher alles Forschen und Reisen vergeblich gewesen. Heinrich überlegte, wie er das Vertrauen des Mannes zu seiner Sache stärken könnte; es fiel ihm endlich ein, Püsecke bei Gelegenheit irgend ein Berggut, das sie finden würden, als annoch unbekannt zu bezeichnen, sodaß der Mann endlich seine ersehnte Entdeckung glaube gemacht zu haben. Er überlegte, daß wenn Püsecke hiedurch sich als den Entdecker des „Püseckenit" während der Reise ansehen würde, der Mann auch größeres Vertrauen zur Möglichkeit von Heinrichs Entdeckung hegen und ihm williger folgen werde. Er war nicht sicher, daß Püsecke ihn eines Tages im Stiche ließe und umkehrte. Er beschloß ihn also durch eine solche harmlose List an sich zu ketten.

Sie waren weiter in's Gebirge vorgedrungen auf schlechten Wegen, als sie eines Morgens vor einem Bergwerk ankamen, wo sie die Besichtigung des Bergbetriebes, der Anblick der Schmelzöfen, der Einfahrten anzog und so vieles Gemeinsame mit europäischem Bergbau ihnen auffiel. Sogar Gemälde und kleine, geschickt gebaute Schachtmodelle, welche den Bergbetrieb sinnreich darstellten, wurden hier von Bergleuten mit geschlitzten Augen verkauft.

Sie wanderten gebückt im Stollen des Bergwerks mit Laternen bewaffnet, als Heinrich plötzlich vor einer

Felsecke stehen blieb, aus der eine prachtvolle grüne Malachitdruse hervorsprang, während zwischen dieselbe eine schlackenartige Masse von Kupferverbindungen eingesprengt war. Diese Kupferverbindung hatte eine bläulich-grüne Farbe; sie zersetzt sich am Sonnenlichte und ist giftig. Sie findet sich auch als Seltenheit in südamerikanischen Bergwerken. Heinrich kannte sie, aber wegen der Seltenheit des Minerals konnte er wol hoffen, daß Püsecke sie nicht gesehen haben werde.

„Püsecke!" rief er aus. „Sehen Sie etwas?!"

„Was denn, Herr Doctor?!" frug dieser.

„Dieses Mineral! Hier zwischen dem Malachit! Ich verliere kein Wort weiter' Ich will Ihnen nicht zuvorkommen. Sie haben das Mineral doch eher gesehen als ich! Nicht wahr?!"

„Ich, Herr Doctor? Ich habe nichts gesehen!"

„Zieren Sie sich doch nicht! Sie gingen mir ja voran. Also müssen Sie es zuerst gesehen haben. Das Vorrecht der ersten Entdeckung gebührt also Ihnen!"

Ein Schrecken durchfuhr Püsecke, ein seliger, unnennbarer Schrecken. Er blickte sich gespannt und zitternd vor Erregung um, bemerkte aber noch nichts. Endlich frug er beklommen und doch zugleich mit etwas listigem Tone seiner Stimme: „Jawol, jawol, Herr Doctor. Was meinen Sie denn, was ich zuerst gesehen habe? Man sieht so vielerlei zuerst in dem Leben, daß man doch auch wissen muß, was man weiß. Ich werde freilich scharfe Augen haben, Herr Doctor; was das anlangt, so bin ich immer der Erste. Es soll sich Niemand einbilden, daß,

wenn er irgend eine Geschichte sieht, ich sie nicht schon lange vorher gesehen habe."

Er trat diesen Gedanken noch eine Weile breit. Heinrich schlug indessen ein Stück von dem Felsgestein mit einem Hämmerchen ab.

„Kennen Sie dies Mineral, Püsecke?!"

Püsecke betrachtete es lange mit steigender Erregung Er kannte es nicht. Er wollte es aber auch wieder nicht recht gestehen, weil er nicht wußte, wo hinaus Heinrich zielte. Endlich frug er:

„Kennen Sie es denn, Herr Doctor?"

„Ich? Nein! Nun, seien Sie froh – Sie haben es zuerst gesehen. Kein Mensch kennt den Stein!"

Auf einmal ging Püsecke ein Licht auf. Er hatte den „Püseckenit" gefunden. Er sagte kein Wort. Aber mit bedeutender Miene ergriff er sogleich die Hacke eines Arbeiters und schlug aus Leibeskräften in das Gestein hinein, daß die Malachitsplitter umherflogen. Als er ein großes Loch in die Bergwand gehauen hatte, begann er die herabgefallenen Mineralstücke aufzulesen. Schweigend füllte er seine Rocktaschen, seine Hosentaschen, bis sie zum Platzen voll waren. Er zog sein Schnupftuch und füllte es mit dem Gestein; er nahm endlich seinen Hut ab und füllte den, bis er ihn voll hatte.

Heinrich wendete sich ab, um sein Lächeln nicht merken zu lassen; endlich frug er: „Meinen Sie nicht, Püsecke, daß Sie nun genug haben?!"

Dieser nahm eine herablassende Miene an. Er sagte ziemlich von oben herab:

„Man wird wol selbst am besten wissen, wieviel man von seiner Entdeckung nöthig hat. Was man zuerst gesehen hat von weitem, schon ehe wir um die Ecke herumkamen in diesem Stollen, davon darf man mitnehmen, soviel man tragen kann. Indem man nun ein berühmter Mann ist, nach dem dieses bisher gänzlich unbekannte Gestein der Püseckenit für ewige Zeiten heißen soll, wird man wol in seiner Berühmtheit wissen, was man zu thun hat.“

Er stopfte sich die Westentaschen noch mit kleinen Splittern voll; und erst, als er soweit sich mit dem nöthigen wissenschaftlichen Vorrath beladen hatte, wankte er langsam unter der schweren Last den Stollen rückwärts entlang.

Als sie ausgefahren waren und im freien Sonnenlichte wieder oben auf einer Berghöhe standen, blickte er sich großartig um, trocknete den Schweiß und rief aus:

„Gott sei Dank! Gott sei Dank! Man hat ihn.“

Heinrich kam heran und als Püsecke unter großen Mühen wieder auf dem Pferde saß, weil er in der ersten Erregung auch nicht ein Steinsplitterchen aus dem Bereiche seiner sicheren Taschen lassen wollte, meinte Heinrich:

„Meine Glückwünsche, Püsecke! Sehen Sie, man muß nur Geduld haben. Wie Sie Ihren Stein gefunden, so werde ich in kurzem auch meine Mikrobe entdecken und so dauern Sie nur aus und nehmen diese letzten Strapazen noch auf sich. Haben wir unsern Zweck erreicht, um so besser wird dann die Heimkehr.“

Püsecke pfiff verächtlich vor sich hin. Nach einer Weile bemerkte er wieder sehr von oben herab: „Ueberhaupt was so ein Infusorium anlangt, wie Sie es suchen, was ist es denn weiter damit? Von wegen der Berühmtheit ist das eine ganz unbedeutende Sache. Ein Infusorium ist doch blos ein unsichtbarer Bacillus, der der Menschheit und der höheren Kultur nichts sein kann. Nun, weil sie sich einmal darauf versteift haben, ich will nichts dawider haben. Ob Sie's finden, ob Sie jemals so nebenbei wegen ein bischen Aufgußthierchen berühmt werden, das wissen wir überhaupt noch nicht. Man hat ja seine eigene Entdeckung gemacht; man wird ja bei den Festessen, die einem zu Ehren gegeben werden, nicht so sein; man wird erwähnen, daß Sie auch dabei gewesen sind, wenn sie freilich hierhin und dahin guckten, wo unsereins wie ein Habicht aus den Lüften vor lauter scharfen Augen gleich alles kommen sah."

Heinrich schwieg still und lachte nur innerlich. Er bemerkte mit Verwunderung im Laufe des Tags, daß Püsecke ihn nicht mehr wie einen gebildeten Vorgesetzten, sondern sehr herablassend als eine Art von armen Teufel behandelte.

Gegen Abend sprach der Entdecker: „Man hat doch auch etwas für den europäischen Kulturfortschritt zu Stande gebracht. Man hat sich genug für die Menschheit aufgeopfert und es ist mir nun auch einerlei, ob die Japanesen blos von Wasseralgengemüse leben und in Unterhosen gehen. Darüber werde ich mich nicht weiter mehr aufregen. Diesen Fortschritt müssen Andere besorgen."

Als sie in einem Gasthaus über Nacht einkehrten, winkte Püsecke die kleine Theekellnerin heran und sagte:

„Bringen Sie mir etwas Gutes zu essen. Braten, Fleisch, Fisch. Stellen Sie eine Buddelje Wein her und auch ein Glas für meinen Reisebegleiter. Man wird ja wol sich etwas gütlich thun dürfen. Herr Doctor legen das gewiß derweilen aus. In Europa werde ich mit meiner Berühmtheit und mit dem Verkauf dieses gänzlich unbekannten Minerals an naturwissenschaftliche Sammlungen Geld verdienen wie Heu. Dann werden wir alles zurückzahlen."

Heinrich war gutmüthig genug, zur heiteren Feier des Tages dem Mann zu willfahren und bezahlte, was Püsecke zu speisen wünschte. Er ging zeitig zu Bette und ließ Püsecke noch unten sitzen und mit seinen Steinen kramen. —

Als er am anderen Morgen frug, wo sein Reisebegleiter wäre, hörte er zu seinem Schrecken, daß dieser verschwunden war. Aus den Berichten von nachkommenden reisenden Japanern entnahm er, daß Püsecke augenscheinlich auf dem Wege, den sie gekommen, zurückgeritten war. Der große Mann hatte in Japan nichts mehr zu suchen. Heinrich sollte lange nichts mehr von ihm hören.

Es wäre zu viel Zeitverlust gewesen, ihm nachzufolgen. Heinrich sagte sich, daß er auch gar kein Recht hätte ihn zurückzubringen. Püsecke hatte nichts veruntreut; er war freiwillig mitgegangen. Heinrich mußte sich wol oder übel in das Unvermeidliche fügen und allein

weiter reisen. Er miethete einen jungen japanischen Burschen, der an Püseckes Stelle ihm folgte.

Er kam glücklich in den hohen Gebirgsgegenden an, nach welchen ihn Kayana gewiesen hatte. Er verbrachte einige Zeit hier mit eingehenden Forschungen in seiner Angelegenheit. Er fand die Abart des gesuchten Blümchens richtig vor; sie blühte auf den Gebirgshängen als ein wahres Gottesblümchen hoch über dem Getriebe der Menschenkinder in den Thälern und sog die Wärme derselben Sonne in sich, die auch auf die Gottesblümchen der südamerikanischen Cordillera und der deutschen Alpen ihren Strahlenschleier herabgoß. Aber so lange Heinrich auch die feinsten Zellen des Blümchens mit dem vergrößernden Auge durchforschte, in dieser unsichtbaren Welt fand sich nicht, was er suchte, die Mikrobe war nicht vorhanden.

Er sagte sich endlich, daß er die ganze Weltreise bisher so zu sagen umsonst gemacht habe. Im strömenden Regen, eingehüllt in seinen Regenmantel aus gelbem Reisstroh, stand er wie eine Vogelscheuche, eine wahre Strohscheuche auf der Höhe eines Berges und blickte in die rauschende, plätschernde Regenzeit, welche seit einigen Tagen eingetreten war. Zwischen den Reisstrohhalmen troff das Wasser rieselnd herab und bildete eine Pfütze zu seinen Füßen; er starrte, von dem Gedanken erfaßt, für Nichts und wieder Nichts seit mehr als einem Jahre in der Welt herumzuirren, bewegungslos vor sich hin und glich so auffällig einer begossenen Vogelscheuche, welche freche Spatzen und Dohlen von den Feldern schreckt, daß

er selbst ein Gefühl hatte, als müsse er eine solche Säulenheilige sein. Sein guter Humor schien ihn gänzlich verlassen zu haben; er starrte über die Thäler weg, in denen unten graue Regenwolken durch die feuchtwarme Luft zogen, er dachte sich über die ferne Ebene fort nach dem Meere, das er durchschifft hatte, er sah Brasilien im Geiste und die Heimath, und klapperte endlich mit den Zähnen vor Frost, da ein tüchtiger Schnupfen im Anzug war, welchen er sich auf den regenfeuchten Bergriesen geholt hatte. Endlich kam er zu sich; er schritt vorwärts, während sein Strohmantel raschelte, wie wenn ein Wind durch dürre Blätter fährt; er wanderte einsam wie ein Geist auf den regnerischen Höhen durch Bergnebel vorwärts, während er beschloß heim zu kehren nach Europa, je eher, je lieber. Dort winkte ihm wenigstens ein Trost. Seine Entdeckung des Wimperthierchens auf der Johannisblume, welche er Bauer und Nägelein einst vertraut, blieb ja bestehen; er hatte nur den Zeitverlust zu beklagen, welcher ihm aus der Hoffnung erwachsen war, weitere Beweise für seine Sache zu finden. Er ahnte nicht, welche Schicksale der kleinen unsichtbaren Wimperthierchen ihm auch diesen wissenschaftlichen Trost noch rauben sollten.

Um wenigstens ein Andenken seiner Irrfahrten zu bewahren, nahm er noch reichliche Vorräthe von der gesuchten Pflanze mit. Seine sonstige Ausbeute an botanischen und anderen Studien war zudem eine reiche; er sagte sich, daß diese immerhin eine Art Entschädigung sei. Und als er gar an seinen Freund Kayana dachte und dabei im

Geiste ein kleines, holdseliges Frauenantlitz hinter einem bunten Fächer vorlugen sah, fühlte er sich abermals getröstet und dachte: vielleicht ist sie die kleine Mikrobe, die ich ausgegangen bin zu suchen, vielleicht ist sie diejenige, welche die holden Keime bewahrt, die aufgeblüht einst mir ähnlich sein werden, vielleicht ist sie die keusche Knospe, aus der einst das Glück meines Lebens erblühen wird. — Wieder raschelte das Reisstroh, das ihn vom Hals bis zu den Füßen in langen, abwärtshängenden Aehren umhüllte. Noch immer troff die wandelnde Vogelscheuche vom fließenden Regen, bis sie gänzlich in einem dichten Höhenrauche verschwand, der als dunkle Nebelmasse sich mählig um die Berghöhe und die abwärts wandernde Gestalt umherballte und sie vor dem Blicke der Sonne schonend verhüllte. — — —

* * *

Heinrich war wieder in Tokiyo angelangt. Er hatte die Rückreise ohne sonderliche Abenteuer gemacht und hauste von Neuem bei seinem japanischen Studienfreunde mit der Ordnung seiner Sammlungen für die Heimkehr beschäftigt. Er hoffte nicht allein zu reisen; er hoffte ein Mädchen vielleicht mit heimzuführen, das ihm, je länger er mit ihm verkehrte, um so besser gefallen wollte.

Von Püsecke hatte er noch Nichts gehört. Auch Kayana wußte Nichts von ihm. Der Mann schien mit dem ersten Schiffe, das von der japanischen Küste nach Europa ging, sich fortgemacht zu haben, sammt seinen

neuentdeckten Gesteinen. Püsecke war und blieb verschwunden. —

Es war ein klarer Sonnentag, an dem Heinrich mit Kayana und Ime verabredet hatte, in Asakusa, der Tempelvorstadt Tokiyos, zusammenzutreffen. In einem Theehaus, deren viele hinter dem großen Tempel sich befinden, wo ein stehender Jahrmarkt und Volksprater lärmt, wollte Kayana mit Ime den Naturforscher erwarten. Sie waren zum Grabe ihrer Eltern gepilgert, um es nach alter Sitte zu schmücken; Heinrich sollte nachkommen.

Zur verabredeten Stunde stieg er in einen Norimon, einen Tragsessel für Vornehme. Das war ein Erbstück von Kayanas Vater, der Reichsrath bei der Regierung des Mikado gewesen war. Es glich eigentlich einer Hundehütte mit seinem dreieckigen Dach, in welche man sich hineinlegt oder kauert, während zwei Kulis diese kleine Sänfte tragen. Außen war es verziert mit dem kunstvollsten Kupferbeschlag; an jeder Flanke fand sich eine rollbare Schiebthüre, durch die Heinrich hineinkroch. Das Innere erglänzte schwarz, ganz ausgelegt mit dem glattesten, elastischen, lackirten Ebenholz. Heinrich hockte drinnen zusammengekauert wie ein Japaner aus alter Zeit; durch die Fenstergitter, welche er mit einem seidenen Vorhange verhüllen konnte, blickte er ungesehen in das Straßentreiben hinaus, als die Kulis die Sänfte aufgenommen hatten und ihn nach Asakusa trugen, das nicht weit von Kayanas Landhaus entfernt war.

Heinrich war noch nie in einer Sänfte getragen worden. Auch diese kamen mehr und mehr außer Gebrauch.

in Japan. Der angenehme weiche Gang seines schwebenden Hundehüttchens, in dem er weltverborgen kauerte, während ein leuchtender Sonnenstrahl durch das Sehgitter in's Innere fiel, stimmte ihn behaglich. Das war freilich etwas anderes, als Droschken- und Eisenbahngepolter; die japanischen Vornehmen hatten zu leben gewußt. Sanft wie ein Kahn auf einem windstillen See schien die Traghütte vorwärts zu gleiten. Heinrich dachte unwillkürlich an seine Kinderzeit, wo man wol auch in's Hundehüttchen gekrochen war und sich heimlich in irgend einer Ecke vor der ganzen Welt versteckt hatte. Und jetzt hockte er als ein vielgereister Weltforscher und Bacillenabenteurer wieder so heimlich und zusammengedrängt in einem kleinen, winzigen Häuschen, kleiner als das niedrigste venetianische Gondelverdeck, und schwebte zwei Fuß über der Erde ruhig dahin. Wenn er zum Fenster hinaus sah, blickte er in den Lärm und das Getriebe des Jahrmarktes vor den Tempeln, welche von fern mit ihren gigantischen Holzdächern und Kupferplatten über den aufgeschweiften Dachtraufen zwischen den dunklen Kryptomerien der heiligen Haine herüberschauten. Da standen auf den Plätzen viele Theebuden mit bunten Papierlaternen behangen, auf denen Schmetterlinge und Blumen gemalt waren; über Holzkohlenfeuern in den Buden hingen kleine eiserne Theekessel. Mädchen winkten, im schleppenden Gewand und mit dem silbernen Pfeile im Haar, die Vorübergehenden heran, indem sie Theetassen und Kanne darboten. Da waren Buden für Tänzer und Sänger; da war ein Volkstheater, wo schwarzvermummte Gestalten

mit scheußlichen Masken ein Geberdenspiel aufführten, Säbel zogen und wie Kasperle auf einander einhauten, während ein Mann als Weib verkleidet, das auf der Bühne hockte, auf einem Saitenwerke eine schnurrende, surrende Taktmusik zur Begleitung ertönen ließ. Dann kam wieder eine Werkstatt für Lichtbilder, wo zahllose Japaner und Japanerinnen in ihrer Landestracht abgebildet waren und Viele in der Bude verschwanden, um ihr Konterfei anfertigen zu lassen.

Endlich gelangte er in seiner Sänfte auf einer gepflasterten Baumstraße vor den Haupttempel. Zahlreiche Verkaufsbuden winkten hier, Haarnadeln, Schmucksachen, Amulette, kleine Götzenbilder und andere bunte Dinge wurden verkauft. Dicht vor dem großen Tempelthore befanden sich Buden, wo Rosenkränze hingen, welche durch Nichts zu unterscheiden waren von den Rosenkränzen katholischer Gläubigen. An einem Schnürchen waren auch hier gläserne, hölzerne Kügelchen aufgereiht, und die Buddhisten betraten den Tempel, die Kugeln mit dem Gebete abzählend, wie daheim.

Wie Heinrich nun dies buntbewegte Bild des Lebens sah, aus seinem Hundehüttchen heraus, kam es ihm gar zierlich und komisch vor, daß er als ein Menschenpunkt, der über fernen Meeren sich einst aus einem kleinen Zellenbläschen in seiner Mutter Leibe zu einem so großen Weltallswesen entwickelt hatte, wie in einem Sarge noch bei lebendigem Leibe dem Tode entgegengetragen ward, wenn dieser auch vielleicht erst in fünfzig Jahren eintreten sollte. Er fand es nicht minder

heimlich und lustig, daß er, selbst dereinst ein unsichtbares Zellenbläschen, hier kauerte als ein Wesen, welches durch eine unsichtbare Zelle so lange an der Nase herumgeführt worden war. Diese Ironie eines waltenden Schicksals machte ihm von seinem dunklen Hundehüttchen aus ein ganz wunderheimliches Vergnügen, indem, Alles in einander gerechnet, beim Anblicke der rosenkranzschwingenden Japanermenge, das Dasein zwar ein großer Unsinn, aber ein heiterer Unsinn schien, der in seiner Heiterkeit irgend eine Gottesvernunft der anmuthigsten Art sein mußte. Und weil dem so war und Alles so sinnig — unsinnig schien, so beschloß Heinrich heute auch in der süßen Thorheit seines Daseins der sanften kleinen Jme seine Liebe zu erklären und in irgend einem Tempelhaine oder Buddhatempel, fern von der alltäglichen Menge, um ihre kleine Hand anzuhalten. —

Die Kulis trugen Heinrich hinter dem großen Tempel nach den Tempelgründen, wo er zahlreiche gebogene, laubenartige Gänge sah, in denen Theewirthschaften winkten. Die Kulis hielten vor einer solchen und als Heinrich aus dem Fenster seines Tragsessels, in dem er sich wie ein Vogel im Käfig vorkam, herauslugte, sah er richtig die kleine Jme vor einem Theetisch mit ihrem Bruder sitzen. Sie hielt ihren Fächer aber nicht in der Hand, sondern hatte ihn gar zierlich im Fuße stecken, dessen Pantöffelchen der Bequemlichkeit halber neben ihr standen, während sie auf einer Matte vor dem Tischchen kauerte. Sie hielt den Fächer zwischen der großen Zehe ihres Fußes, welche in einem eigenen

Handschuhfinger steckte, und zwischen den übrigen Zehen. Sie wedelte leicht und sinnig vor sich hinschauend den Fächer, als spiele sie damit. Das kam Heinrich nun ein wenig sonderbar vor und fast wurde er schwankend in seinem verliebten Vorsatze, doch besann er sich, daß er es oft genug gesehen hatte, wie die Japaner ihren Fuß als eine Art von Hand benützten, wie ein Maler seinen Pinsel zwischen Fuß und großer Zehe einklemmte beim Malen; wie ein Schuster und Schneider sein Handwerkszeug auf diese Weise festgehalten hatte. So kroch er denn, abermals im Gefühle der süßen Thorheit dieses Daseins, aus seinem Käfig heraus und schritt auf Kayana und seine Schwester zu. Man saß ein Weilchen plaudernd zusammen, während Heinrich aus einer winzigen Tasse den gelben Thee trank, den ihm ein humpelndes Theemädchen auf rundem, lackirtem Kredenzteller dargereicht hatte. Nach einer Weile empfahl sich Kayana mit einer vielsagenden Miene, in dem er irgend eine wissenschaftliche Sitzung vorschützte, die er noch in der Stadt habe; er mochte es für weise halten, seine Schwester mit dem Freunde allein zu lassen.

Bald, nachdem er fort war, brachen auch Heinrich und Ime auf, um gemeinsam den großen Tempel zu betreten. Sie sahen ihn vor sich ragen in seiner dunkelrothen Farbe und traumhaften Gestalt aus schwerem Holze hoch aufgebaut, mit massiven, grauen Eisenziegeln auf dem Dache, das, wie alle Tempeldächer, gleich dem Kiele eines mächtigen Schiffes, seine Traufen gespenstisch auf-

richtete. Sie betraten den vorderen Tempelraum, wo ihnen ein betäubendes Getöse entgegenkam vom Glockenläuten, vom Dröhnen der Gongs, vom dumpfen Rollen der Trommeln, vom Lachen und Kichern der Mädchen, vom Beten der Gläubigen, die ihre Gebete an den Rosenkranzkugeln abzählten, in die Hände klatschten, sich tief verbeugten und sonstigen bewegten Lärm vollführten. Sie sahen um einen Götzen, der hinter einem Drahtgeflecht saß, eine andächtige Gesellschaft versammelt, welche weiße Papierkügelchen durch die Netzmaschen auf den Gott spuckten. Ein Priester schrieb Gebete auf kleine Papierstücke, welche die Frommen dann zerkauten und durch den Draht spieen. Blieben die Kugeln hängen, so ward die Bitte nicht erhört, trafen sie das Götzenbild, so war es eine gute Vorbedeutung. Hunderte von Tauben schwirrten durch den Tempelraum und um die Höhen der Stützpfeiler und Säulen: im hinteren Tempelverließ, wo Eintritt bezahlt wurde, sahen sie den Oberpiester in einem scharlachrothen Gewand vor dem Altar der Göttin der Barmherzigkeit eine Art Messe feiern. Er trug eine prachtvolle, grüngoldene Schärpe über dem rothen Meßgewand; der Rosenkranz glitt durch seine Finger; auf dem Haupte saß ihm die Inful, welche aus Tuch eigenthümlich zusammengefaltet mit zwei herabhängenden Flügeln der Haube eines elsässer Landmädchens glich.

Ime und Heinrich blickten eine Weile stumm diesem lärmenden, wüsten Getriebe zu. Heinrich fand, daß hier nicht der Ort war, wo er seinen Gefühlen Ausdruck geben

konnte. Er frug Ime, ob sie auch zur Göttin der Barmherzigkeit beten wollte.

„O nein!“ sagte diese, indem sie wie beschämt ihre Augen senkte, „an all' diese Dinge glaube ich nicht. Mein Bruder hat mich anders belehrt. Ich verehre in Buddha nur einen edlen Menschen und einen tiefen Denker. Mein Bruder hat mich eingeweiht. Nur dem Volke ist unsere Lehre ein Götzendienst; die Gebildeten nehmen die Lehren des Buddhismus reiner auf und forschen in der Natur, über deren Wandlung in Pflanzen und Thieren der Buddhismus Aehnliches lehrt, wie Ihr Darwin und sein Buch von der Entstehung der Arten.“

Welch seltsames Gefühl überkam Heinrich, als er das Mädchen mit dem Fächer im zarten Seidengewand solcherlei reden hörte! Ihr war also eine Anschauung schon von den uralten Lehren Buddhas her geläufig und selbstverständlich, welche in seiner Heimath die Geister noch gährend bewegte und verwirrte.

„Wollen wir einmal zu diesem edlen Buddha wallfahren? Es ist auch ein Buddhatempelchen hier. Das müssen Sie sehen. Da bin ich schon seit meinen Kinderjahren oft hingewandert und habe Blumen als Opfergabe dem edelsten Denker gespendet. Es ist mein Lieblingsplätzchen. Kommen Sie, dort ist es heimlich und lauschig.“

Sie lächelte leise und sinnig vor sich hin. Heinrich schaute sie von der Seite an und unendlich liebenswürdig erschien ihm dies Wesen. Aber es war, als sei auf ein=

mal das Gefühl einer dunklen Wehmuth über ihn gekommen, die er nicht zu deuten wußte.

Er folgte Ime und wanderte mit ihr wieder hinaus in die schönen, weiten Tempelgärten. Hier schritten sie unter Platanen und Ahornstämmen im Schatten der Zweige hin und blickten über die weiten Wiesen und Anlagen, wo zartgelbe, rosige und weiße Azaleeen blühten, wo die Kirschbäume im vollsten weißen Blüthenschnee standen, während noch einige Nachzügler der Kamelien ihre üppigen Blumenbusen eröffneten. Hinter dunklen Kryptomerien ragten lauschig versteckt im Schatten die Tempeldächer vor; ein Pagodenthurm, fünf Stockwerk hoch, mit Glöckchen an den Dachtraufen der Stockwerke, ragte geheimnißvoll zwischen Ulmenstämmen in den Himmel.

Ime strahlte die reinste Blumenfreude aus ihren Augen. Sie pries die Schönheit der Kirschenzweige, blieb unter einem Kirschbaum stehen und sagte Heinrich, er solle ihn ein wenig schütteln. Er that es und sogleich regneten viele weiße Blüthenblätter auf Ime herab, während sie mit glückseliger Miene die Blättchen sich umflattern fühlte und voll zärtlicher Dankbarkeit auf Heinrich blickte.

„Liebst Du die Blumen?!“ frug er.

„Ob ich sie liebe? Ganz Japan liebt die Blumen. Wenn eine Blumenausstellung in diesen Gärten ist, so kommen aus den entlegensten Gegenden des Reiches die Reisenden, um die Irisblüthen, die Päonien und Lotosblumen anzustaunen und im ganzen Lande spricht man von der schönsten Blume.“

„Du liebliches Blumenmädchen," sagte Heinrich, indem er von Neuem den Kirschbaum schüttelte, dann bin ich ja im Blumenlande, wo ich immer bleiben möchte."

Ime lächelte ihn freundlich an, schüttelte sich, um die Kirschblüthen abzufächeln und sagte:

„Kommen Sie, wir wollen zu meinem Lieblingsplatze gehn und Blumen auf den Altar Buddha's legen!"

Sie schritt nach einem Gärtnerhaus, wo Blumen feilgeboten wurden. Heinrich stand neben ihr und kaufte. Sie suchte sich die schönsten Rosen, eine weiße Kamelie, rosige Azaleeen, eine Lotosblume und einen blühenden Kirschenzweig aus und wandelte mit diesem kostbaren Gebinde in der Hand in eine abgelegenere Gegend der Gärten. Hier war kein Mensch zu sehen; ganz einsam und in der tiefen Schattenstille unter mächtigen Bäumen wandelten Beide hin und sahen ihre Schatten auf dem Wege, wo die Sonnenstrahlen hereinfielen, vor sich hergleiten.

In der dunkelsten Einsamkeit des Parkes, wo eine Quelle rieselte, stand ein kleiner Tempel. Sie traten ein, wo Alles still und feierlich war. Kein Mensch darin. Ein Altar stand an der Rückwand des Tempels. Da ruhte ein bronzenes Buddhabild im tiefen Frieden auf dem trommelartigen Unterbau, der mit blau- und weißgewürfelter Seide verhangen war. Zwei goldene Leuchter standen auf dem Altar, Rauchgefäße und heilige Geräthe. Zwei hohe, künstlich getriebene, mit ehernen Blumen-

blättern und Blüthen umrankte Vasen, fast so hoch wie Ime selbst, ragten zu beiden Seiten des Heiligthums. Eine schuppige Schlange aus Erz wand sich um den Fuß der Blumengefäße.

Eine Weile blieben Beide stumm. Ime blickte sinnend auf ihre Blumen. Dann begann sie leise und schüchtern zu reden, indem sie ihren Kirschenzweig vom Strauße löste und, die Augenlider sanft gesenkt, darauf niederblickte:

„Du lieber Kirschenzweig, dich will ich nun auf den Altar des ewigen Friedens legen, wo wir das selige Nichtsein ahnen. Fein haben sich deine Blüthen und die zarten Staubfäden gewandelt aus schüchternen Blatttrieben, die in's grüne Leben strebten. Grün wollten sie werden und sich freundlich entfalten, da schaute das wärmende Auge der guten Sonne auf sie und es regten sich geheime Triebe, daß sie verklärt im weißen Gewande und emporgelockt aus der Dunkelheit des Stammes heraustauchten. Da wurden sie die schönsten, weißen Blüthen."

Sie hielt inne und blickte ein wenig zu Heinrich auf. Er sah gerührt zu ihr nieder und auf den Strauß in ihrer Hand. Sie senkte wieder die Augen und fuhr fort:

„Du liebe, rothe Rose, Du zarter Schmuck, Du sollst nun neben Deinen Schwestern ruhen. Lieblich sind die kleinsten Waben Deiner Blätter, darin duftende Oele in winzigen Tröpflein ruhen, welche Du der Mutter Erde entsaugst. Auch Du hast Dich verwandelt zur schönsten Gestalt und wirst Dich weiter wandeln, wenn Du welkest

wie die Liebe der Menschen. Du heilige Lotosblume, Du Gottesgeheimniß unter den Blüthen, einst waren auch Deine Ahnen winzige Algen und Zellenhäuschen, aber sie vereinigten sich wie die Tropfen des Wassers zusammenfließen, und in der ewigen Wandlung der Gestalten wirkte Brahma auch Deine Blüthengestalt aus den Blättern. Ihr alle seid meine lieblichen Schwestern, denn als das Reich der Blumen gegründet war, welche gebannt in der Erde auf ihren Wurzeln ruhen, lösten sich andere wunderbarere Blumen ab, welche höhere Gestaltung zeigten. Und in Jahrmillionen hatten sie sich in Liebe und Haß, in Kampf und Noth, zu singenden Vögeln und freundlichen Gazellen gestaltet, bis ein Menschenmädchen Blumengedanken über euch sann und seine Schwestern auf dem Altar des Friedens opferte."

Sie theilte den Strauß in zwei Theile, ging stille lächelnd zu dem Altar, erhob sich ein wenig auf den Zehen und legte die Blumen in die ehernen Blumenständer.

Heinrich hatte alle ihre Worte gehört. Eine tiefe, unsagbare Wehmuth war über ihn gekommen, eine grenzenlose Sehnsucht nach einem Wesen, das all das nicht verstanden, was Ime so sinnig vor dem Altar geredet hatte. Warum mußte der Mann auf einmal mit heimwehreicher Liebe und Sehnsucht der deutschen Eva gedenken, zu der die Liebe schon entschlummert schien?! Warum war es auf einmal das Weib, welches ihm gesagt, daß er ihm die Freude der Blumen gestohlen habe, nach dem alle Fibern seines Herzens zitterten?! Jetzt wandte sich das Mädchen am Altar und blickte wie in einer seligen, glücklichen

Erwartung auf ihn. Als sie sein Angesicht sah und den Ausdruck, der, in die Ferne gerichtet, eine heimträumende Sehnsucht verrieth, da wurde ihr armes Herz von tiefem Weh erfaßt. Sie hatte Alles errathen.

Langsam sank sie, sich wieder abwendend, vor dem Altare nieder und verharrte so eine lange Weile. Heinrich war leise hinausgeschlichen und fühlte einen bitteren Schmerz. Drinnen vor ihren Blumen aber weinte Ime heimliche Thränen ihrer armen Liebe. —

Als sie ihre Thränen getrocknet hatte, trat sie ruhig und stille lächelnd wieder heraus. Sie nahm leise Heinrichs Hand und sagte: „Reisen Sie bald, lieber Herr. Wir werden Beide glücklicher sein. Die Blumen müssen welken, aber sie welken an frommer Stätte.“ —

Schon zwei Tage nach diesem stand Heinrich reisefertig in Kayanas Hauspforte. Voll Wehmuth war der Abschied. Kayana sagte: „Wir werden uns wol nicht mehr sehen in diesem Leben, mein Freund. So tauchen Menschenbilder vor einander auf und schwinden wieder in die Fernen der Zeit und des weiten Raumes. Das beste ist ein stilles Angedenken und das Leben im Dienste des großen Gottes, der gewiß in allem, wenn auch uns Armen unerkennbar, webt.“

„Soviel Glück, als Blüthenblätter von unserem Kirschenbaume auf mich niederfielen, wünsche ich Ihnen in die weite Ferne mit,“ sagte Ime, als Heinrich ihr zum Abschiede die Hand küßte und eine heiße Mannesthräne auf diese fiel. Dann schwanden vor seinem

Augen die Bilder des Mädchens und des Mannes in der Pforte, als er noch einmal Lebewohl gewinkt hatte.

Bald auch rauschte das grenzenlose Meer um ihn und um das Schiff, auf dem er Meeresgründe durchbrausend nach der Heimath strebte, während Wellenberge auf- und niederkamen. —

Ende des zweiten Buches.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Im königlichen Hofschauspiele über den menschenerfüllten Schaugängen und Rängen leuchteten mit plötzlichem klaren Scheine die erglühenden Drähte der elektrischen Flammen auf. Ein geisterhafter wunderbar gereinigter Lichthauch verbreitete sich durch den hochgewölbten, weiten Zuschauerraum und übergoß die rauschende weißseidene, dunkelrothe und blauschimmernde Kleiderpracht der Frauen und Mädchen in den Brüstungssitzen mit einem verklärten Halbtage. Aus der Dämmerung, die erst in dem geräuschvollen, bewegten Kuppelbau geherrscht hatte, tauchten mit einem Male die weißen, entblößten Schultern prachtvoller Frauen auf, erglühten die Purpurrosen in den Haarbauschen und Locken der Mädchen. Es klappten die Sitze im Erdgeschosse, die Herren im Sperrsitz lehnten rücklings an den Sitzlehnen, und hielten durch ihre Operngucker Umschau unter den lieblichen,

leichterrötheten Mädchengesichtern, schauten nach den Büsten der anspruchsvolleren Schönen und neigten sich grüßend zu Freunden und Bekannten hinüber.

Mitten im Erdgeschosse stand ein blonder Mann mit verschränkten Armen und blickte über die buntbewegte Menge von hundert Menschengesichtern vor sich hin, über bärtige Männerköpfe und leichtgeneigte, sinnende Mädchengesichter, welche erwartungsvoll mit ihren Augen auf dem Vorhange der Bühne hafteten. Verbrannt und von den Wettern der Erde mit kräftigen Spuren durchzeichnet war sein Antlitz; auch sein Anzug verrieth den weitgereisten Weltwanderer, der nur eben erst in die Heimath zurückgekehrt war und noch nicht ganz wieder an heimischen Brauch und die Rücksicht öffentlicher Sitte sich gewöhnt hatte. Erst seit zwei Tagen war Heinrich wieder in der Heimathstadt; noch waren die Bilder Indiens und Arabiens, des Suezkanals, Griechenlands und Italiens frisch in seinem Geiste, nur fünfunddreißig Tage hatte die Heimfahrt gedauert, und kaum konnte er sich an den Anblick der heimischen Zuschauermenge gewöhnen, die er aufgesucht hatte, um nach langer Zeit einmal wieder so viele altgewohnte, bekannte Gesichter auf einmal beisammen zu sehen und seinem Geist eine Abspannung und Erleichterung zu gönnen.

Ein ganz eigenthümliches Gefühl überkam ihn, als er so über die erwartungsvolle Schaar blickte und in langen Reihen nur Frauen- und Mädchengesichter, Menschengesichter der Männer nebeneinander sah. Tausend und Abertausende von Menschengesichtern hatte er auf seiner

Reise gesehen; rostbraune Indianergesichter mit bunten Helmen aus leuchtenden Papageienfedern, schiefäugige Mongolengesichter der Japaner und Chinesen mit den langen Zöpfen, bräunliche Gesichter der Indier mit edlem Ausdrucke der Augen, Türkinnengesichter vermummt unter dem Kopftuche, bildschöne Griechengesichter in den Küstenstädten seiner Reise. Und nun saßen tausend erwartungsvolle Köpfe, dicht nebeneinander gedrängt, herzige, offene deutsche Mädchengesichter, feine Frauenbilder mit dem Ausdruck holder Würde wie ein einziges, tausendköpfiges Wesen vor ihm, das mit hellen Augen in den berauschenden elektrischen Lichtschein sah und tausend liebliche Lippen regte.

„Du liebes Menschenleben," sagte Heinrich zu sich im Stillen, „Du großer, tausendköpfiger Brahma, ich armer Weltwanderer segne Dich im Stillen, da ich wieder heimgekehrt bin. Draußen über dem Kuppelbau, der uns umschließt, scheint der holde Mond und gießt sein Licht auf dieses große Menschengehäuse herab. Ach, ihr guten Menschenkinder, ihr kleinen, lieben Menschenmädchen, wenn ihr wüßtet, wie ich euch liebe. Du liebes, gemüthliches Weltall, zu Dir bete ich voll stiller Heiterkeit. Ich könnte ein glücklicher Mann sein, wenn Du mich jetzt Diejenige wiedersehen ließest, nach der die Sehnsucht mich durch so weite Meere heimführte."

So dachte er und fühlte, wie jedes Wesen seine Heimath liebt. Er schlug die Augen auf und blickte nach den Rängen empor. Das Blut schoß ihm in den Kopf; er mußte sich festhalten, um nicht zu taumeln, denn als

nähme ihn das Schicksal beim Wort, sah er eben eine hohe Frauengestalt am Arme eines anderen Mannes sich zwischen den Sitzen nach einer Brüstung durchwinden. Hinter dem Paare folgte eine andere Frau. Er konnte das Gesicht des Mädchens am Arme des Mannes droben nicht erkennen; er sah nur ihren schönen Nacken und das goldbraune Haar.

Im selben Augenblicke hörte er neben sich zwei Stutzer mit einander reden. Der Eine näselte:

„Haben Sie gesehen? Da oben?!"

„Wo?!"

„Im ersten Rang. Das ist der Doctor Streicher. Seine Frau läuft hinterdrein und er führt das Fräulein Eschenbach. Da weiß man auch nicht, was man denken soll! Na, na!"

„Ja, wissen Sie denn das Neueste?!" frug der Andere. „Ich weiß es aus bester Quelle. Er hat neuerdings eine sehr interessante Liaison mit der Remscheid."

„Was? Mit wem?!"

„Mit der Angiolina Remscheid, die wir heute Abend tanzen sehen. Die ganze Geschichte ist echt Streicherisch. Aber Chic ist darin. Also unter dem Siegel vollkommenster Indiskretion: er besucht die schöne Angiolina schon seit ein paar Wochen. Angiolina tritt heute zum letzten Male auf, um sich dann in's Privatleben zurückzuziehen. Schade um unser Ballett. Seit der Lola Montez hat man keine solche Tänzerin gesehen in Europa."

„Wissen Sie, daß ich ihr eigens für heute einen Lorbeerkranz werfe?!" sagte der Andre.

„Na, dann werfen Sie zu! Im übrigen verbürge ich, daß Angiolina binnen einigen Wochen Frau Streicher sein wird.“

„Ah — Unsinn!“

„Ich garantiere, denn ich kenne sie. Was sie will, setzt sie durch. Und sie will den schönen Doctor heirathen, um ihre Reputation herzustellen. Der Doctor aber braucht eine reiche Frau; Geld genug hat sie. Voilà tout.“

„Er wird sich bedanken. Eine Frau, die von ihrem ersten Manne, dem Schauspieler Rochegrosse, geschieden ward, weil Seine Gräflichkeit, Graf — na, Sie wissen schon, wer — mit ihr zusammen in Paris war —

„Erlauben Sie, das macht ja doch nichts. Der Graf wollte sie ja doch heirathen.“

„Freilich wollte er — in Parenthese oder auch nicht! Aber da meldete man ihm eines Tages, daß sie neuerdings Besuche des Doctor Streicher empfinge und nun hören Sie — mein Freund, Rechtsanwalt So und so — die Discretion verbietet mir seinen Namen zu nennen — sagt mir, daß in der Scheidungsurkunde von ihrem Manne, dem Rochegrosse, die beiden Kinder, zwei nette kleine Jungen, dem Vater zugesprochen wurden und jeder Verkehr mit den Kindern ihr untersagt ist, weil sie als Frau Rochegrosse Geldgeschenke von dem Grafen angenommen hat. Das Gericht hat darin eine Art Vergütung gesehen — verstehen Sie —“

„Nun, wenn das so ist, wird Streicher sie auch nicht heirathen. Da glaube ich denn doch eher daran, daß er das Fräulein Eschenbach nimmt.“

Plötzlich brach das Gespräch der Herren ab. Die Klingel zum Beginn der Vorstellung hatte geschellt. Noch einmal ging ein Rauschen durch das Schauspielhaus; die Zuschauer setzten sich zurecht. Der Vorhang rollte in die Höhe und man sah in eine altgriechische Arena, wo im Hintergrunde Männer in griechischen Gewändern im Zuschauerraume saßen, während spartanische Jungfrauen in aufgeschürzten Gewändern gleich Amazonen einen altgriechischen Reigen aufführten. Als Chorführerin neigte sich Angiolina und führte die anmuthigen Tänzerinnen an, welche mit Rosenkörben in der Hand auf ein Bild der Terpsichore, der Muse der Tanzkunst, hinschritten.

Heinrich sah von alledem Nichts. Die Ohren schallten ihm noch von den Worten, die er gehört hatte. Er spähte hinauf nach der Brüstung, wo Eva zwischen Streicher und seiner Frau saß; im Dämmerlichte des Raumes erkannte er ihr Gesicht, wie es sich seitwärts über der Brüstung vorneigte und auf den Tanz blickte. Er hätte heulen mögen wie ein Kind, als er dies dämmernde Antlitz sah, nach dem er sich Jahre lang gesehnt hatte und das er nun so wieder finden mußte. Was konnte nicht Alles geschehen sein, da sie gerade mit dem Menschen da oben saß, über den er so Wegwerfendes eben gehört hatte, den zur Rechenschaft zu ziehen wegen des Mißbrauchs seines Namens in jenem Blatte er heimgekommen war. Am Morgen des ersten Tages der Rückkehr hatte er einen Brief an Eva gerichtet, welcher ihr seine Rückkunft anzeigte und sie frug, ob es unerbittlich bei dem bleiben sollte, was sie ihm einst beim

Abschied geschrieben. Um ihretwillen sei er heimgekehrt, der Gedanke an sie habe ihn in den Urwäldern Brasiliens und unter lieben Menschen in Japan heimgezogen. Er bitte um ein freundliches Wort, daß sie ihn nicht ganz vergessen habe. Er hatte vergeblich auf Antwort gewartet; jetzt ward ihm als Antwort das Bild der Geliebten neben einem solchen Menschen. Das konnte nimmer gut sein. —

Um nur endlich diese Qualen, diese Ungewißheit los zu werden, suchte er mit Absicht seine ganze Aufmerksamkeit auf das Ballett zu richten. Es fiel ihm sehr bald auf, wie entzückend, wie keusch und voll zartester Frauenwürde diese Angiolina tanzte. Da war nichts Zweideutiges, nichts Niedriges, da war der unvergällte Reiz des anmuthigsten Neigens und Wandelns, rhythmischer Menschenschöne und ungekünstelter Frauenlieblichkeit. Es wurden keine häßlichen Sprünge und verwegene Gliederverrenkungen dargestellt; das Ballett führte nur eine Auswahl der schönsten Tänze vor, welche Menschenmädchen seit zweitausend Jahren getanzt hatten. Auf den altgriechischen Tanz folgten, durch anmuthige Verwandlungskünste der Hintergründe abgelöst, mittelalterliche Tänze und Reigen verschiedener Völker. Angiolina wußte sich in jedem Gewande zu benehmen, sie war nicht minder schön als griechische Jungfrau und als byzantinische Schöne; sie neigte sich als Bajadere mit gleicher Gewandtheit und Taktanmuth, wie als Führerin im Reigen altdeutscher Jungfrauen. Rauschender Beifall lohnte ihr, als der Vorhang sich senkte. Das Lampenlicht strahlte

von Neuem blitzartig über den Zuschauerraum, Lorbeerkränze fielen raschelnd auf die Bühne. Angiolina neigte sich und blickte mit einem holden Lächeln voll leichter Schelmerei nach Streichers Brüstung hinauf. Heinrich erhaschte mit flüchtigem Blicke eine Geberde Streichers, wie dieser sich, leise Angiolina zunickend, den Bart strich in vollendeter sieghafter Behaglichkeit eines erfahrenen Frauengebieters. Gleich darauf aber wendete er sich an Eva Eschenbach und nun begann von seiner Seite ein Mienenspiel so prahlerischer und herausfordernder Art, daß Heinrich das Blut von Neuem in's Gesicht schoß. Und sie lächelte zu Streichers Worten; sie blickte über Heinrich weg, sie schien ihn nicht zu sehen oder zu kennen.

Der eine Nachbar stieß den Anderen an und flüsterte laut genug, daß Heinrich Alles hörte:

„Sehen Sie den Doktor?! Wenn der es nicht auf das Fräulein abgesehen hat —! Wie könnte er Absichten auf die Angiolina haben —!"

„O" — meinte der Andere und schnalzte mit der Zunge — „das macht ihm Nichts. Wenn er das Geld der Angiolina heirathet, warum soll er nicht das hübsche Gesicht der Anderen lieben? Sie sehen ja, seine Frau hat Nichts dagegen."

„Es ist ein Skandal!" flüsterte der Erste.

Unterdessen sagte oben Streicher in seinem Rücksitz zu Eva, indem er sich dicht neben sie neigte:

„Ist dieses Ballett nicht reizend, liebes Fräulein?! Wir werden einen glänzenden Bericht bringen. Das ist

doch einmal etwas Anderes. Diesen Bericht sollten Sie mir schreiben. Ich bin überzeugt, daß Sie große Anlage zur Schriftstellerei haben! Sie müssen es nur einmal versuchen?!"

„Ich?!" frug Eva lachend. „Ich? Eine Schriftstellerin? Und mit einem Ballettberichte soll ich anfangen?!"

„Was wollen Sie, liebe Eva, so ein Ballett ist, gut dargestellt wie heute durch unsere Angiolina, ein Fest für Götter und Menschen. Es beweist nur die Spießbürgerlichkeit unserer Anschauungen, daß man hierin nicht den höchsten aller Kunstgenüsse preist. Ich kann sonst die alten Griechen keineswegs verdauen, aber darin waren sie Kenner, daß der Tanz bei ihnen ein öffentliches Kunstwerk war, aus dem sich ja auch das Schauspiel erst entwickelte. Eine Frau wie unsere Angiolina steht nicht minder hoch als Künstlerin, denn irgend eine berühmte Klavierspielerin oder Schauspielerin. Sie muß über alle Künste der Anmuth gebieten und nur eine rhythmische Seele wird einen holden Frauenleib zu so entzückender Bewegungskunst und Darstellungskraft vermögen. Kein Bildhauer ist ein größerer Künstler."

„Du übertreibst wie immer!" sagte Frau Streicher kühl, indem sie sich in ihren Sessel zurückwarf und nachlässig den Fächer zuklappte. Streichers Antwort bestand darin, daß er Evas Hand ergriff, sie an seine Lippen zog und sagte, nachdem er sie geküßt hatte:

„Meine schöne Freundin Eva ist anderer Meinung. Sie achtet Angiolina als eine Künstlerin ersten Ranges.

Sie wird mir erlauben derselben die Ausdrücke ihrer Bewunderung zu überbringen. Nicht wahr?!"

„Gewiß", sagte Eva. „Es giebt nichts Anmuthsvolleres, als einen schön ausgeführten Tanz. — Zürnen Sie mir?!" sagte sie zu Frau Streicher, indem sie dieser liebenswürdig ihre Hand reichte.

„Ich liebe Sie ja wie eine Schwester!" sagte mit kühlem Lächeln Frau Streicher. „Wenn Sie sonst wollen, trete ich Ihnen sogar meinen Mann ab!"

„Lili!" sagte Streicher mit einer vorwurfsvollen Miene, die er gut erheuchelte.

In diesem Augenblicke stand es in Frau Streichers Innerem fest, sie wollte niemals dulden, daß Streicher Eva Eschenbach heirathe. Sie beschloß ihn dahin zu bringen, die Angiolina zu nehmen, da Streicher in der That schwankte, welcher von Beiden er einen Heirathsantrag machen sollte. Beide hatten Geld; Beide liebten ihn, denn er hatte keine Ursache daran zu zweifeln, daß auch Eva ihn gern habe, ob er gleich mit ihr noch nicht weiter gekommen war, als da, wo er einst auf dem Spaziergang zum Römerlager gewesen. Seit auf Zureden seiner Frau Eva indessen ihre alte Wohnung aufgegeben hatte und bei ihm selbst wohnte, in der Pflege seiner Gattin, schmeichelte er sich, daß er wol selbst den Beweggrund abgegeben hatte, der Eva den Bitten seiner Frau nachgeben ließ. Es war für ihn nur eine Frage der Zeit, mit Eva ein gleiches Ziel zu erreichen wie mit Ada Becker, wenn er nicht Eva gar heirathete. Er machte aber die Rechnung ohne seine Frau. Nur wenn diese

einen Scheidungsgrund schaffte, indem sie ihn verließ und nicht wiederkehrte zu ihm, konnte er von ihr getrennt werden und eine Andere heirathen. Das wußte Frau Streicher und sie hatte dadurch ein Mittel, welches den Mann vollkommen in ihre Hand gab.

Sie war eifersüchtig auf Eva, sie war es, weil sie in diesem Mädchen etwas erkannt hatte, das reiner und edler war, als sie selbst. Dies unglückliche Weib konnte sich im Innern nicht wirklich lossagen von dem Manne, der sie immer betrogen hatte; und der von der Liebe ihrer Jugend her gleichfalls innerlich noch an sie gefesselt war, denn diese Jugendliebe konnten Beide nicht vergessen. Sie dachte, in den Lampenschein starrend, an diese Jugendliebe, dachte daran, wie sie Beide einst rein gewesen waren im Geiste als junge, deutsche Eheleute, wie sie wahrhaft geisteskeusch in den Ehestand getreten waren, wie Streicher damals selbst noch begeistert war für Alles Hohe und Edle. Dann war Paris gekommen, dann waren sie eingeweiht worden in das Leben der Großen dort, der Ordensfälscher, der Ministerstürzer, der einflußreichen Frauen der Halbwelt; dann hatte Streicher Geschmack an diesem Leben gewonnen und hatte seine eigne Einbildung und die Einbildung seiner Frau vergiftet mit dem Hauche des Absynths, der dort die Geister lähmt. Sie lächelte geringschätzig über jene reine Tugend und fühlte doch, wie Vieles in Beiden, in ihr selbst und ihrem Manne zerstört war. —

Sie schrak auf, als der Zuschauerraum sich wieder verdunkelte und der Vorhang von Neuem emporrauschte.

Eva folgte mit Genuß dem weiteren Verlaufe des Ballets und blickte wieder vorgeneigt nach der Bühne. Sie ahnte nicht, daß in dem dämmernden Raume unter ihr mit klopfendem Herzen ein Mann saß, der jede ihrer Bewegungen schmerzlich verfolgte. Heinrich hatte gesehen, wie Streicher ihr die Hand küßte; er hatte geglaubt zu bemerken, wie ihr Blick voll Liebe auf Streicher dabei ruhte; er glaubte, sie sei ihm verloren.

Auf der Bühne erschien jetzt Angioliana im Gewande einer Braut aus der Revolutionszeit. Die Mädchen tanzten in weißen Spitzenröcken, griechisch unter der Brust geschnürt und gegürtet, mit gefältelten Aermelpuffen an den Schultern über den entblößten Armen. Die Röcke schleuderten sich in anmuthigen Falten um die Knöchel der Mädchen, wenn sie die Menuette tanzten, sich an den Händen faßten und unter emporgehobenen Armen sich durchwanden. Sie verneigten sich vor einander; mit den Tänzern wirbelten sie sich dann paarweise herum, während die Ringellöckchen unter ihren Haarkronen leicht erbebten.

Als der Vorhang sich wieder senkte nach dem zweiten Aufzuge, sagte Eva zu Streicher:

„Ach, wie viele schöne Tänze hat es doch in dieser Welt gegeben! Man möchte als Mädchen alle vergangenen Jahrhunderte mit durchlebt haben, um sich so durch die schöne Vergangenheit hindurchzutanzen, immer in andrem Gewande, bald als griechische Jungfrau, bald als Schöne mit Schönpflästerchen und Zopfkleidchen, bald im Empirekleide wie jene!“

„Und wie hübsch müßte es sein,“ sagte Streicher mit

einem Lächeln, „in jeder Vermummung wieder einen anderen Tänzer dabei zu haben in jedem Jahrhundert und sich in ihn ein ganz klein wenig zu verlieben!“

„Gehen Sie,“ sagte Eva; „Sie sind ein arger Schalk!“

„Ich gehe!“ sagte Streicher mit einer Verneigung und verließ seinen Rücksitz. „Ich will nur der schönen Angiolina Ihre Bewunderung melden.“ Frau Streicher rückte auf ihrem Sessel und flüsterte dann angelegentlich mit Eva.

Heinrich hatte kaum gesehen, daß Streicher seine Loge verließ, als auch er hinaus eilte, um mit dem Doctor zusammenzutreffen und ihn womöglich an Ort und Stelle zur Rechenschaft zu ziehen. Aber er wartete vergeblich im Rundgange. Streicher war durch ein Seitenthürchen in den Bühnenraum gegangen. Er hatte sich in Angiolianas Ankleidestübchen gemacht und fand die Schöne vor ihrem Spiegel eben damit beschäftigt, einen hundertfältigen, durchsichtigen Balletrock um die Hüften zu schnüren, während zwei Elfenflügel neben ihr lagen, welche als Elfe aus ihrem Nacken herauswachsen sollten. Streicher umfing sie rasch von rückwärts und küßte sie auf den Hals.

„Ich soll Dir bewundernde Grüße von Fräulein Eschenbach und meiner Frau sagen. Du tanzest wie ein Engel!“

„Da, schnalle mir die Elfenflügel an. Es ist zum letzten Male. Ich werde als Königin der Elfen enden und dann, lieber Mensch, dann bin ich — Dein!“

Er legte ihr die Seidenfittige um die schönen Schultern und reichte ihr die Elfenkrone. Dann küßte er sie von neuem auf ihren entblößten Arm.

„Mein?!“ frug er glücklich. „Mein, schöne Titania?! Soll ich Oberon sein?!“

„Warum nicht gar der Weber mit dem Eselskopf? Soll ich Dich mit Blumen bekränzen etwa und Senfsamen auflegen?! Dein will ich sein, wohlgemerkt — aber nur, mein Edler, als Deine rechtmäßige Frau!“

„Meine Frau?“ sagte er selbst überrascht. „Es ist nicht möglich!“

„Warum nicht? Ich habe beschlossen, Dich zu heirathen, mein guter Junge. Einmal muß ich Dir's sagen, also sage ich Dir's gleich heute. Weißt Du, daß ich nur Deinetwegen der Bühne entsage und mich in's Privatleben zurückziehe? Ich will von meinem Vermögen leben und wenn alle Stränge reißen, können wir ja Tanzunterricht geben. Du kannst mit Muße Deiner Schreiberei leben und Dein Blatt, worein Du schon so viel Geld gesteckt hast, wie Du sagst, mit Behaglichkeit fortführen, kannst aller Welt Deine Meinung ungestört in's Gesicht drucken und hast dazu ein hübsches Weibchen, das Dich über alle Maaßen liebt. Sage, mein lieber Posaunenengel, wäre das nicht gar zu nett?!“

„O freilich — gar zu nett wäre das!“ sagte Streicher mit verlegener Glückseligkeit.

„Wenn ich Dich geheirathet habe, dann können sie mir doch meine beiden lieben Herzensjungen nicht mehr vorenthalten! Meinst Du nicht, Eduard?!“

Plötzlich warf sie sich auf einen Stuhl und weinte ungeduldig wie ein Kind. „Sie haben mir meine Kinder genommen; Rochegrosse, dieser — sie brauchte ein wildes Schimpfwort — hat sie bei der Scheidung zugesprochen erhalten — ich soll sie nie wieder sehen — ich will sie sehn — wenn ich Dich heirathe, bin ich wieder eine anständige Frau — Du kannst mich retten aus dieser Schande — aber Du liebst mich auch nicht — ich weiß es — Du willst die Andre nehmen — die Eschenbach — ich weiß es — ich soll meine Jungen nicht mehr sehen — Du liebst sie, ich weiß es —"

Ganz bestürzt schaute Streicher ihr zu. „Ich versichere Dir," stammelte er, „Du irrst — ich versichere —"

„Was?!" sagte sie verächtlich, indem sie unter Thränen aufblickte. „Du versicherst?! Ist sie nicht längst im Stillen Deine Frau?! Wohnt sie nicht bei Euch? Und die wäre nicht schon längst —?!"

„Aber Angiolina" — stotterte Streicher; „meine Frau?! Ich bin nicht so weit mit ihr —! Ich habe sie nicht ein einziges Mal geküßt —"

„Was? Du? Nicht ein einziges Mal?!"

„Wahrhaftig!"

Angiolina sprang auf und lachte ihm in's Gesicht. „Eduard! Das ist zu köstlich! Nichts erreicht! Und das will der große Frauenbesieger sein! Ja, da müßte man sich ja ordentlich schämen, Dich zu heirathen!"

Sie lachte ihn ganz unverhohlen aus. Er ärgerte sich im Stillen und fand sich selbst sehr dumm und

thöricht, daß er mit Eva einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, der so ganz platonisch blieb. Angiolina aber packte ihn endlich ganz vergnügt am Kopfe, als die Klingel ertönte, küßte ihn und sagte:

„Ach, Du Unschuldslämmchen, komm, ich will Dir verzeihen. Ich will Dich heirathen trotz alledem und Dein süßes Weibchen werden. Bleibe nur gleich bis zum Schlusse der Vorstellung hier. Jetzt will ich als Elfe von Blume zu Blume fliegen und bei jeder Blume, die ich als Biene küsse, an Dich denken. Lebewol, süßer Schatz!"

Sie hob sich auf die Fußspitzen empor und küßte ihn auf die Augen. Dann schwebte sie wie ein Vogel davon. Streicher sah ihr mit Entzücken nach und fühlte sich doch sehr unbehaglich. Es sollte Ernst werden mit dieser Heirath. Er konnte aus mehreren Gründen nicht gut zurück; er hoffte einzig auf seine Frau, daß sie ein Hinderniß sein werde, indem sie in die Scheidung nicht willigte. Er blieb mit sauersüßer Miene hinter den Versatzstücken sitzen bis zum Schlusse der Vorstellung.

Heinrich erwartete ihn lange draußen in der Vorhalle. Als sich Niemand zeigte, verließ er in tiefer Trauer um Eva, in bittrer Pein über das, was er gesehen und gehört, das Schauspielhaus. Er vermochte nicht länger zuzusehen, er mußte sich sammeln, mußte die verworrenen Lebensgeister im Freien beschwichtigen, um Rath bei sich selbst zu holen, was zu thun sei. Er wanderte hinaus, durch die stillen Straßen und blickte nach dem Monde, der zwischen weißen Wolken am Himmel

voll aufwärts zu eilen schien in tiefer Ruhe seines milden Lichts. Da war Heinrich wieder allein mit sich und der großen Schöpfung der Gestirne und während er die Faust ballte und zum Monde schaute, kam eine stolze Siegesgewißheit und ein grenzenloses Vertrauen über ihn zu diesem monderleuchteten, dunklen Weltbau, daß er sich sagte, in ihm werde nicht das Schlechte und Verderbte Herrscher sein. Es darf nicht! sagte er halblaut, während er die Faust fester ballte und dem Eilen des Mondes mit dem Auge folgte; siegte das Schlechte, so müßte diese kleine Faust den Mond und die Erde und dies ganze Gebäude mit einem Schlage zertrümmern können. Sie kann es nicht, darum sei still und vertraue.

Unterdessen schwebte Angiolina zwischen ihren Elfen auf der Bühne von Blume zu Blume und mit wogenden, weißen Armen neigten sich die Mädchen zu einander, Blumengewinde umeinanderschlingend und sich zum holdseligen Knäuel hineinverwirrend, daß man hundert Füßchen in schöner Regel durcheinandertrippeln sah, während die Elfenkönigin stets von Neuem dem bunten Wirrsal entschlüpfend das verschlungene Gewinde des Lebens entwirrte und durchsichtige Ordnung aus dem verworrenen Getriebe wieder herstellte. Sie entfaltete noch einmal alle Schönheit ihres Leibes in Stellungen und Lagen der Anmuth, um zuletzt in einer großen Blume gelagert, in reizender Ermüdung zu entschlummern. Da wurde eine leise Musik gehört, alle Elfen neigten sich und ließen die Flügel hängen. Sie kamen hin zur Königin und fanden, wie das Geberdenspiel ergab, daß die Königin aller Tänze

gestorben war. Ein leiser Trauermarsch begann; die Elfen tanzten einen Todtentanz, der schauerlich und lieblich zugleich erschien durch die düstere, grelle Beleuchtung des Ganzen, die Sanduhren und Hippen, welche die Mädchen trugen; die Schädelmasken, welche sie aufgesetzt hatten. Das war der letzte aller Tänze, der zugleich als der anmuthigste von allen erschien.

Nun fiel der Vorhang, und ein Jubel, ein Rufen, ein Klatschen der Menge begann, das kein Ende nehmen wollte. Von Neuem fielen Lorbeerkränze und Blumengebinde; Angiolina feierte ihren letzten und höchsten Sieg. Ueberladen von großen Lorbeerkränzen kam sie dann in ihre Ankleidestube zu Streicher, während sich die Ränge leerten und allmählich das Haus verödete. Die Lichter verlöschten und Dunkel breitete sich aus über den weiten Raum, wo noch eben das bunte Leben all seine geheime Lust, seine geheime Angst, seine großen Frevel und seine zarten Freuden versammelt hatte.

Eva fuhr mit Frau Streicher nach Hause. Der Doktor mußte helfen Angiolinas Lorbeerkränze und Blumen in einen Wagen packen und nach ihrer Wohnung mitfahren. —

Erst spät kam er nach Hause. Als er mit seiner Frau allein war, da Eva sich auf ihre Zimmer begeben hatte, welche sie dem Streicher'schen Ehepaare abgemiethet, frug die Gattin, während sie ihrem Manne den Nachtthee einschenkte:

„Warum kommst Du schon so zeitig nach Hause?!“

„Weil ich Dich liebe, süße Lili. Bei Dir ist es doch am schönsten.“

„Narrheit! Du säßest doch auch viel lieber droben beim Fräulein Eschenbach, wenn Du Dir das getrautest!“

„Nur bei Dir ist mein Glück!“ sagte er, indem er ihre Hand zu küssen suchte. „Wenn ich mir eine andere Frau suche wegen des lumpigen Geldes, so gehört meine Liebe nur Dir. Wir sind ziemlich abgehaust, liebes Herz, die Hälfte Deines Vermögens steckt in dem verwünschten Blatt, das nicht geht; Du hast es großmüthig geopfert, um mir durch die Zeitung eine Stellung zu verschaffen; sollte ich Dir nicht dankbar sein?“

„Laß doch diese Sentimentalitäten! Ich wette, Du hast es im Stillen längst mit dem hübschen Fräulein oben. Ihr spielt gut, das muß man sagen!“

„Gewiß nicht, Lili! Hältst Du es nicht für möglich, daß ein Mann mit einem edlen Frauenwesen auch einen reinen Freundschaftsbund schließen könne? Ich bedarf einer solchen Freundschaft.“

Frau Streicher lachte hell auf. „Du?! Freundschaft! Edles Frauenwesen! Ah!“ — Auf einmal wurde sie sehr blaß und sank tief verletzt in einen Stuhl. „Es ist wahr“, sagte sie tonlos vor sich hin, „eine Andere hat seine Freundschaft; da vermag er es. Und ich! — O —!“ Sie stöhnte vor sich hin, wie von einem tödtlichen Hasse erfüllt.

„Weißt Du, Lili“, sagte Streicher auf einmal, „weißt Du es, daß, wenn wir Männer innerlich verlumpen, nur unsere Frauen daran Schuld sind?“

Sie maß ihn mit einem langen, verächtlichen Blicke. Dann erhob sie sich und sagte mit unterdrückter Stimme, blaß wie der Tod:

„Wenn Du ein Mann wärest, dies Mädchen oben wäre längst mehr, als Deine „Freundin!“ Aber Du bist kein Mann! Du wagst es nicht; Du kannst es nicht. Nur lüderliche Frauenzimmer, an denen selbst Nichts war, eroberst Du; ein wirkliches Weib, wie Jene, wickelt Dich um den Finger und läßt Dich nach ihrer Pfeife tanzen. Es ist nicht die Männlichkeit in Dir, welche auch die Unschuld zu besiegen vermag; das aber macht erst den Mann, den ich achte.“

Sie sprach es und verließ das Zimmer. —

Streicher hatte eine schlaflose Nacht. Angiolina, seine eigene Frau hatten ihn verhöhnt, weil er, in wirklicher Achtung vor Evas Frauenwürde, einen Trost seines verlotterten Daseins darin gefunden hatte, mit einem edlen Frauenwesen eine reinere Freundschaft zu schließen. Als er einst im Walde bei dem Römerlager Eva in all ihrer schönen Seelenanmuth kennen gelernt hatte, war eine Scheu in ihn gekommen, welche ihm verbot, weitere Versuche zu machen. Und nun verlachte man diese Scheu. „Es ist nicht die Männlichkeit in Dir, welche auch die Unschuld zu besiegen vermag!“ Dies Wort seiner Frau machte ihn schlaflos. Lange kämpfte er mit sich selbst. Sollte es wahr sein? Dieser schwache Mensch fühlte eine Art Scham, daß er all seine Liebestriumphe in der That bisher nur bei verheiratheten Frauen erlebt, welche alle schon eine Geschichte hatten.

Eine Art Sehnsucht bemächtigte sich seiner, ein Mädchen zu verführen; zu versuchen, ob er das nicht könne. Eva sollte es sein; er wollte sie hinterher heirathen, wenn er diesem Weibe, seiner Frau, bewiesen hätte, daß er auch das vermöge. Ja, er wollte mit Eva sein Glück versuchen, nur, um den Triumph zu genießen, daß er sie vor seinem eigenen Weibe dann entführte und dieses sein frevelhaftes Wort büßen sollte. Jetzt stand bei ihm fest daß er sich von seiner Frau scheiden wollte. Sie hatte den Teufel an die Wand gemalt, jetzt sollte der Teufel auch kommen.

Er wendete sich in seinem Bette um und sann über die Wege nach. Das Problem erhitzte ihn; er sah die Schwierigkeit des Unternehmens ein; sein Geist arbeitete geschäftig über die Möglichkeiten der Menschenkenntniß mit denen man ein solches Mädchen zu Falle bringen könnte. Er sagte sich, daß nicht alltägliche Mittel das vermöchten; nur Reichthum des Geistes, nur Anmuth der Gedanken und Reden, nur innere Schönheit des Verkehrs würden die Liebe einer Eva betrügen können. Er fühlte, daß er sich selbst höher achten müsse, wenn er zu diesem Allerheiligsten Zutritt eroberte; er würde innerlich besser werden, wenn er eine verwegene Handlung beginge, die ja durch eine Verehelichung dann immer noch gut zu machen war. Und dieser höchste geistige Reiz der Sache ließ ihn nicht mehr los. Er beschloß zu handeln. —

Während er solcherlei Pläne schmiedete, war bei einer nächtlichen Versammlung von Männern in einer dunklen Vorstadtkneipe sein Name Gegenstand eines leidenschaft-

lichen Gesprächs. Hier saßen mit einem ihrer Führer eine Anzahl Socialdemokraten beisammen, Schneidergesellen und Buchdrucker, Maschinenarbeiter und Cigarrendreher und ließen die neueste Nummer des „Freimuth“ um den Tisch wandern. Mit Entrüstung und Verwünschung lasen sie vor. Es war ein geharnischter Aufsatz gegen die Bestrebungen des Socialismus. Streicher hatte seinen Plan von früherher ausgeführt. Er hatte sich gerächt an den Socialdemokraten für die Zurückweisung, die einst sein Blatt von dieser Seite erfahren hatte. Zugleich hoffte er sich bei der Obrigkeit beliebt zu machen durch einen solchen Angriff auf die verbotene Partei. Sein Blatt war merkwürdiger Weise nicht ein einziges Mal verboten worden; er wunderte sich selbst darüber; da er aber im tiefsten Grunde seines Gemüths eine feige Natur war, so fürchtete er immer etwas derart; um sich möglichst unverdächtig zu machen, griff er daher die Arbeiterbevölkerung an. Er warf der Socialdemokratie als besonders gefährlich vor, daß sie das Eheleben verderbe, indem sie die Emancipation des Weibes fordere. Er wendete sich gegen die Führer, welche eine sogenannte freie Liebe gepredigt hätten und machte den Arbeitern die Auflösung aller geheiligten Bande der Familie, der Ehe und der Sitte zum Vorwurf, von ihren übrigen Bestrebungen ganz zu schweigen.

Mit Entrüstung wurde dieser Aufsatz verlesen. In aller Stille beschlossen die Arbeiter, am nächsten Tage spät Abends, um in der Dunkelheit der Polizei leichter entschlüpfen zu können, in hellen Haufen vor Streichers

Wohnung zu ziehen, ihm mit Steinen die Fenster einzuwerfen und eine wilde Katzenmusik zu bringen. Für den Fall, daß man ihn selbst erwischen könnte, sollte er auch noch gehörig durchgeprügelt werden. —

Am Abend des folgenden Tages war Streicher allein mit Eva Eschenbach zu Hause. Seine Frau war im Schauspiel, um der Vorstellung beizuwohnen und einen kurzen Bericht darüber für das Blatt abzufassen. Sie vertrat darin öfters ihren Mann zu dessen großer Zufriedenheit.

Eva war aus ihren Zimmern heruntergekommen, um mit Streicher den Thee zu nehmen und das Abendbrod zu genießen, da sie sich seit einiger Zeit vollständig bei Frau Streicher in Beköstigung gegeben hatte. Sie saß mit ihm in dem kleinen Speisezimmer an dem Tische, wo auch einst Ada Becker und Konrad Hermann mit dem Manne ihr frevelhaftes Sündenmahl genossen hatten. Eva schenkte den Thee dem Doctor ein, der anfangs schweigend und einsilbig am Tische saß. Nach einer Weile frug sie:

„Sie sind heute so schweigsam, Herr Doctor. Wie kommt das?!“

Streicher lächelte. „Man hat wol auch so manchmal seine stillen Stunden, wo man Einkehr bei sich selbst hält und an irgend etwas Liebes denkt. Das macht dann von außen schweigsam und verschlossen. Innerlich ist man glücklich.“

„An etwas Liebes denken Sie? Darf ich wissen?“

„Nein, Sie dürfen nicht, traute Eva. Es könnte

einen Mißklang in unsre alte Freundschaft bringen. Und gute Freunde wollen wir ja wol immer bleiben.“ Er reichte ihr bei diesen Worten die Hand wie ein jovialer Mann, der einem braven Mädchen gut Freund und Bruder ist.

Eva gab ihm herzlich die Hand dagegen und während er sie einen Augenblick hielt, sagte sie etwas zaghaft:

„Da Sie von unsrer Freundschaft sprechen, so möchte ich wol auch einmal Ihren Freundschaftsrath in einer alten Sache hören.“

„Sprechen Sie, liebes Fräulein. Was in meinen schwachen Kräften steht —“

Sie entzog ihre Hand der seinen und begann mit einiger Zurückhaltung:

„Heinrich Hochstein ist wieder hier.“

„Wahrhaftig?!“ Streicher fuhr in die Höhe. Aber er unterdrückte sogleich ein peinliches Gefühl und meinte theilnahmsvoll:

„Nun, und?!“

„Der Unglückliche hat mir diesen Brief geschrieben. Ich liebe ihn längst nicht mehr; ich habe dieses Verhältniß selbst aufgelöst. Nun schreibt er wieder, er sei zurückgekehrt und fragt an bei mir. Ich habe bisher noch nicht geantwortet. Was soll ich ihm sagen?!“

Sie nahm den Brief aus ihrer Kleidtasche und reichte ihn Streicher über den Tisch weg. Dieser ergriff ihn; seine Hände zitterten leise; ein solcher Vertrauensbeweis des Mädchens überstieg seine kühnsten Hoffnungen; er

sagte sich, er müsse ein Stümper in Liebessachen sein, wenn er sie nicht in einer Stunde erobert hätte für seine Liebe. Aber er suchte auch sein Zittern zu unterdrücken; er las den Brief durch. Als er ihn mehrmals mit Nachdenklichkeit durchmustert hatte, gab er ihn zurück und sagte:

„Mein liebes Fräulein, da ist schwer zu rathen. Zunächst müssen Sie Ihres eignen Herzens sicher sein. Heinrich Hochstein ist ein Ehrenmann; er ist wie geschaffen für Sie; Sie haben ihn auch geliebt. Sind Sie ganz sicher, daß jeder Rest von Zuneigung verschwunden ist? Sind Sie ganz sicher, daß der verglimmende Funke nicht plötzlich wieder zur hellen Flamme sich entfachen könnte?!"

Eva blickte vor sich hin. „Es ist unmöglich," sprach sie nach einer Weile tonlos.

„Dann ist es nur möglich, daß irgend eine andere Neigung das Bild jenes Mannes verdrängt hat."

„Auch das nicht," sagte Eva.

„Sind Sie dessen ganz sicher, meine liebe Freundin?!"

„Ich glaube es," sagte Eva.

„Es wäre aber doch besser, wenn Sie Heinrich Hochstein, um ein für allemal seinen Werbungen zu entgehen, einen Mann nennen könnten, dem Sie angehören mit Ihrer Liebe. Ich glaube, nur dann wird er sich wahrhaft der Anhänglichkeit an Sie entbunden sehen."

„Das wäre freilich richtig," meinte Eva; „aber ich bin leider nicht in der Lage."

„Ich möchte Ihnen dennoch den Rath ertheilen, den ich aus einiger Erfahrung in solchen Dingen gebe:

Schreiben Sie Heinrich Hochstein, Sie bedauerten, daß Sie um so weniger sich für seine Werbung interessieren könnten, als Sie bereits anderweit versagt seien. Sie können sich eine solche Nothlüge immerhin gestatten. Es ist für ein Mädchen immer das Sicherste und Beste. Nennen Sie irgend einen Namen."

„Ja, aber wen?" fragte Eva zweifelnd.

„Ei, liebe Freundin," meinte Streicher mit einem harmlosen Lächeln, „so nennen Sie meinetwegen mich, wenn ich Ihnen gut genug dazu bin!"

„Wen?! Sie?!" frug Eva überrascht. Dann brach sie in ein lustiges Lachen aus. „Sie?! Ja, bedenken Sie denn nicht, Sie thörichter Mann, daß Sie verheirathet sind? Und dann auch! Welcher Unsinn!"

„Nun, liebe Freundin, ganz so thöricht ist der Rath denn doch nicht. Sehen Sie, liebe Eva, da wir einmal bei Vertrauenssachen unsrer Freundschaft sind, so will ich das Vertrauen, das Sie mir schenken, durch ein Gleiches erwidern. Ich bin Ihrer Verschwiegenheit gewiß. Ich denke meine Ehe mit Lili aufzulösen und nach der Scheidung mich wieder zu verheirathen. Sie können also ganz gut mich als Denjenigen namhaft machen, an welchen Sie sich gebunden ansehen. Wohlverstanden, liebe Eva, nur so lange, bis ich wieder verheirathet bin. Aber Sie gewinnen Zeit dadurch. Ich will Ihnen gern diesen Freundschaftsdienst leisten. Diese kleine Komödie können wir uns in aller Freundschaft gestatten. Sie ist im Grunde sehr harmlos."

Eva sann eine lange Weile nach. Dann meinte sie: „Es geht doch nicht so, Herr Doctor. Wissen Sie, was ich denke?!“

„Nun?“ meinte Streicher.

„Ich traue Ihnen nicht recht,“ flüsterte sie scherzhaft.

Streicher war im Begriff, die Maske abzuwerfen; er glaubte, dieses letzte Wort sei nichts Anderes, als ein Scherz der Liebe. Dennoch hatte er seine Geistesgegenwart beisammen; er besann sich, daß er sich gerade jetzt noch Alles verderben konnte. Daher scherzte er weiter:

„Nun, und wenn mir nicht zu trauen wäre, Eva?! Wenn ich hinterdrein eines Tages käme und Sie bäte: werden Sie mein Weibchen, was wäre dann?!“

„Seien Sie still,“ entgegnete Eva. „Wie kann man so thöricht sein!“

„Ich spaße ja nur. Sie müssen einen alten Freund nicht falsch verstehen. Aber denken Sie einmal nach: was würden Sie thun?!“

Eva versetzte ruhig und stille vor sich hinblickend: „Die Hand würde ich Ihnen geben und sagen: lieber Freund, es kann nicht sein, denn ich denke überhaupt nicht zu heirathen.“

„Im Ernst? Selbst dann, wenn Sie sich plötzlich darüber ertappten, daß Sie mich liebten?!“

„Selbst dann! Ich heirathe niemals.“

Es trat eine Pause im Gespräch ein. Streicher durchmusterte in Gedanken seine Karten. Er schmeichelte sich seinem Ziele schon um ein gut Stück näher gerückt

zu sein. Aber er hatte doch einen Instinct, welcher ihm sagte, daß er vorsichtig bleiben müsse. Nach einer Weile, während er trübsinnig vor sich hingeblickt hatte, begann er:

„Ich bin ein unglücklicher Mann. Meine ganze Jugend ist mir vergiftet durch diese Frau. Ich bin um meine besten Jahre gebracht durch sie.“

Eva schwieg. Sie glaubte, er habe Recht mit diesen Worten, aber sie mochte nicht so unzart gegen die ferne Frau sein, daß sie beistimmte. Streicher fuhr fort:

„Auch für mich, theure Freundin, wird es wol das Beste sein, wenn ich nach der Trennung ledig bleibe. Ich sehne mich zwar innig nach einem Kinde; aber es soll wol nicht sein. — Welch eine schöne Hand Sie haben!“

Er blickte auf ihre Hand, faßte sie leicht mit der seinen und schaute nachdenklich darauf. „Welche feine Form! Welche edelgeschwungene Gestalt. Nichts in aller Natur vermag mich so mit den höchsten, edelsten Gefühlen zu erfüllen, als der Anblick einer schönen Frauenhand, denn sie trägt in sich die Spuren aller Geistes- und Kulturarbeit der Menschheit, verklärt durch die Weichheit frauenhafter Milde!“

Eva lächelte und blickte verstohlen auf diese ihre Hand, welche ein solches Lob erfuhr.

Streicher fuhr fort: „Wissen Sie, was mir in den Sonette des großen Shakespeare immer die höchste Bewunderung abgenöthigt hat? Wenn er die Geliebte preist in ihrer Schönheit, in der Holdseligkeit ihres Antlitzes und beklagt, daß sie kein Abbild davon in lebender Wirklichkeit mit ihren Kindern späteren Menschengeschlechtern

hinterlassen wolle. Darin ist tiefste Männlichkeit. Wie schön Ihre Hand ist, Eva!"

Ein verlorener Schauer erfaßte das Mädchen. Sie blickte flüchtig auf Streichers Hand; eine verrätherische Gluth erfaßte mit namenloser Gewalt ihr Herz. Sie entzog leise ihre Hand dem Manne und verbarg sie mit einer langsamen Gebärde in einer Falte ihres Kleides. Sie hatte die Lippen leise geöffnet, während sie wie im Traume vor sich hinstarrte.

Streicher triumphirte. Er fühlte, daß er siegen werde. Er blickte von der Seite entzückt auf das Bild des Mädchens; eine flammende Leidenschaft drohte ihm die Besinnung zu rauben. Er fuhr fort:

„Aber Sie haben Recht, Eva, nicht zu heirathen. Auch ich will ledig bleiben. Auch in der Ehelosigkeit sind hohe Wonnen. Ein freier Liebesverkehr wäre das Ideal der Zukunftsmenschheit. Wie schön müßte es sein, wenn Liebende, ungebunden durch die Bande des Gesetzes, in freiwilliger Vereinigung das Ideal der selbstständigen Persönlichkeit verwirklichten. Der Staat müßte für die Erziehung der Kinder sorgen; die liebefähigen Wesen aber, Mann und Weib, beschenkten sich mit den Gaben ihrer Freundschaft und Seelenverwandtschaft als selbstständige Gebieter ihrer Neigung. Das ist doch in der Ehe nicht zu erreichen. In dieser hat das Weib keine Freiheit mehr; und weil der Mann ein unfreies Geschenk erhält, schätzt auch er die Gabe der Liebe nicht vollwerthig. Darum sollte man ledig bleiben wie wir; ich werde es thun; ich würde Ihnen das Opfer bringen. Denn ich weiß es,

Sie wollen mir dieses schöne Geschenk freier Weiblichkeit machen; ich fühle es. Ich wäre zu stolz, auch nur darum zu bitten. Ein Charakter wie Sie findet selbst die Wege höchster Menschlichkeit; Sie gebieten frei über Ihre Huld und wissen, daß Sie nicht verkannt werden können, wenn Sie es thun."

Eine leise, geheime Spannung ging über Evas Gesicht. Ganz geheim kräuselte sich ihre Lippe; sie blickte noch immer vor sich nieder. Streicher aber fuhr fort, indem er unter dem Tisch wieder verstohlen ihre Hand faßte und sagte:

„Meine schöne Freundin Eva, wissen Sie, was ich denke, wenn ich Ihre Hand betrachte? Es ist die Hand Evas; wissen Sie, an wen Ihr holder Name mich erinnert?"

Eva machte nur eine leise Bewegung, welche eine Frage auszudrücken schien. Ganz leise blitzte es unter ihrem gesenkten Augenlide wie etwas Kluges, Klares, das auf einmal in ihrer Seele aufzudämmern schien. Streicher fühlte es; er glaubte sich am Ziele; er sagte:

„Eva ist Dein Name, Mädchen. Eva von der Urmutter aller Frauen. So eine schöne Hand wie diese war es, welche Adam einst im Paradiese den rothwangigen Apfel der Wonne reichte, der zwar ein ganz klein wenig sündhaft war, aber süß wie die erste jungfräuliche Erkenntniß. Wie viel Holdes, Feines, Verführendes, ach, und grenzenlos Leidenschaftliches liegt in diesen Namen: Eva! Möchtest Du nicht das Evagefühl Deiner süßen angebornen Sündenschöne kennen?! Eva!"

Er stockte wie besinnungslos von Leidenschaft. Eva hatte langsam ihre Hand wieder entzogen, sie wendete sich ein wenig herum, unter ihren gesenkten Augenlidern blitzte es wieder verrätherisch, dann sah sie ihm mit großen Augen gerade in's Gesicht und sagte mit leichtem Mitleid:

„Ach, du lieber Gott! Ich glaube gar Sie bemühen sich hier damit, mich gutes Mädchen zu verführen?!“

Sie sah ihn noch immer an, während ihre Lippen sich kräuselten und ein unendlicher Spott aus ihren klugen Augen blitzte. Auf einmal zuckte sie die Achseln und sagte endlich ganz trocken: „Ach, Gott, wie dumm ist das!“

Streicher schoß alles Blut in's Gesicht. Er flüsterte endlich mit heiserer Stimme: „Du machst mich rasend, Mädchen, wenn Du mich verhöhnst. Verstell Dich nicht länger; Du bist ausgelernter als alle.“

Langsam erhob sich Eva vom Tische und stand ruhig aufgerichtet da. „Wie drollig Sie sind!“ sagte sie. Sie versuchte ernst zu sein; aber wieder gewannen heitere Gefühle die Oberhand; sie lächelte in all ihrer jungfräulichen Anmuth und dieses Lächeln war so hoheitsvoll, so überlegen, so mitleidig zugleich!

Streicher vermochte es nicht zu ertragen. Er sprang auf, warf seinen Stuhl um, von Wuth und Leidenschaft zugleich erfaßt; er breitete die Arme vor, während er das Tischtuch mit wegriß und seine Theetasse am Boden zerschellte; er rief: „Ich werde verrückt vor wahnsinniger

Leidenschaft, wenn Du mich so auf die Folter spannst. Es kann nicht sein; Du kannst mich nicht verlachen. Du mußt mein sein! Du mußt!“

Er wollte auf sie losstürzen. Da trat sie ihm wider Erwarten einen Schritt entgegen und sagte: „O schweigen Sie doch! Auch Sie haben ja nur das Erdgesicht! Ein Thier in Ihrem Antlitz! Wie in Heinrich! Ganz wie in ihm. Aber viel niedriger! Viel elender!“

Er stutzte, er wußte nicht, was diese Worte bedeuten sollten. Und doch glaubte er es zu ahnen. Er ließ die Arme betroffen sinken, während sie ernst und ruhig nach der Thüre schritt und das Zimmer verließ.

In diesem Augenblicke erhob sich unter Streichers Zimmern ein fürchterlicher Lärm. Ein Johlen, Heulen, Schreien begann; ein Brüllen und Höhnen, wie aus hundert Kehlen. Auf einmal zerschmetterte ein Krach die Fensterscheibe des Zimmers, ein Stein flog in die Stube; die Glasscherben fielen klirrend aus dem Fensterrahmen. Draußen im Nebenzimmer klangen und klirrten die Scheiben; jetzt flog eine ganze Steinsalve auf einmal in's Zimmer, daß Streicher gebückt den Regen aushielt und mit übergeschlagenem Rockkragen in seinen Saal stürzte. Eine neue Salve empfing ihn dort, der Nachtwind pfiff zum Fenster herein; die Lampe der Sarah Bernhardt zerbrach in tausend Splitter; der einäugige Gambetta fiel mit zerbrochnem Glas von der Wand; die schönen Vasen und Geräthe fielen zerschellt zu Boden. Die Fenstervorhänge wurden aufgeweht, das offne Klavier gab einen schrillen Ton, da ein großer Pflasterstein

darauf stürzte. Auf einmal fing Streicher an, aus Leibeskräften in der Angst seines Herzens zu brüllen und um Hilfe zu schreien. Von unten antwortete neues Gejohle und Stimmen wurden hörbar: „Hoch die Frauenemancipation! Hoch die Abschaffung der Frauenfabrikarbeit! Nieder mit allen Lügnern! Nieder mit ihm! Haut ihn! Prügelt ihn! Seift ihn mit seiner eignen Schreibertinte ein!“

Und wieder begann ein Pfeifen, ein Sausen, ein Johlen, als wär die wilde Jagd im Anzuge. Streicher tastete, als jetzt auch andre Dinge geflogen kamen, nach der Thüre des Saales. Es war stockdunkel um ihn; die Lampe auf dem Theetisch draußen war verlöscht und das ganze Abendmahlgeräth zertrümmert und zerschlagen. Keuchend vor Angst stürzte er aus dem Zimmer auf den Hausflur hinaus. Der war hell erleuchtet, er stolperte die Treppen hinauf, um sich auf dem Bodenraum zu verstecken. Als er ein Stockwerk höher vorbeischoß, kam er an einem Frauenwesen vorüber, das ihm staunend nachsah und als er vorüber war, ihm mitleidig mit einem Achselzucken nachblickte.

Zweites Kapitel.

Noch in derselben Nacht, als die johlende Arbeitermenge sich verlaufen hatte, verließ Eva Eschenbach die Wohnung bei Streicher und fuhr, nachdem sie beim Scheine einer Straßenlaterne einen Kutscher zu sich herangewinkt hatte, nach dem Kosthaus, in dem sie früher gelebt. Erst nachträglich stellte sich bei ihr die innere Empörung über das Streicher'sche Ehepaar ein, sie verschwieg indessen gegen Jedermann dies Abenteuer.

Am nächsten Vormittage wurde durch das Mädchen Heinrich Hochstein bei ihr angemeldet. Dieser wußte überhaupt nicht, daß Eva ihre Wohnung unterdessen gewechselt und bei Streichers gelebt hatte, er erschien, um sich die Antwort auf seinen Brief mündlich zu holen.

Er wurde abgewiesen. Er sagte der Magd, er müsse vorgelassen werden; er fand Evas Zimmer verschlossen; er mußte umkehren, wenn er nicht die Damen des Hauses in Aufruhr bringen wollte. Er erfuhr durch das Mädchen,

daß Eva erst seit letzter Nacht wieder in diesem Kosthaus weile, nachdem sie vorher lange Zeit bei einer Frau Doctor Streicher gelebt habe. In der fürchterlichsten Verstörung seiner Seele über diese Nachricht und die erneute Abweisung stürmte er fort.

Eva mochte nichts mehr mit Männern zu thun haben. Streichers schnödes Ansinnen hatte in ihren Augen dies ganze Geschlecht mit dem Scheine der Erbärmlichkeit umgeben, daß ihr Stolz sich aufbäumte gegen den Gedanken, Heinrich könne erneute Hoffnungen auf sie hegen. Eine eisige Jungfräulichkeit umgürtete ihre Seele; sie verachtete Heinrich, als wenn er selbst ein Eduard Streicher wäre; und das Gefühl, welches sie einst dem Manne so unheimlich entfremdet hatte, bemächtigte sich ausschließlich ihres Herzens. Sie beschloß ledig zu bleiben und die Burg ihrer Jungfräulichkeit zu schützen durch eine tiefe Verachtung des Männerwesens.

Von schrecklichen Zweifeln innerlich zerrüttet, nur den einen Gedanken deutlich fassend, daß ihm jeder Werth des Lebens verloren sei, wenn es einem Mädchen wie Eva möglich war, mit einem Streicher zu hausen, schritt Heinrich durch die Straßen der Stadt. Vor ihm wogte das Getriebe der Menschen vorbei, er empfand es nur wie ein rastloses Auf- und Abgehen der Dinge in seinem Geiste, wie ein schattenhaftes Vorüberziehen namenloser Gestalten. Wagen lärmten auf dem Pflaster in langen Reihen hintereinanderrollend; ein Regiment Soldaten schritt in dröhnendem Marsche vorbei; Frauen drängten sich auf den Fußsteigen vor den Kaufläden, hinter deren

hohen Spiegelscheiben die Bedürfnisse des Lebens und der Pracht aufgestapelt winkten. Das Alles lärmte und drängte sich in seiner Seele wie ein hoffnungsloses, wesenloses inneres Gesicht eines schwer Träumenden und nur ein Trieb, ein furchtbarer Drang nach Rache, nach Vergeltung und Sühnung erschien als das Wirkliche und Unmittelbare in seiner Seele. Und er fragte sich, wie soll dies Gefühl sich innerlich sättigen, wie soll der Schmerz dieses Lebens ausgetilgt und ausgebrannt werden, wie soll diese Verzweiflung, dieser Abscheu, diese Schande begraben sein?! Er kam sich vor wie Einer, der an Händen und Füßen gefesselt, durch einen Andern Hohn und Schmach erdulden muß, ohne sich wehren zu können, ohne den Flecken abwaschen zu können, mit dem man ihn besudelt.

Nicht der Staat, nicht die Wege der Gerechtigkeit vermögen hier zu sühnen und zu rächen. Ein Duell?! Er mußte bitter lachen über diesen Gedanken, denn er hielt den Zweikampf auf Tod und Leben für ein Knabenspiel, das wol den Gerechten wie den Ehrlosen zum Opfer fordert, aber die Schmach als solche, um deren Willen er geschieht, nicht aus der Welt schaffen kann. Diese Schmach, sei's welche es sei, sie ist geschehn; sie ist unauslöschlich; sie bleibt immer sie selbst, mag auch der Ehrlose von der Kugel zusammenstürzen. Was ist der Tod, daß er das große Leid, die große Schmach des Lebens tilgen könnte?! Wenn er den Ehrlosen trifft, den Beleidiger, ist damit die Schmach getilgt, daß seine Atome zerfallen und in's allgemeine Walten der Natur

zurückkehren?! Wie sollte die große Abrechnung geschehen?! Heinrich biß sich auf die Lippen, ihm blutete das Herz. Schande durch Schande vergelten; dem Ehrlosen die ganze Wucht der Wahrheit geistiger Dinge entgegenwerfen, wie Hamlet zu seiner Mutter Dolche reden, mit geistigen Waffen die Schande tödten und dann zur Behauptung solcher Wahrheit das leibliche Leben einsetzen — war das ein Weg?! Etwas mußte geschehn.

In solchen Gedanken war Heinrich, einem dunklen Triebe seines Inneren folgend, vor das Haus gekommen wo der greise Oberst von Sprecher wohnte. Er beschloß diesen als Zeugen und Ehrenrathgeber mitzunehmen, wenn er zu Streicher ginge, um mit diesem abzurechnen.

Als er in das Zimmer des alten Unzufriedenen trat, fand er diesen in einem abgetragenen offenen Militärrocke auf einem Stuhle sitzen. Er hielt ein Gewehr in der Hand und putzte mit einem Lappen den Flintenlauf. An den Wänden standen andere Flinten angelehnt; Bajonette und Seitenmesser lagen auf dem Tisch; der Alte saß in einem dichten Cigarrenqualm und schmauchte heftig beim Reinigen der blanken Kriegswaffen. Hirschgeweihe an den Wänden, Jagdgeräth und Gamshörnchen zierten das Zimmer des alten Nimrods, der ein so leidenschaftlicher Gegner des Krieges bei all dem war.

Er schaute verwundert auf, als er den Naturforscher erkannte. Und mit seiner schnarrenden Stimme sprach er, während er Heinrich die Hand bot: „Was Tausend! Der Doctor Hochstein! Aus Amerika zurück! Sie hätten auch besser gethan, drüben zu bleiben!“

„Wol möglich, Herr Oberst," meinte Heinrich ernst. „Nachdem ich ein gut Stück von der Welt gesehn habe, komme ich indessen heim, um eine große Abrechnung vorzunehmen, bei der ich Ihren Ehrenbeistand heische."

„Reden Sie!" sagte der Alte. „Und erlauben Sie, daß ich an meinen Waffen weiterputze. Diesmal ist es eine Sache, die ich meinem Burschen nicht anvertraue, denn wenn's doch wieder einmal an's Todtschlagen geht, so will ich die Scheußlichkeit fein sauber vornehmen. Diesmal dürfte es Ernst werden."

„Wieso, Herr Oberst?!" frug Heinrich erstaunt.

„Es sind geheime Weisungen ergangen und auch an die Dispositionäre gelangt, daß man sich bereit halten solle. Man erwartet jeden Tag eine Kriegserklärung. Es wird geheim gehalten, von wo, ob von Frankreich oder Rußland oder von Beiden zugleich. In den Zeitungen spukt der Teufel auch schon; Sie scheinen keine gelesen zu haben. Wir stehen wieder einmal auf Knopf und Spitze; es schwält bereits derart, daß wir zur Disposition sogar schußfertig sind. Es weiß ja Jedermann, wohin er binnen zwei Tagen vom Bekanntwerden der Kriegserklärung ab, sich einzufinden hat. Ich habe mich in der Liste zum Festungsdienste gemeldet; sowie die Würfel fallen, bin ich in Straßburg, um dort einen Geschützpark zu übernehmen. Ich werde also das erste Pulver riechen. Wie steht's mit Ihnen?! Sind Sie Soldat?!"

Heinrich verneinte Er gehörte zu den Ausgemusterten.

„Ach, mein lieber Doctor," sagte der Alte. „Es wird mir ganz abscheulich um's Herz, wenn ich Sie ansehe und dann wieder meine Flintenläufe! Sie haben ein gut Stück von der Erde gesehen und ihr Menschenthum erweitert, daß ist Etwas. Ich sitze statt dessen hier, bin nicht über Frankreich hinausgekommen und putze meine Revolver, studiere Festungspläne und berechne Schußweiten, um ein Stück Kultur zu vernichten, denn anders wird es ja doch nicht werden. Es ist scheußlich."

Er nahm seine Pfeife aus dem Mund und spukte aus. „Aber es muß sein," fuhr er fort. „Wenn der große Krieg Europas beginnt, es wird ein Kampf des besseren Menschengeistes gegen die Korruption. Wir haben es gesehen in Frankreich. Seit Gambettas Tod herrschen nicht mehr Ehrenmänner, sondern Handschriftenfälscher, Ordensfeilscher und Maitressen. Es ist ärger, als je zu Zeiten des Kaiserreichs. Und wie es im Osten steht, wissen wir. Die große Zerrüttungsparthei in Europa fälscht die diplomatischen Noten, unterbreitet gefälschte Papiere deutscher Politik dem Czaren und trägt die Korruption bis in diese Kreise. Ich bin ein Feind des Krieges, aber muß es sein, so wollen wir das Scheußliche thun, um die Menschheit vor Scheusäligerem zu retten. Denn würde kosakische Korruption und Pariser Fäulniß unter uns getragen, Europa würde sich vielleicht nie davon erholen. Man würde im Ganzen auf diesem Festlande auf die Dauer erleben, was man im Kleinen in Paris und seinen Herren Thibaudin, Wilson, Caffarel und Genossen erlebt hat. Und es ist furchtbar, daß es

im eignen Lande Leute giebt, welche uns zu diesem Elend geflissentlich hintreiben."

„Ich komme zu Ihnen, Herr Oberst, um wegen eines solchen Handschriftenfälschers, eines solchen Absenkers der Pariser Corruption unter uns Ihren Ehrenbeistand anzurufen."

Der Oberst setzte erstaunt seine Waffe bei Seite. Er sah ihn mit einer Miene an, welche deutlich eine nähere Frage verrieth.

„Ich meine den Doctor Streicher", sagte nun Heinrich kurz.

Der Oberst sprang auf. „Was sagen Sie!" rief er aus. Nach einer Weile fügte er sehr ernst und gemessen hinzu: „Ich weiß nicht, was Sie berechtigt, Herr Doctor, solche Ausdrücke zu brauchen über einen Mann, den ich als meinen guten Freund schätze. Ich bitte Sie, sich näher zu erklären. Handschriftenfälscher!"

„Wenn es auch nicht wörtlich dasselbe ist", versetzte Heinrich, „so doch etwas Verwandtes. Wäre es rechtlich so anzusehen, so würde ich nicht Ihre Ansicht ansuchen, dann würden die Gerichte eingreifen. Es ist aber eine Sache, die vor den ungeschriebenen Rechtscodex feinerer Sittenverhältnisse geistiger Naturen gehört, für die bekanntlich unser Rechtswesen zumeist keine Maßstäbe hat."

„Ich bitte", lud der Oberst mit einer Handbewegung ein.

„Sie haben vielleicht, Herr Oberst, meinen Namen in mehreren Nummern des „Freimuth" als den eines Mitarbeiters genannt gesehen."

„Ganz richtig!“ bestätigte dieser.

„Ich habe Herrn Doctor Streicher niemals mit einer Sylbe die Erlaubniß dazu gegeben. Ich bin und war nie Mitarbeiter. Mehr noch: Sie selbst waren Zeuge eines Gesprächs, in dem meine grundsätzliche Abneigung gegen die Standpunkte, welche der Doctor vertritt, zu unzweideutigem Ausdruck kam.“

„Sie meinen bei jener denkwürdigen Nachtsitzung im Rathskeller“, ergänzte der Oberst. „Gut. Und nun?!“

„Ich glaube, ich habe zunächst nichts weiter hinzuzufügen.“

„Sie betrachten also die Sache als einen Ehrenhandel?“ frug der Oberst. „Worin liegt bei diesem Vorgange das Ehrenrührige? Wenn Streicher Sie nannte, so konnte seine Absicht doch keine andere sein, als Sie zu ehren. Auch ich hatte ihm keine formelle Zusage gegeben; er nannte mich mit; ich habe dann auch an dem Blatt Einiges geschrieben; ich that es, weil ich manches auf dem Herzen hatte. Es ist doch sicher nichts Ehrenrühriges, daß Sie mit mir und Anderen zusammen genannt wurden. Es war jedenfalls einer von des Doctors übereilten Streichen; aber doch sicher harmlos.“

„Ich kann die Sache nicht als so harmlos betrachten, Herr Oberst. Ich habe in Japan und des Weiteren hier seit meiner Ankunft gelesen, was in diesem Blatt beisammengeschrieben steht. Ich halte die Tendenz des Blattes für die nichtswürdigste; ich halte dafür, daß einige

ehrenwerthe Mitarbeiter, wie Sie, Herr Oberst, in der schnödesten Weise mißbraucht worden sind. Ich halte dafür, daß in diesem Blatte alle Theorien der Corruption in Europa, gegen welche Sie sich soeben rüsten, Herr Oberst, unter dem Deckmantel freimüthiger socialer und geistiger Bestrebungen aufgespeichert sind. Sie werden zugeben, daß keine Beleidigung für mich größer sein könnte, als in solchem Zusammenhange als ein Mitstrebender genannt zu sein."

„Ich ehre Ihre Meinung, Herr Doktor", versetzte der Oberst. „Aber ich sehe die Sache anders an; ich verstehe Streicher anders. Glauben Sie nicht, Herr Doktor, daß die europäische Menschheit, nicht zum Geringsten unter den Einwirkungen Ihrer Naturwissenschaft, einer vollständigen Umwandlung ihrer Moralbegriffe und Sittensatzungen entgegengeht? Einer der ersten Dichter unserer Zeit sprach es noch vor nicht langer Zeit in Christiania aus und von diesem germanischen Norden hat sein Wort die Welt durchwandert, daß all unsere ethischen Anschauungen sich wandeln, daß die Zeit nicht ferne sei, wo Philosophie, Kunst und Religion verschmolzen werden zu einem neuen Begriff. Nun, und unser Streicher, was hat er anders in seinem Blatte verfochten?!"

„Daß der Gewissensbegriff überwunden sei und einiges Andere!" meinte Heinrich. „Herr Oberst, was ich hierauf, nicht sowol Ihnen, als dem Doctor Streicher zu entgegnen habe, das möchte ich in Gegenwart des Mannes thun, von dem wir reden. Darf ich Sie bitten mir als Zeuge folgen zu wollen, wenn Sie Zeit haben?!

Womöglich sogleich! Denn was ich zu sagen habe, das muß heraus."

Der Oberst erklärte, daß er bereit sei zu folgen. Er begab sich in's Nebenzimmer, und während er sich ankleidete, musterte Heinrich mit seltsamen Gefühlen die Mordwaffen an den Wänden des Zimmers. Er fühlte, daß wenn er selbst auch nicht als Kämpfer mit in den Krieg ziehen konnte, der vor der Thür stand, er doch ein Stück von diesem großen Kampfe vorausnahm, indem er sich selbst zu einer Abrechnung mit seinem Gegner begab. Der Oberst war bald zum Ausgange bereit. Sie verließen schweigend das Haus und gingen stumm gegen die Streicher'sche Wohnung.

Als Heinrich und der Oberst diese Behausung betraten, sahen sie mit Verwunderung noch alle Spuren der Zerstörung aus letzter Nacht. Im ersten Zimmer war ein Glasermeister damit beschäftigt, neue Scheiben in die Fensterrahmen zu ziehen; die zerbrochenen Vasen und Geräthe waren noch nicht alle fortgeschafft. Sie fanden Streicher in seinem Schreibgemach, durch dessen zerbrochene Fensterscheiben der Wind noch hereinhauchte, während eine heillose Verwüstung von allen Schränken ihnen entgegenstarrte. Sie fanden den buckligen Herrn von Wilsau bei Streicher sitzen und sich in einem Lehnstuhle schaukeln. Noch lagen Steine im Zimmer umher; zerschmetterte Lampen standen da; die Glasscheibe des Bücherschrankes lag in Scherben vor dem Schreine; es war, als beträte man eine Brandstätte —

„Sie verzeihen, meine Herren, daß ich Sie in einem

solchen Zustande, wie Pompejus auf den Ruinen Karthagos, empfange," sagte Streicher, indem er ihnen mit der Liebenswürdigkeit eines sicheren Weltmannes entgegen kam. „Die Socialdemokraten haben mir letzte Nacht dieses Ständchen gebracht, dessen Spuren Sie noch sehen. Ich lasse, bis die Polizei und der Untersuchungsrichter den Thatbestand aufgenommen haben, Alles, wie es liegt und steht. Denn man soll mit eigenen Augen sehen, wohin man kommt, wenn alle Bande des Gesetzes und der Sitte mißachtet werden. Nehmen Sie Platz, meine Herren, und schneiden Sie sich nicht in den verschiedenen Glassplittern und geköpften Büsten."

„Das ist denn doch ein starkes Stück!" sagte der Oberst, indem er sich umsah und die Zerstörung überblickte.

„Es wird eine strenge Untersuchung stattfinden und einige der übermüthigen Rädelsführer werden wol in festes Gewahrsam gebracht werden. Alle Ordnungsparteien müssen zusammenhalten! Die Autorität der öffentlichen Moral muß mit Energie gewahrt werden. Hoffentlich werden die Zeitungen die Gelegenheit benützen, sich endlich einmal eingehender mit mir zu beschäftigen und etwas Lärm zu schlagen. Man sucht mich ja geflissentlich todtzuschweigen. Jetzt kann man es nicht mehr. Ich stehe hier als Märtyrer der guten Sache!"

Heinrich vermochte kaum ernst zu bleiben bei diesen Worten. Indessen nahm er sich zusammen und sagte mit einiger Ironie:

„Ich komme in Begleitung des Herrn Obersten, mein Herr, um Ihrer Märtyrerschaft die Dornenkrone aufzu-

setzen. Gestatten Sie mir die Vorbemerkung, daß ich nicht hier bin, um Höflichkeitsbegrüßungen auszutauschen, sondern in einer Ehrensache mit Ihnen zu verkehren."

Streicher stutzte und sah sich etwas verworren um. Der Bucklige erhob sich und sagte:

„Sollte ich hier überflüssig sein, so will ich nicht stören. Ich habe ein Vorurtheil gegen Ehrensachen, meine Herren, denn Ehrensachen sind so Sachen — wissen Sie — eigentlich ein überwundener Standpunkt — wenigstens nach Schopenhauer — ganz unmodern — kein Chic —"

„Unmodern! Ganz richtig!" stotterte Streicher, der vermuthete, Heinrich und der Oberst wüßten um sein Abenteuer mit Eva Eschenbach.

„Ich bitte, bleiben Sie!" sagte Heinrich zu dem Buckligen, der sich ironisch in den Zähnen stocherte. „Wenn Sie wollen, können Sie den Ehrenzeugen für Herrn Doctor Streicher machen. Wir werden sehr bald fertig sein."

„Ihr Anliegen?!" frug Streicher mit einem herausfordernden Gesicht, indem er die Hand an die Brust zwischen die Rockknöpfe schob.

Heinrich stemmte sich rücklings auf seinen Spazierstock, der ein derber Ziegenhainer war, mit dem man unter Umständen auch tüchtig dreinschlagen konnte. Er sagte zurückgelehnt in etwas amerikanischem Tone, wie ihn leicht der Weitgereiste annimmt:

„Sie haben, Herr Doctor Streicher, in Ihrem Blatte „Der Freimuth" die Freimüthigkeit gehabt, meinen Namen mehrfach in der Liste Ihrer Mitarbeiter aufzuführen.

Ich bitte Sie zunächst in Gegenwart dieser Herren, mir den Brief oder das Schriftstück vorzuweisen, in welchem ich Ihnen dazu eine Erlaubniß gab."

Streicher stand eine Weile stumm mit einem verworrenen Gesichtsausdrucke da. Dann zuckte er die Achseln. „Wenn es weiter nichts ist! Wie kann man so viel Lärm schlagen um eine Kleinigkeit. Sie haben mir selbstverständlich keine Erlaubniß gegeben; ein solches Schriftstück besteht nicht. Uebrigens bin ich gern bereit, wenn Ihnen die Sache unangenehm ist, in meinem Blatte eine Erklärung zu bringen, daß Sie nur aus Versehen in der Mitarbeiterliste mitgeführt wurden. Ich weiß es, ein Mann der Wissenschaft hat Rücksichten auf Vorgesetzte, auf Professorencollegien. Eine solche Erklärung mit größtem Vergnügen!"

„Ich bedaure," entgegnete Heinrich mit schärferer Ironie, welche seine Entrüstung zu verhüllen diente, „daß ich trotz dieses Ihres liebenswürdigen Anerbietens noch nicht grob werden kann. Auch bedaure ich, meinen Ziegenhainer, selbst wenn Sie es wünschten, noch nicht nach den Gesetzen der Schwere und des Falles in eine räumliche Beziehung zu Ihrer Person bringen zu können, bei der die mathemathische Konstante das umgekehrte Quadrat meiner Hochachtung vor Ihnen wäre. Ich muß mir vorerst noch eine Frage erlauben, wenn Sie dieselbe nach dieser Einleitung noch für statthaft halten."

„Wenn Sie Ihre weiteren Höflichkeiten in gleich geistreicher Weise aus den Ergebnissen Ihrer Naturwissenschaft zu entwickeln wissen," sagte nun auch Streicher

mit Ironie, „so sehe ich nicht ein, warum wir uns den Sport dieser gelehrten Unterhaltung nicht weiter gestatten sollten.“

Herr von Wilsau lächelte und besah sich nachdenklich seine Fingerspitzen. Der Oberst dagegen machte ein finstres Gesicht und zwirbelte heftig seinen Kinnbart. Heinrich fuhr fort:

„Ich möchte mir nur eine Erklärung ausbitten, was Sie sich eigentlich dabei gedacht haben, als Sie meinen Namen in die Liste Ihres Blattes stellten, zumal Ihnen bekannt war aus früheren Begegnungen, daß meine Gesinnungen in keiner Weise mit den Ihrigen übereinstimmen.“

„O — das ist leicht erklärt,“ versetzte Streicher mit ironischer Verbindlichkeit. „Ich bin ein Mann von Welt! Ich schätzte es mir zur Ehre, einen Vertreter der Naturwissenschaft unter meinen Mitkämpfern zu sehen, indem vorauszusetzen war, daß er gerade mehr wie Einer sich muthvoll und als ein charaktervoller Vertreter seiner Wissenschaft zu denjenigen Anschauungen bekennen werde, welche die nothwendige Folgerung naturgesetzlicher Erkenntnisse sind. Unmöglich könnte in der Voraussetzung eines solchen Mannesmuthes eine Beleidigung liegen!“

Er sprach das mit einer kühnen und sehr herausfordernden Miene.

Heinrich zuckte die Achseln. Er wendete sich halb gegen den Obersten: „Sie sehen, verehrter Herr Oberst, daß wir nun schon an dem betreffenden Fragepunkte angelangt sind. Es war zu berechnen mit trigonometrischer Sicherheit. Er haspelt sein Kettchen herunter wie ein

abschnurrendes Uhrwerk und trifft so sicher mit seinem geistigen Gewichtchen auf den einzigen Gedanken, den er hat, wie ein Bleiloth auf die Stubendiele. Wir stünden also fest!"

„Sie meinen?!" frug Streicher anzüglich.

„Ich meine, daß Sie ein Strohkopf sind!" brach nun Heinrich los. „Und ich will Ihnen sagen, warum! Ich will Ihnen sagen im Namen dieser Naturwissenschaft, daß wenn sie irgend ein Verdienst hat, es das ist, die Menschheit aus einem Affenzustande und andrer Verwandtschaft hinaufgeläutert zu haben zu einem reineren Menschenthume. Sie aber machen sie dafür verantwortlich, wenn Sie eine Weltanschauung sogenannter freier Art predigen, eine Emancipation sittlicher Instincte, wie Sie es nennen, welche im Gegentheil Ihr gesammtes sittliches Dasein auf das eines Affenstaates zurückwirft. Die besten Geister unsrer Zeit sind es, welche der Erforschung und Ergründung der Natur, ihrer Gesetze, ihrer geheimen, göttlichen Beweggründe, und der Dienstbarmachung solcher im Dienste der Menschheit sich widmen; viele der erlauchtesten Geister, welche dereinst andren Geistesgebieten und Künsten sich geweiht hätten, stehen nun im Dienste sinniger Durchdringung der ewigen Naturvorgänge mit menschlicher Erkenntniß. Und Jeder, der es sich hat sauer werden lassen in diesem heiligen Dienste der Menschheit, Jeder, der auch nur eine flüchtige Ahnung hat von der unendlichen Mühsal, Liebe und Geduld, welche wir der Natur entgegenzubringen haben, um fortwährend von ihr getäuscht und genärrt zu werden, bis wir ganz

mit selbstlosem Sinne nur das mit Dank hinnehmen, was sie uns freiwillig offenbaren will — ein Jeder wird Ihnen sagen mit mir: Sie schänden diese edle Wissenschaft, diesen edlen Trieb der Menschenseele, die Erscheinungen der Natur mit der sinnigen Nothwendigkeit seines eignen Geistes zu erfüllen. Keusch soll der Geist sein, welcher das Geheimniß der Mutter Natur lüften will; und keusch wird jedes wahren Mannes Seele im Vernehmen der Lehren, welche ihm die Natur giebt; eine keuschere Menschheit, ein zarteres Sittengesetz, ein strengeres gar, als diese Zeit bekennt, wird die tiefere Erkenntniß dieser großen Mutter aller Wesen einer anderen Menschheit bringen. Lächeln Sie nicht! Ich schlage Ihnen diesen Ziegenhainer über das unverschämte Gesicht, damit Sie erfahren, was das für eine Natur ist, die mit Ihnen spricht und Ihnen sagt: es ist Schmach und Schande von Ihnen als Mitkämpfer auch nur erträumt zu werden. Meine Wissenschaft, von der Sie Nichts verstehen, verwahrt sich dagegen, daß sie verantwortlich sei für solcherlei Erscheinungen wie sie gleich Ihnen das Geistesleben unsres Erdtheils verseuchen. Das habe ich Ihnen zu sagen!"

Starr hatten der Oberst und der Bucklige diesem Zornausbruch zugehört. Streicher schwieg lange. Eine stumme Pause tödtlicher Spannung herrschte unter den vier Männern. Endlich meinte Streicher:

„Sie geben sich zuviel Mühe ein sogenanntes Duell zu provociren. Das ist Alles dummes Zeug. Ein Mann von Geist schlägt sich nicht. Er verachtet dergleichen."

„Ich habe nicht erwartet, einen Ehrenmann in Ihnen

zu finden. Wir sind indessen noch nicht fertig. Es ist Ihnen bekannt, daß ich mit einem Fräulein verlobt war, das auch mit Ihnen verkehrte. Ist es wahr, daß sie in Ihrem Hause gewohnt hat?"

„Ohne Zweifel!" sagte Streicher. „Sie frug mich noch gestern um Rath, wie sie sich gegenüber Ihren erneuten Anträgen zu stellen habe, welche ihr lästig waren."

Heinrich erbleichte und stand da, indem er sich an's Herz griff, das ihn schmerzte. Er ermannte sich wieder und sprach:

„Ich wünsche zu wissen, in welchem Verhältniß Sie zu dieser Dame gestanden haben."

„Ich verweigere darüber jede Erklärung," sagte Streicher kalt.

„Ein Schuft!" Heinrich sprach es mit halberstickter Stimme. „Er will einem wehrlosen Mädchen die Ehre rauben. Denn es wäre unmöglich. Ein Schuft!"

„Genug", sagte nun der Oberst, indem er zwischen Streicher und Heinrich trat. Er fuhr sehr ernst fort:

„Ein Duell, meine Herren, ist zwar ein großer Unsinn, aber nachdem, was wir eben vernommen, sind Sie gehalten, diese Sachen mit Einsatz Ihres Lebens auszufechten. Wenn man so weit in der Verachtung des Manneswesens gegangen ist, so hätte auch für Andere das Leben keinen Werth mehr, wenn Sie nicht durch Einsatz des Ihrigen bewiesen, daß die Gegensätze zwischen Ihnen nicht ein Kinderspiel sind. Herr von Wilsau, Sie übernehmen gewiß für den Doctor Streicher das Amt des Secundanten. Ich werde die Seite der andren Parthei

halten. Sie haben die Wahl der Waffen, über die wol kein Zweifel sein kann. Ich glaube, jedes weitere Wort ist überflüssig. Wir empfehlen uns Ihnen, meine Herren."

Er sprach es und folgte Heinrich, der schon in der Thüre stand. Heinrich ließ den Oberst vorangehen und grüßte im Vorsaal noch Frau Streicher, die ihm mit ahnungsvollem Entsetzen nachschaute. — —

Das Duell wurde für den Vorabend des nächsten Tages festgesetzt. Man wollte in dem Waldpark vor der Stadt zusammentreffen, nicht weit von jener Stelle, wo Heinrich zuerst im jungen Frühlingszauber das Bild Evas gesehen hatte. Man war dort vollkommen ungestört und konnte nicht hoffen, durch unerwünschte Zeugen unterbrochen zu werden.

Den Nachmittag, die Nacht und den Vormittag benützte der Naturforscher, um in seinen Arbeitszimmern Ordnung zu schaffen. Er vergrößerte eifrig; fand im fauligen Blüthenstaubaufguß nach wie vor das Pflanzenthierchen, sah die pflanzenartigen Lärvchen und glaubte fortwährend selbstbewegte Wimperthierchen ihnen sich entpuppen zu sehen. Er glaubte sich zu überzeugen, daß die Lärvchen auch nach ihren Stoffverhältnissen als nichts Anderes, denn als Pflanzenwesen sich darstellten; er hatte zur Darlegung dieser Thatsache eine Reihe sinnreicher Zurüstungen geschaffen. Allen Einwendungen der Forscher, daß die Lärvchen doch nur Thierchen seien, weil eben sich ein unzweifelhaftes Thierchen aus ihnen entwickelte, glaubte er mit stichhaltigen Gegenbeweisen entgegenzutreten. Wenn seine Reise auch behufs der

Auffindung verwandter Wesen fruchtlos gewesen war, so hatte er doch allgemeine Erfahrungen gesammelt und Beweise gefunden, welche es ihm unzweifelhaft machten, daß er mit eigenen Augen den Uebergang einer Urpflänzchenart in ein Urthierchen sah. Und daß es auf dem Wege der Wandlung geschah, das däuchte ihn das Herrlichste an der ganzen Erscheinung vor seinem bewaffneten Auge. Er benützte die kurze Zeit, die ihm blieb, möglichst viel Vorrichtungen aufzustellen, in großen Zügen schriftlich ein Bild seiner Entdeckung niederzulegen und seine Beweise anschaulich zu machen. Diese Handschrift versiegelte er; er schrieb einen Brief an den Professor Bauer und Nägelein als die einzigen Mitwisser seiner Entdeckung, der durch den Oberst übergeben werden sollte, falls ihn der Tod ereilen würde und bat sein Andenken dadurch zu ehren, daß man auf der nächsten Naturforscherversammlung, die in einigen Wochen in der Stadt abgehalten werden würde, der versammelten Forscherwelt von seiner Entdeckung Kunde gebe und ihre Richtigkeit durch die von ihm gegebenen Beweise begründe. Endlich setzte er noch seinen letzten Willen auf, vererbte einen Theil seiner wissenschaftlichen Sammlungen an Herrn Nägelein, die Sammlungen von der Reise, welche noch nicht ausgepackt waren, an das naturwissenschaftliche Museum der Stadt und ordnete übrigens seine Papiere. Diese Beschäftigungen füllten die ganze Nacht aus, während der helle Mondschein durch die Fensterscheiben sich auf die Dielen der dunklen Nebenzimmer malte.

Um Mitternacht trat Heinrich, um von seinen Ar-

beiten einen Augenblick aufzuathmen, in die dämmernden Gemächer, die in ungewisser Helle vom Strahlen des Mondes dalagen. Er sah seine Vögel, die Zeisige und Gimpel zusammengeduckt, die Köpfchen unter das aufgesträubte Gefieder versteckt, in tiefem Schlummer auf den Springstäbchen ihrer Käfige stehen. Auch über ihr ruhiges Gefieder spielten milde Mondlichter, draußen aber ging am hohen Nachthimmel wie ein Schlafwandler, wie eingeschlummert unter der eignen sanften Lichthülle, der Mond langsam wandelnd im Sternenreiche. Heinrich drückte die Stirn an die Fensterscheibe, schaute in den Mond und dachte an den Gedanken des Todes. Er wunderte sich, daß er ihn so ruhig, ja, heiter erwarten konnte. Er sollte den Mond nicht mehr sehen, denn er glaubte fest daran, daß er fallen würde. Er rühmte sich zwar ein guter Schütze zu sein, vom Gebrauch der Feuerwaffen auf seiner Reise; aber er dachte kaum daran. Einen Menschen zu tödten schien ihm eine werthlose Sache; er wollte einzig Streicher die Wahrheit sagen und den Muth dieser Wahrheit beweisen, indem er sein Leben dafür einsetzte. Eine andere Bedeutung konnte der Zweikampf nicht haben für ihn; da er nun seinen Gegner nicht niederzuschießen dachte, so war es für ihn so gut, wie gewiß, daß er die letzte Nacht erlebte. Welch seltsames Gefühl! Es war kein Schauder vor dem Tod in ihm; er fühlte nur die milde Wärme des Mondlichts und hatte keine andere Empfindung beim Todesgedanken wie die, wenn der Mond gegen Morgen untergegangen und hinter den Bergen versunken ist. Dann weht ein kühler

Hauch durch die Dämmerung, welche den kommenden Tag verkündigt und diese Morgenkühle, die wie aus einer andern Welt herüberweht und den Nachtwanderer mit seltsamem Erstaunen erfüllt und seinen Schritt leichter macht und beflügelt, sie gleicht der Seelenkühle, mit der Heinrich den Gedanken erwog, nicht mehr zu sein und zu leben. Was war es, wenn er endete?! Hatte er nicht so oft gescherzt von den Milliarden Menschentöchtern, die vor ihm gelebt mit Menschensöhnen und geschlechterweise hinuntergegangen waren, wie der Mond sein mildes Licht zu verlöschen scheint, wenn er unterging oder auf halbem Wege stehen bleibend am Morgenhimmel vor den allmächtigen Strahlen der Sonne verschwindet? Aber bald kommt er wieder; neuen Menschengeschlechtern gleich. Und nun selber enden, ist es mehr, als wenn der Mond unsichtbar wird, weil ein anderes Gesetz vor ihn tritt mit dem Glanze der Sonne? Auch der Tod ist nur ein anderes Gesetz.

Heinrich sah sinnend auf seine schlummernden Vögelein und fühlte wie Schlaf und Tod milde Freunde aller Wesen sind. Dann richtete er sein Fernrohr gegen die Sterne, um noch einen letzten Blick auf dieses Ewige zu thun. Er sah die Sichel des Abendsternes farbig näher; er sah die vergrößerten Lichtbälle und um den Saturn die streifigen Ringe und deren Schatten. Lange starrte er hinauf und sättigte sein Auge an dem belebenden Glanze und staunte über die unendliche Räthselhaftigkeit dieser Gebilde. Und als er dachte, wie wenig die Menschheit noch weiß von diesen Gestirnen, ihrem

wahren Sein und Wesen, als er sann, daß er von einer Kugelerde aus hinaufschaute, über deren Inneres nicht einmal die Forscher seiner Zeit etwas wissen, da sie noch zweifeln wie vor Jahrtausenden, ob sie einen feuerflüssigen Kern berge oder nicht vielmehr gänzlich durchfestet sei, ob eine Feuerschicht vielleicht gar einen innersten festen Kern beherberge, da man auch noch in keiner Weise erkannt, wie Meere, Gebirge und Thäler geworden, so mußte er in der Erwartung des Todes selig lächeln über das große Nichtwissen, in dem gerade die Wissenden leben. Und diese schöne Bescheidenheit des wahren Forschers verklärte ihm die Todesgedanken, die für ihn beim treuen, milden Lichte des Mondes in einem höheren Daseinsgefühl untergingen.

Als er nun aber merkte, daß er wider Willen lächelte, selbst im Angesichte des ungeheuren Todes, da sagte er sich auf einmal in der Seele des geliebten Mädchens, an das er dachte, daß hierin doch wol irgend ein heimlicher, wenn auch vielleicht heiterer Frevel sei und daß das Schicksal oder waltende Mächte ihn noch durch mächtigere und strafendere Verhängnisse aus dieser unverwüstlichen Verfassung seines Geistes herausschrecken möchten, als es der Tod sei. Dies kam wie eine dunkle Ahnung über ihn und verschwand wieder, als er leise, um seine Vögel nicht zu wecken, aus dem Zimmer wegschlich voll vom Gestirnglanze des Himmels. Und als ihm zum Bewußtsein kam, daß er die schlummernden Vögelein nicht hatte wecken wollen, da mußte dieser sonderbare Mensch als ein wahres Menschenkind und

Erdenwesen auf einmal stille für sich weinen in einer dunklen Ecke seines Zimmers sitzend.

Aber auch diese Thränen trockneten und froher und innerlich gesunder ging er an die Fortsetzung seines nächtlichen Werkes. Als der Morgen kam, als die Hähne krähten und draußen die Morgenvögel ihre ersten Lieder zwitscherten, ging auch ein leiser Morgenjubel durch Heinrichs Seele, wie der Jubel aus einer anderen und besseren Welt. —

Der Spätnachmittag war herangekommen. Während Streicher mit dem Herrn von Wilsau in einer Kutsche nach dem Orte des Stelldicheins fuhr, der Oberst mit den Pistolen und in Begleitung eines Arztes auf einem anderen Wege hinausgelangten, wanderte Heinrich allein mit seinen Gedanken nach dem Ziele ihrer Bestimmung. Man hatte davon abgesehen, weitere Zeugen in die Sache zu verwickeln; man ging auch auf verschiedenen Wegen hinaus, um nach keiner Richtung Argwohn zu erregen. Die Sache sollte unter allen Umständen vollständig geheim gehalten werden.

Heinrich schlenderte langsam auf den Waldwegen hin. Es war wieder Frühling wie vor zwei Jahren. Junge Knospen stachen aus den Waldgebüschen; der Ahorn warf seine Nardendolden ab; auch die Primeln waren versammelt. Ferne aus der Waldtiefe klang ahnungsvoll des Kukuks Stimme wieder, während die tiefer gegen den Waldrand herabsinkende Sonne langgezogene Baumschatten über die grünvergoldeten Wiesen warf, welche im ersten jungen Neuwuchs standen. Kaum

daß er darauf achtete, war Heinrich wieder zu der Moosbank unter der breiten Linde gerathen, auf der er einst Eva im lichten Kleide hatte ruhen sehen. Er setzte sich auf die Bank in träumerischem, liebevollem Gedenken dieser süßesten Zeit, wo der gewaltige Frühlingsschauer des Lebens so mit Macht über ihn gekommen war. Und es war ihm, als säße Eva dicht an seiner Seite, daß er kaum neben sich zu blicken wagte, um nicht durch die Leere neben ihm enttäuscht zu werden. Wie wunderbar! Es war doch Abend, glühender und purpurner strahlte schon der geheimnißvolle Sonnenball zwischen den Waldstämmen herüber. Heinrich aber ging ein Morgenlied durch den Sinn, das er einst gehört hatte. Wo hatte er es doch vernommen? Es war ihm unvergeßlich eingeprägt, geheimnißvolle Morgentöne summte er leise in den einbrechenden Abend:

Morgenschatten weilen im Walde,
Thaudurchfunkelte Schatten,
Wo das Gitterwerk der Aeste
Schwanket im Duft, im satten;
Jungbekleidet zum Frühlingsfeste
Lächelt ergrünend die Halde.
Schatten weilen im Walde.

Auch die Primeln und Anemonen
Sind in Schaaren versammelt,
Morgenlockruf im sonnigen Wipfel
Flötend der Finke schon stammelt;
Ja, es wippt seines Kleidchens Zipfel,
Wo sie auf Zweigelein thronen!
Primeln und Anemonen.

Primeln und Anemonen sprießen!
Lieblich im Grase versteckt,
Lauschet das blaue Waldveigelein treulich
Und auch Maaßliebchen schon neckt.
Und meine Seele sinnet jungfräulich.
Sonnig athmen die Wiesen.
Primeln und Veilchen sprießen.

Morgenathem haucht in den Blättern,
Und aus verschollenem Dämmern
Hör ich den Kukuk traumhaft locken,
Hör ich den Specht schon hämmern.
Frühlingsjubelgesänge mit Stocken
Lernen die Zeisige schmettern.
Lernen die Zeisige schmettern!

War es nicht Eva, die das Lied gesungen hatte?! Waren es nicht die Töne, die ihn einst aus der Waldesferne träumerisch herangelockt hatten, wie er den Kukuk aus der Irre herangerufen?! Und wohin hatten sie ihn gelockt? Warum sann er ein Morgenlied in den tiefer erdämmernden Abend und warum versank in diesem abendlichen Morgengefühle seine Seele so gänzlich?!

Stimmen, die näher klangen, weckten ihn aus seiner Träumerei. Sie nahten nun. Er erhob sich und ging um eine Waldecke voran. Als er heraustrat, sah er die Männer schon versammelt. Eine kleine Waldwiese, um die ein Bächlein vorbeirieselte, war als Stelldichein erkoren. Im Hintergrunde hielten die Wagen. Streicher kam am Arme des Buckligen, der ihn führen mußte, langsam über die Wiese heran. Das war ein seltsamer Anblick. Der große, schöne Mensch auf den Arm des

kleinen Buckligen gestützt, der den Kopf über seinem Höcker mit kühler Gelassenheit aufrecht hielt, als er seinen Cylinder abnahm und von weitem schon grüßte.

„Sie müssen nicht so zittern," sagte er mit kühlem Lächeln zu Streicher. „Das Leben ist mehr oder minder eine elegante Komödie; Sie fallen aus dem feineren Lustspieltone heraus. Nehmen Sie sich zusammen; Sie werden sonst vorbeischießen!"

„Sie haben gut reden!" flüsterte Streicher, indem er die Zähne zusammenbiß.

„Ja, sehen Sie, mein lieber Doktor Streicher", sagte der kleine Mann, „ich gehöre hier zu den Ueberlebenden. Wer todt ist, ist nur ein armer Schlucker. Als Danton und Robespierre zum Schaffot gingen, war es ihnen auch nicht besser. Und doch verehren wir die Freiheit und Emancipation. Wenn die Execution vorüber ist, ist's auch nur eine unter vielen gewesen."

Sie waren unter diesen Reden näher herangekommen. Man begrüßte sich gegenseitig. Der Oberst fragte, ob die Herren sich irgend Etwas zu sagen hätten oder ob sonst ein Ausgleich möglich wäre. Das wurde von beiden Seiten abgelehnt. Die Secundanten gingen nun daran, die Entfernung zwischen beiden Gegnern abzuschreiten. Heinrich lehnte während dessen an einem hohen Buchenstamme; Streicher reckte sich auf und suchte die Aufregung des Augenblickes zu bemeistern. Er brachte es endlich soweit, daß er das Liebesmotiv aus Wagners „Tristan und Isolde" leise zwischen den Zähnen zu pfeifen vermochte.

Der Oberst brachte die Pistolen. Es waren feine, silberbeschlagene Revolver mit einer Gruppe mehrfacher Läufe. Die Griffe schwarz, wie Ebenholz auspolirt, sinnvoll verzierte Mordwerkzeuge. Nachdem die Ladung von den Vertretern beider Gegner geprüft und richtig befunden war, erhielten Heinrich und Streicher die Waffen.

Sie standen sich nun Beide fest und stramm gegenüber. Beim ersten Kugelwechsel, als der leichte Qualm sich verzogen hatte, ergab sich, daß beide Gegner gefehlt hatten. Es folgte die zweite Kugel. Heinrich fiel ein, wie es käme, daß er so schlecht schoß. Er rühmte sich, so manchen Fasan aus der Luft heruntergeholt zu haben; es reizte ihn, richtiger zu zielen. Er beschloß, seinem Gegner den Hut zu durchbohren. Eine Art Waidmannslust stieg in ihm auf. Ein Blitz, ein Knall, Streichers Hut lag zerschossen am Boden.

In diesem Augenblicke rief wieder ein Kukuk träumerisch mehrfach aus der Ferne. Heinrich hörte es; er dachte im Gedanken daran, wie es wäre, wenn man einen solchen Vogel mit einem so feinen Revolver aus den Wipfeln herunterholte. Kukuk! wiederholte die Stimme träumerisch. Darauf ein wilder Knall, ein Brausen aller Sinne, eine Rauchwolke und ein stechender Schmerz in der rechten Brust. Heinrich brach schweigend und tödtlich getroffen in sich zusammen. —

Der Arzt stürzte heran. Der Getroffene hörte, wie man sich um ihn versammelte. Er sah, wie Streicher sich mit bestürzter und theilnahmsvoller Miene über ihn beugte.

„Ist sie rein?!“ flüsterte Heinrich schmerzlich, um das Bewußtsein ringend.

Streichers innere Gutartigkeit brach diesem Schmerzensgesichte gegenüber unwiderstehlich hervor. Er sagte, selber mit einer Art von menschlicher Freude:

„Rein?! Ausgelacht hat sie mich!“ Dann wendete er sich schnell ab und ging über die Wiese weg.

„Morgenschatten weilen im Walde!“ flüsterte Heinrich. Und als er wieder den Kukuk hörte, brach er in ein leises, seliges Lachen aus. Plötzlich wurde er still; die Sinne waren ihm vergangen. Sein Haupt sank bleich zurück.

„Guter junger Mann!“ flüsterte der Oberst, indem er sich schmerzlich über ihn neigte. —

Drittes Kapitel.

Mikrobenroman.

Der Krieg war mit aller Macht und in all seiner grausamen Schrecklichkeit entbrannt. Er konnte voraussichtlich nur mit der gänzlichen Vernichtung und Ausrottung des unterliegenden Volkes enden. Wie hatte er sich so fürchterlich gewendet?!

Ruhig strahlte die Sonne auf die Waldwiesen vor der Stadt und wärmere Strahlen weckten mütterlich das unendliche Leben der erblühten Natur. Schon summten die Bienen um die bereicherte Blumenwelt der Wiesen; schon wurden die Waldwipfel schattiger und es behauchten sich die Stämme mit einem leichten grünen Anflug, der räthselhaft entstand. Es hasteten die fleißigen Ameisen auf ihren kleinen Heerstraßen und schleppten im Sonnenbrande die gebräunten Tannennadeln heran zum großen Kuppelbau ihres Staates; im Schooße der Erde begann ein Graben und Wälzen winziger Erdkügelchen, bis aus

ihrer unterirdischen Wiege gegen Abend die ersten Maikäfer, vom langen Winterschlafe erwacht, die untergehende Sonne begrüßten und am Rande ihrer kleinen Erdhöhlen die ungewohnte Luft athmeten. Dann begann ein geheimnißvolles Pumpen ihrer Leiber, indem sie mit dem Schwanze abwärts wippten und die braunen Flügeldecken hoben; sie saugten sich voll Luft, um ihre Last zu erleichtern. Mitten im Walde, wo die kleine Wiesenlichtung dunkelfeucht von den nahen Eichenwipfeln und finsteren Tannen überschattet wurde, war eine purpurrothe Lache Blutes. Sie vertrocknete nicht, ob sie gleich seit einigen Tagen schon geheimnißvoll hier leuchtete; eine winzige Wasserrieselung, welche zwischen den Gräsern perlte, netzte das Menschenblut, daß es feucht und purpurn blieb. Die Blumen, die hier wuchsen, Maaßliebchen und Primeln, hatten rothe Tropfen auf ihren Blüthenblättern hängen und schienen sich zu neigen unter dieser blutigen Belastung.

Das war Heinrichs Blut. Ein reichlicher Strom war der Schmerzenswunde entquollen. Nun war es ein kleiner, rothschwimmender Teich, über dessen niedliche Ufer feine Grasbinsen sich neigten. Kleine Mücken und Fliegen spazierten mit langen Fadenfüßen auf den leichtgekräuselten rothen Wellen, welche wie ein Schauer über die stille Fläche hauchten, wenn ein Frühlingswind gegen die Waldwipfel stieß. Hier war gut sein und gut leben; es kamen und saugten mancherlei winzige Gottesgeschöpfe an dem süßen Safte, als wäre ihnen Milch und Honig im Schlaraffenlande bereitet.

Es geschah aber schon nach wenig Stunden, daß der niedliche Blutsee an seiner spiegelnden Oberfläche sich zu trüben schien. Und über eine Weile zog ein geheimnißvolles Blau darüber hin, das alsbald in's Violette schimmerte. Wie ein dünnes Häutchen war es über den Menschenpurpur gespannt, selbst leicht gekräuselt vom Frühlingswindhauch, der leise darüberstrich, und dies dunkle Violettblau wucherte weiter und spann den Blutsee gänzlich ein, daß selbst die saugenden Thierlein nur mühsam sich hindurchbohren konnten, um zum eigentlichen Nährquell zu gelangen.

Was war das für ein Zauberblau?! Wo kam es her?! Wer schuf es und hauchte es dahin?!

Es wäre wol niemals gesehen worden und erschienen, wenn nicht gerade Blut im Walde geflossen wäre. Mit dem Strome des Windes waren von entlegenen Erdgegenden trockne Keime eines unsichtbaren Pflänzchens schon seit Jahren in den Wald geweht worden und sie lagen todt und leblos, unsichtbar und ungesehen trocken zwischen den Kalkkörnern und Erdtheilen der Wiese. Aber ihre Vettern, unsichtbar wie sie, sind Wesen, die Menschenschicksale bestimmen, Staaten in Aufruhr zu bringen vermögen, Völker verwüsten, wenn sie in unzähligen Milliarden wie unsichtbare Völkerwanderungen in die Städte schwärmen und die Leiber der Menschen gleich Burgen erobern, um da zu wuchern und zu gedeihen. Dann sinken die Menschen von den großen Seuchen dahin, dann bemächtigt sich namenloses Grauen der Muthloseren und das Unsichtbare und Winzige greift

gestaltend in die Geschicke der Völker ein, während es selbst den großen Kampf um das eigene Dasein kämpft.

Solcherlei Vettern rühmten sich die Spaltpilze, welche als eine blaue Schaar über dem vergossenen Menschenblute hinwucherten. Denn als der warme Strom der Brust entquoll und durch die zerdrückten Blumen niedertropfte, da traf seine belebende Wärme und seine purpurne Nährfülle fließend auf die trocknen Keime. Da quollen sie innerlich auf und fanden den Blutstoff, der ihnen Nahrungsreichthum zu eigenem Wachsen und Gedeihen brachte. Da belebten sich die kleinen Zellen der Kugelbacterien und bald zerfiel das ernährte sternförmige gerundete Pflänzchen in andere Zellen, die nun abermals ein eigenes Leben hatten, sich wieder spalteten und fortwuchernd unzählige Wesen ihrer Art zeugten.

Es geschah aber, daß zur gleichen Zeit, viele Meilen entfernt von diesem Orte, vom Frühlingslebedrang erfaßt, ein andres Volk von andren Wesen ward.

Unter herabgefallenem Laube in einem großen Obstgarten, wo Kirschen, Pfirsiche, Aepfel und Birnen um ein Bauernhaus an einer Landstraße wuchsen in einer Hügelgegend, da war es entstanden. Da klebten an der Rückseite der welken Laubblätter viele winzige, kleine Eierchen, kaum so groß, daß ein Mensch sie mit bloßem Auge erkennen konnte. Als nun der Frühling in's Land gezogen war, krochen aus diesen Eieren gar seltsame und doch vielbekannte Thierlein hervor. Kerfthierchen waren es; sie hatten, ob sie gleich nicht größer als Stecknadelkuppen

waren, ein breites Köpfchen und daran einen kleinen Schnabel, gleich an der Kehle, darin drei feine Borsten auf- und abgingen beim Saugen. An dem Köpfchen saßen Fühler mit sieben Gliedern, länger als der ganze Körper der Thiere, welche schön saftgrün glänzten in der Pracht ihrer Leiber. Dick traten an den Köpfen seitwärts große Netzaugen hervor, jedes Auge ein Netz von vielen unsichtbar kleinen Aeugelein; neuntheilig war der Leib dieser Wesen und vom Rücken des Hinterleibes standen Honigtrompeten, zarte Saftröhren aufwärts. Da kam wol ein Ameisenthier herangekrabbelt, bestrich mit seinen zarten Fühlern diese Trompeten, leckte mit seinem grimmen Freßmäulchen daran und sogleich kam aus dem Leibe des Thiers in den Röhren ein süßer Saft geperlt, den die Ameise begierig trank. Daran merkte die Ameise, daß es ein Blattläuschen war welches ihm seine süße Milch so willig darbot.

Eines schönen Tages war ein dichter Schwarm von fliegenden Blattkühen aus den Obstwipfeln aufgeschwärmt. Wie eine Wolke zog er daher über Wiesen und Felder, um neues Land zu suchen, wo er Nahrung und süße Säfte fände. Ein Wind erfaßte die Wolke und trug sie viele Meilen weit im Fluge über Hügel und Ebenen weg.

So kam es, daß ein Theil dieser Wolke auch über den Wald und die Wiese kam, wo Heinrichs Blut purpurn und blau erdämmerte. Hier und in der ganzen Gegend wuchsen auch die goldigen Johannisblumen, in deren Blüthenstaub die Lärvchen von Heinrichs Pflanzenthieren weilten. Diese letzteren aber lebten nicht nur

im faulenden Stoffe auf, sondern in jedem Thautropfen, der in die vielen Kelche der Blume auf die Staubfäden fiel, wimmelten sehr bald die geheimnißvollen Pflanzenlarven, aus denen Wimperthiere krochen, welche einen kleinen durchsichtigen Magen hatten, der aus einer einzigen umgestülpten Zelle des früheren Pflanzenlärvchens bestand. Munter freuten sie sich ihres Verwandlungsdaseins und vermehrten sich mächtig.

Da kamen die Blattläuse, um ahnungslos ihren Untergang vorzubereiten. Massenhaft ließen sie sich nämlich gerade auf den Johannisblumen der ganzen Umgegend nieder; nicht nur auf den Blättern sogen sie, sondern auch an die zarten Knospen setzten sie sich an und krochen in die aufbrechenden Blumen.

Es ist aber eine schlechte und äußerst unanständige Gewohnheit der Blattläuse, daß sie beim Saugen sehr oft das Ueberflüssige, was sie in ihrem Leibe bergen, umherspritzen und ein ordentliches Vergnügen darin finden, förmlich damit herumzuplanschen, wie unvorsichtige Wäscherinnen mit ihrem Seifenwasser. Alle Augenblicke spritzen sie aus; sie gleichen darin den Amerikanern, welchen man nachsagt, daß sie auch ohne jede höfliche Rücksicht umherspucken. Es ist freilich ein süßer und klebriger Saft, mit dem die Blattkühe so wenig haushälterisch umgehen; sie besudeln die Staubfäden ihrer Nährpflanzen; sie planschen auf die goldnen Blüthenblätter, die grünen Stammblätter glänzen feucht

und klebrig, selbst der Stengel wird eine Leimruthe für allerhand andere Wesen.

So hausten die Blattläuse lustig fort, sogen und spritzten, feierten Hochzeiten und bekamen Junge, welche aber keine Flügel mehr hatten und aus Eiern gekrochen waren, welche die geflügelten Weibchen gelegt. Es starben auch zusehends die Geflügelten aus; es vermehrten sich die jungfräulichen Ammen, welche Amazonen und Vestalinnen blieben und doch Kinderchen bekamen. Ueberall waren im Walde die Johannisblumen klebrig geworden, sodaß Mancherlei daran haften konnte.

Unterdessen hatte die heißer werdende Sonne den kleinen rothen Blutsee mählig ausgetrocknet. Es vertrockneten auch viele Pilzkeime der blauerschimmernden Bacterien auf seiner Oberfläche; junges Gras wollte schon aus der blutgedüngten Erde neu erkeimen. Es schien, als sollten die Spaltpilzchen mit dem Menschenblute, das sie genährt, auch wieder vertrocknen und zu Grunde gehn.

Eines Tages aber, als sich der Wind gedreht hatte, fuhr er mit Macht in die Reinzucht des unsichtbaren Pilzurwaldes, den man nur als violettblauen Hauch sah. Tausende von Keimen wurden aufgeweht und an der Erde hin über die Wiese getragen. Der Wind wehte lange und stätig; mit ihm unzählige, blutgenährte Keime über die Blumen.

Wären nicht die leichtsinnigen Blattläuse gewesen, welche Alles besudelt hatten mit ihrem süßen Leim, es wären die leichten Spaltpilzchen wol vorübergeflogen oder

vertrocknet und unschädlich verdorben. Aber da waren die lebendigen Leimruthen der Blümlein. Ueberall blieben Pilzkeime in dem silbernen Klebesaft hängen; es war kaum eine Blume, wo nicht wenigstens ein Keim sich verfing, ein Kugelpilz einhackte, um nun behaglich neu aufzuschwellen und zu wachsen, da er einen Nährboden gefunden, der gar nicht schöner zu denken war.

Jetzt verging einige Zeit, die Spaltpilze siedelten sich gemächlich an; gründeten Ansiedelungen von Blatt zu Blatt, wo irgend ein Klebeboden war; es war ein herrliches Leben. Den Blattläusen schadeten sie nicht viel, nur daß sie überall sie vertrieben, wo sie wucherten, da die Läuschen den Pilzgeschmack dieser Art nicht besonders leiden mochten.

Es ereignete sich aber von ungefähr, daß in einem Thautropfen, der am Staubfaden einer Johannisblume hing, eines von Heinrichs Pflanzenthieren behaglich hin- und herplätscherte mit seinen feinen Wimpern. Es war ganz durchsichtig, in der Mitte lag eine dunklere Zelle, etwas umgestülpt, und diese saugte als lebendiger Magen an sich, was das freischwimmende Thierchen irgend wie zwischen die Wimpern bekam. Das hielt es dann fest umklammert, gleich einer Venusfliegenfalle, und verdaute es sichtlich. Während es so gemächlich umherplätscherte in seinem Thautropfen, kam von ungefähr ein verirrtes Bacterium herangeschwommen. Das Wimperthier trieb es durch die winzigen Wellen, die es selbst erregte, an sich heran und als das Pilzchen in das Bereich seiner Fangwimpern gerieth, umklammerte es

dasselbe, schob es gemächlich in seinen Magen und suchte es zu verdauen.

Das aber war sein Tod. Statt daß die Säfte seines Magens ausreichten, um das Pilzchen aufzulösen, saugte dieses vielmehr die Lebenssäfte aus dem Magen des Thieres an sich und wuchs sichtlich. Das Wimperthier zappelte aus Leibeskräften mit seinen Fangwimpern; bald aber ward es stille, sein Magen war schon gänzlich zerstört, es regte sich nicht mehr, es war an einer Art Cholera oder Milzbrand gestorben. Dafür wuchs das Spaltpilzchen in seinem Magen; die Säfte in ihm zerfällten den Leichnam des Thieres vollständig. Bald auch vermehrte sich das Pilzchen, indem es in andere auseinanderfiel, die nun selbständig fortwucherten und den Leichnam aufsaugen halfen. Hier war nun ein neues Wunder geschehen. Die jungen Bacterien hatten nicht mehr die Form der Eltern, sondern es zeigten auf einmal die Pilze eine längliche Schlauchform, welche sich ringelte und oben und unten ein spitzes Wimperchen hatte, mit dem es sich in andre Körper einbohren konnte. Und zugleich begannen auch die Pilze als Schwärmpilze umherzufahren und sich einzubohren in Allem, was ihnen Nährboden sein konnte. Sie trafen auch gleich auf die Pflanzenlarven von Heinrichs Wimperthieren, bohrten sich in die grünen Zellen ein und vermehrten sich da noch schneller. Sehr bald hatten sie in diesem Thautropfen Alles von Heinrichs Pflanzenthieren, Larven und Wimperthiere hingerafft und getödtet.

Jetzt begann auf einmal ein großer mörderischer Kampf. Als ob in den Wimperthierchen eine geheime Vernunft wäre, schaarten sie sich in allen Pflanzenstaubfäden, auf allen Blättlein, wo Spaltpilze bemerkbar und deren Kampfpflänzchen mit den Schwänzen sichtbar wurden, zusammen. Andere suchten die grünen Zellenlarven in Sicherheit zu bringen, indem sie sie mit den Wimpern faßten und fortbewegten. Die Thierchen suchten die Pilze zu vernichten, indem sie dieselben an sich sogen; aber regelmäßig unterlag das Thier dem kräftigeren Stoffe des Pilzes und starb bald. Hierauf schwärmten aus seinem Leibe die verwandelten Schwärmpilze auf und trugen das Verderben auch über die Larven.

Mörderisch und grauenvoll war der Kampf. Von Blatt zu Blatt, von Blume zu Blume setzte er sich fort. Die Pilze hatten eine so überwiegende und zerstörende Kraft gewonnen, daß sie gleich den Krankheitskeimen, die zu Zeiten unter den Menschen viel grauenvoller und tödtlicher als gewöhnlich auftreten, zerstörend über die Pflanzenthiere hereinbrachen. Auf jeder Blume wiederholte sich das gleiche Schauspiel; Bienen und Käfer aber kamen, setzten sich Honig saugend auf die angesteckten Blümlein und trugen die Pilzkeime weiter, wo sie überall gleiches Unheil unter den verborgenen Pflanzenthieren anrichteten. Diese wehrten sich tapfer, aber es war, als wenn die Pilze nirgends einen besseren Nährboden fänden, als im Leibe dieser Wesen, welchen Heinrich nachgeforscht und die er entdeckt. Die Pilze, welche vielleicht zu jahrhundertelangem Tode verurtheilt gewesen waren, aufge-

weckt durch die Blutnahrung, suchten nachzuholen, was sie an üppigem Wachsthum eingebüßt. Bald wogte der Vernichtungskampf auf viele Meilen; das gänzliche Aussterben von Heinrichs Pflanzenthieren war eine Gewißheit. In wenig Wochen mußte der Krieg entschieden sein; und so unsichtbar er war, so verderblich und furchtbar blieb er bei alledem.

Denn so leben und weben die großen und die kleinen Geschöpfe dieser Erde; so lösen sich die Völker im Leben einander ab; so kämpfen sie um ihr Dasein und eine dunkle Vernunft, ein sinnvoller Zusammenhang der Ereignisse und Wandlungen scheint in Allem bedeutungsvoll zu walten. Unsichtbare und doch lebendige Mächte greifen allüberall auch in's Leben und die Geschicke der Menschen ein. —

Während so durch die Wiesen der letzte Vernichtungskampf wogte, die Sonne aber strahlenwarm all die stille Pracht übergoldete, welche in Blumen und Vögeln bei allem geheimen Kampf aufblühte, wanderte ein Mann durch den Wald, schimpfte und fluchte lautredend vor sich hin in der Einsamkeit, blieb oft stehen, schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirn und verrieth durch ein lebhaftes Gebärdenspiel des Weiteren, daß wichtige und aufregende Betrachtungen seine Seele bewegten. Er ging etwas gebückt unter einer schweren Last, die er auf dem Rücken trug, in einem dicken, grauen Sacke. Er keuchte und schwitzte, seufzte auch und schien durchaus in einer erbärmlichen und steinerweichenden Stimmung zu sein. Endlich blieb er stehen und sagte, ganz laut mit sich

selber redend, wie es manche alte Sonderlinge zu thun pflegen:

„Nun wird mein Name auf ewig vergessen sein. Wenn ich in's Gras beiße, wird kein Hahn mehr nach mir krähen. Meine Frau ist auch todt; in einer Gosse haben sie sie gefunden, das arme, besoffene Weib! Alles ist drunter und drüber gegangen zu Hause, meine schönsten Steine hat sie um ein Spottgeld verkauft, zuletzt hat sie mit alten Lumpen und Hadern gehandelt, die sie aus dem Kehricht gelesen. Alles zusammengebrochen, Alles ist verkracht, Alles ist hin!"

Er schlug sich von Neuem mit der flachen Hand vor die Stirne; dann fuhr er wüthend auf, indem er mit den Fingern in der Luft herumfuchtelte und rief:

„Und ich Rabenaas ging auf den Leim und glaubte der Schändlichkeit! Zum Narren hat er mich gehalten, das ist nun klar wie der Tag! Daran ist kein Zweifel! Alle haben sie mich ausgelacht, die ganze sociale Frage ist nichts dagegen. Wo ich den erwische! Windelweich soll er werden! O ich unglückseliger, trauriger, o ich armer, unberühmter Mann! Es war das Glück und die Hoffnung meines Lebens, ich schmeiße den verd— Sack mit den ganzen unechten Püseckeniten in den Bach!"

Wieder blieb er stehn. Er sann nach. Bedächtiger meinte er:

„Wie man den Püseckenit nur so fälschen kann, wie man etwas nur für den Püseckenit ausgeben kann, was gar kein Püseckenit ist! Ich werde noch ganz verwirrt über die Geschichte!"

Er schritt stärker aus und murmelte dann nur noch in sich hinein: „In den Bach muß er; in den Bach muß er; ich will das Zeug nicht mehr vor Augen sehn. In's Wasser muß es!“ —

So war er bis an den Bach gelangt, der dunkel durch den Wald fließt. Hier hielt er an und schaute eine Weile in das vorbeiziehende schwarzgrüne Wasser, indem er sein eigenes Spiegelbild mit dem Sacke auf dem Rücken sah. Er starrte trübsinnig darauf hin, bis er endlich sagte:

„Dieses also wäre eigentlich der August Püsecke, was da im Wasser schwimmt. Und wenn ich todt bin, weiß kein Mensch, wie ich ausgesehen habe, denn weil ich nun gänzlich unberühmt bin, wird man kein Bildniß von mir anfertigen.“ Er seufzte tief auf. Dann faßte ihn wieder die Wuth. „In's Wasser damit, in's Wasser damit!“ knirschte er, warf den Sack vom Rücken herum, knüpfte ihn auf und riß daran herum, bis er den Sack offen hatte. Dann stürzte er ihn um und schüttete unter schrecklichen Flüchen die grünen japanischen Gesteine in den Bach. Die Wellen tanzten lustig in die Höh, spritzten weißen Schaum empor, während die Steine sanken. Als der Sack leer war, schleuderte Püsecke auch diesen nach mit einer höllischen Verwünschung, worauf er sich am Bachesrande hinhockte und eine Art von wehmüthigem, leisen Geheul zwischen den Zähnen vorstieß, während er sein Spiegelbild mit erneuter Schmerzlichkeit betrachtete.

Er mochte eine viertel Stunde so gesessen haben, als

drüben über dem Bache zwischen den Bäumen eine wunderliche Gestalt sichtbar wurde, die etwas auf der Erde suchte, sich bückte und wieder aufrichtete und sonst Niemanden auf Gottes Erdboden zu beachten schien. Ein großes Schmetterlingsnetz trug die Gestalt an einem Stabe über der Schulter, eine mächtige Botanisirkapsel, aus der gesammelte Kräuter heraushingen, schwankte am Bande über den Schultern; auf dem schwarzen Hutrande waren mit Stecknadeln allerhand Käfer und Schmetterlinge aufgespießt, die zum Theil noch ihre Flügel zitternd bewegten und mit den Beinchen zuckten.

Püsecke erkannte Herrn Nägelein. Der alte Mann war sichtlich gealtert, er war noch schneeweißer geworden, schien aber unverdrossen in der Waldeinsamkeit zu suchen und zu sammeln. Püsecke sprang auf. In großer Erregung rief er:

„Herr Oberbibliothekar! Herr Oberbibliothekarius! Sehen Sie mich denn gar nicht? Ich bin ja wieder da! Ich bin ja von der Reise um die Welt zurück! Kennen Sie denn den August Püsecke nicht mehr? Du meine Güte, wer hätte das gedacht, daß Sie auch noch hier herumkrebsen!“

Der Alte schaute auf. Als er den Trödler drüben über dem Bache sah, kam er erstaunt heran, blieb am Uferrande stehen und schaute mißbilligend auf das Gewässer, das sie trennte.

„Sie sind ja drüben auf der anderen Seite! Kann man da nicht hinüber? Das Wasser ist zu breit. Na, es freut mich, daß Sie's sind. Also wieder zurück?!

Je, je, was man Alles erlebt!" Er schaute sich den Trödler wie ein großartiges Wunderthier an, nahm eine Prise Schnupftabak und schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Ja, ja, sehen Sie mich nur nicht so an!" meinte Püsecke. „Ich bin's wahrhaftig. Es ist aber mit der Weltreise nichts gewesen. Man hat nur Schliff gebacken. Und was die Japanesen anlangt, wissen Sie, da hapert's auch. Was die Welt anlangt, wissen Sie, wenn die mal untergegangen ist, die wird Sie nicht berühmt. Das sage ich und ich weiß, was ich sage!"

Der Alte kratzte sich hinter den Ohren. Er mochte gewisse Gefühle nicht verrathen, die er über Püseckes Mittheilung hegte. Er wäre am liebsten weiter gegangen, um etwaige unliebsame Erörterungen wegen Heinrich Hochsteins zu vermeiden. Aber Püsecke ließ nicht los. Er frug:

„Nun, und wie ist es denn Ihnen immer gegangen, Herr Professor?"

„Ach, schlecht, schlecht!" knurrte der Alte, indem er die Hand abwinkend auf und ab schüttelte.

„Schlecht?! — Wenigstens ein Trost! — Schlecht?!" frug Püsecke mit Theilnahme.

„Ach ja, meine Frau, wissen Sie! Meine Frau! Die alte Frau will sich von mir scheiden lassen und wer soll denn Unser Einem dann die Wirthschaft führen? In meinem Alter! Heutzutage hält nichts mehr fest. Wenn sogar die alten Weiber der Scheidungsteufel reitet."

„Ja, sehen Sie, Herr Oberbibliothekarius," sagte Püsecke etwas schadenfroh, „das kommt von der vielen Naturwissenschaft. Seit die Chemie sich in alle Verhältnisse gemischt hat, ist überall auch Scheidewasser. Die Naturwissenschaft ist eben das, was heutzutage so oder so Alles durcheinander bringt. Das ist meine Ansicht. Ich hab's auch erfahren."

Der Alte seufzte. Püsecke hatte nur zu sehr Recht. Seine Frau wollte sich von ihm scheiden lassen, weil er von seinen naturwissenschaftlichen Liebhabereien nicht lassen konnte. Zu Hause ging alles drunter und drüber; er hatte ein neues Mikroskop und andere theure Instrumente machen lassen auf Abzahlung an die Optiker; er war in große Schulden gerathen; die alte Frau litt Hunger; aber der Leichtsinn des Alters ließ ihn nichtsdestoweniger mit um so mehr Leidenschaft seinen Neigungen fröhnen, je mehr er sah, daß die Zahl seiner Jahre gemessen war.

„Ja, ja," sagte er zu Püsecke über den Bach weg, „Recht haben Sie schon. Die Wissenschaft ist Schuld. Wir sind eben alle Märtyrer unserer Sache!"

„Märtyrer!" rief Püsecke aus, indem er feierlich und beglückt über dies Wort die Finger in die Höhe streckte. „Märtyrer! Das ist's, Herr Bibliothekar. Sehen Sie, so war nämlich die Geschichte. Setzen Sie sich nur ein bischen in's Gras, ich kann hier zwar nicht hinüber, aber erzählen muß ich es Ihnen doch."

Und nun begann er, während sie durch den Bach getrennt im Grase saßen, seine Leidensgeschichte zu erzählen. Er berichtete, wie Heinrich ihn in dem japa-

nischen Bergwerk durch die Versicherung, die gefundenen Steine seien der Püseckenit, das heißt, noch gänzlich unbekannt, ins Unglück gestürzt habe. In der Hoffnung, nun daheim sein Glück zu machen, sei er auf's nächste Schiff in Tokiyo gelaufen und, um seine geringe Baarschaft zu schonen, habe er sich als Schiffsarbeiter verdingt, um kostenfrei die Rückreise zu machen.

Unterwegs war es ihm sehr schlecht ergangen; weil er nämlich überall versicherte, daß er der berühmte Püsecke sei, von dem man demnächst noch Mehreres hören werde, hatten die Matrosen allerhand Schabernack mit ihm getrieben. Seine Steine hatte er sorgfältig versteckt; er verrieth Niemandem sein Geheimniß; mußte aber, da er alle Menschen im Bewußtsein seiner Entdeckerwürde verächtlich behandelte, viele Prügel und andere unangenehme Wohlthaten einheimsen.

„Sehen Sie, sagte er, und dieses kann ich nunmehr, wo die ganze Geschichte doch gar nicht wahr gewesen ist, den Leuten nicht einmal verdenken. Ich war ja gar nicht so berühmt wie ich dachte, und darum haben sie mich eben durchgehauen. Wie ich nun aber im Hafen von Marseille eingelaufen war, setzte ich mich sogleich in die erste Eisenbahn und fuhr nach Hause, um mein Glück zu machen. Was ich mir zusammengespart hatte, das ging auch gleich für einen schwarzen Anzug und einen Cylinder drauf, weßwegen Sie mich auch in diesem theuren Zeuge hier sehen. Ich hab's bei einem Juden gekauft; ich dachte, nun müßten gleich die Audienzen und Festessen kommen. Was war's aber? Kirschkuchen war's.

Denn ich faßte nun ein Schreiben ab und schickte einen Stein an's naturwissenschaftliche Kabinet zum Verkaufe. Es sei das neue Mineral, was noch Niemand kennt und der Doctor Hochstein habe es den Püseckenit getauft, weil ich es doch selber nicht thun wollte aus Bescheidenheit. Ich verlangte ein paar hundert Mark, weil's gar so rar wäre. Dann verplemperte ich den Rest meines Geldes, indem ich eine Zeitungsankündigung machte für Liebhaber und Sammler. Ich hätte ein paar Tausend verdienen können, wenn's eben ein richtiger Püseckenit gewesen wäre. In einem Hôtel habe ich auch gewohnt, weil ich auf der Durchreise sein wollte; meine Frau war am Schnaps gestorben, zu Hause war alles versetzt. Ich wartete ein paar Tage; vom naturwissenschaftlichen Kabinet aber kam keine Antwort. Eines Tages aber besuchte mich auf meine Anzeige ein Professor der Mineralogie und wollte meine Entdeckung sehn. Nun, ich war da nicht so und zeigte ihm auch einen hübschen Klumpen. Wie er ihn aber gesehen hatte, lachte er mich aus und ging fort. Ich dachte erst, er stellte sich nur so, um's billiger zu kriegen; gleich drauf aber kam ein Brief aus dem naturwissenschaftlichen Kabinet, wenn ich mir noch einmal so einen Schabernack mit ihnen erlaubte, würden sie mir die Polizei auf den Hals hetzen. Ich dachte, es wäre ein Komplott, um mir meine Berühmtheit zu bestreiten und alles billiger zu kriegen; denn helle bin ich, wissen Sie; helle bin ich trotzdem. Hernach aber schmissen mich die Kellner aus dem Hotel raus, weil ich nicht zahlen konnte. Und da merkte ich, daß

es eben mit meiner Berühmtheit das helle Elend war. Nachher habe ich die Steine vor Wuth hier in den Bach geschmissen."

Er schwieg. Sie blickten Beide in den Bach. Plötzlich sprang Püsecke hinein; das Wasser ging ihm bis an den Leib; er bückte sich und versuchte zu tauchen, schnappte nach Luft und brachte endlich einen Stein aus dem Wasser hervor. Er blieb in seiner Erregung im Wasser stehen, hielt den Stein gegen den Alten hin und sagte:

„Sehn Sie, Herr Bibliothekar! Dieses ist er! Dieser ist der falsche Püseckenit! Und was hätte ich sein können, wenn es ein richtiger gewesen wäre! Alles liegt im Bach, alles ist hin!"

Er reichte den Stein dem Alten; dieser wendete ihn nach allen Richtungen, während Püsecke aus dem Wasser stieg und mit triefenden Hosen sich neben ihn setzte. Nägelein sagte:

„Das ist freilich nur eine längst bekannte Kupferverbindung. Uebrigens ein hübsches Stück!"

Er machte Anstalt, den Stein, da es immerhin ein seltenes Mineral war, sachte in seine Seitentasche zu schieben. Püsecke sah es; er sagte ganz gelassen:

„Kostet sechs Mark, Herr Bibliothekar! Sechs Mark!"

„Was?!" rief der Alte, während seine Hände zitterten. „Was?! Sie haben das Zeug ja hier aus dem Bach aufgelesen! Das soll man auch noch bezahlen?! Das gehört ja Ihnen gar nicht!"

„Erlauben Sie gütigst, was ich in einem japanischen Bergwerk mit meinen eigenen Händen abgeschlagen habe und was ich hier vor Wuth in den Bach geschmissen habe, das wird wol mein Eigenthum sein, das werde ich wol nicht umsonst hergeben. Umsonst ist nur der Tod und der nicht einmal, denn der kostet einen gerade wieder das Leben. Denken Sie, ich soll hier das liebe Gut für Nichts und wieder Nichts verschleudern?!“

„Erlauben Sie,“ sagte nun der Alte giftig, „der Stein gehört mir; was da im Bach liegt, das gehört mir so gut wie Jedem, der vorbeikommt. So weit sind wir Gott sei dank noch nicht, daß auch die Steine im Bache verstaatlicht wären oder Jeder einen Zoll drauf nehmen könnte! Sie können mir sonst etwas vormachen, daß sie aus Japan wären!“

„Ei, Herr Jesus,“ fuhr aber jetzt Püsecke wild auf, „da hört nun einmal doch Verschiedenes auf. Die Steine habe ich 'neingeschmissen, die Steine sind meine, das kann Ihnen der Doctor Hochstein versichern, der sie damals zuerst gesehen hat in Japan. Nun, eigentlich war ich's, der den Stein zuerst sah — oder eigentlich — nein, eigentlich ist er's gewesen — aber das ist hier Alles ganz einerlei — der kann Ihnen bezeugen, daß ich sie in Japan gefunden habe —“

„Sie können sonst was sagen!“ warf der Alte ein. „Kein Mensch weiß, wo Doctor Hochstein ist; seine Wohnung ist verschlossen; er ist verschwunden; kein Mensch weiß, wo er steckt. Einige sagen, er sei todt, in Folge eines Duells.“

„Was? Todt?! — Was Sie nicht sagen!“ Püsecke hielt inne vor Neugier und Staunen. Feierlich setzte er hinzu: „Nun, es giebt eine Gerechtigkeit! — Fünf Mark, Herr Bibliothekar; ich will sagen viere, denn ich bin ein armer Mann, der doch auf seine Kosten kommen möchte. Ich habe ja keinen kahlen Heller mehr in der Tasche und weiß nicht, woher das liebe Brod nehmen; Sie werden doch einem Mann, der um die ganze Erde herumgekommen ist, nicht die Preise drücken, weil er's eben einmal nothwendig braucht?! Ich hab Ihnen mein Lebtag Alles billiger gelassen; ich habe Sie nie übertheuert; drei Mark, Herr Bibliothekarius. Ich hab's ja selber ins Wasser geschmissen und wenn Sie mir mein Eigenthum nicht anerkennen, blos, weil eben Alles in's Wasser gefallen ist, sehen Sie, so wäre ja eben Alles in's Wasser gefallen und für mich wäre das beste, wenn ich gleich selber hineinspränge, wenn's nicht so niedriger Wasserstand wäre. Zwei Mark, Herr Bibliothekar, zwei Mark!“

„Ich mag das Zeug gar nicht; ich mag's gar nicht;“ schrie jetzt der Alte fast. „Denken Sie, ich finde mein Geld auf der Straße? Wer weiß, wo's her ist! Ich mag's gar nicht!“

Er griff in seine Tasche und warf mit einer verächtlichen Gebärde den Stein wieder ins Wasser. Dabei blickte er aber schnell forschend um sich her, um sich die Stelle zu merken und bei besserer Gelegenheit hier selber im Bache zu suchen und nach den Steinen zu fischen. Püsecke sah dem hineinplumpenden Steine starr nach und sagte eine Weile gar nichts.

Unterdessen machte der Alte Anstalt aufzubrechen und Püsecke bei seinen Steinen am Ufer stehen zu lassen. Er war schon ein Stückchen in den Baumwald hineingeschritten, als er den Trödler hinter sich herkommen hörte.

„Vielleicht erlauben der Herr Bibliothekarius, daß ich ihn ein wenig nach der Stadt begleite. Wir haben ja einen Weg, da ich gar nicht weiß, wo ich unterkommen soll, bis ich irgend ein Geschäft angefangen habe. Wenn die Steine im Bache wirklich nicht mehr meine sind und es muß wol so sein, weil das der Herr Oberbibliothekar in seiner Gelehrsamkeit sagen, so ist das eben eine sociale Frage mehr, woran auch meine Frau gestorben ist. Ich habe nämlich schon gedacht, ob ich nicht deßderwegen als brasilianischer Indianer auf den Jahrmärkten gehn könnte; denn ich bin ja dort gewesen; und irgendwie muß man doch sein Brod verdienen. In unsrer Familie ist schon einmal Einer Zauberkünstler gewesen; wenn ich mich nun braun anmalte und für Geld sehen ließe, so könnte niemand sagen, daß man die Leute unreell behandelt, denn ich bin quer durch die brasilianischen Wälder gekommen und weiß, wie so ein Indianer aussieht. Ich muß aber dazu erstens eine Bretterbude bauen und zweitens irgend einen Ausschreier bezahlen; denn ich kann mich doch als brasilianischer Indianer nicht selber vor die Bude stellen und sagen: ich wäre hier zu sehen. Es fehlt eben zu allem an dem nöthigen Kleingeld. Was meinen Sie denn dazu, Herr Bibliothekarius?!"

Er sagte das ganz treuherzig und in vollem Ernst; der Alte glaubte aber, er wolle ihn aufziehen und versetzte:

„I, warum nicht gar Indianer! Da ginge ich doch eher als Reitdame oder Kunstreiterin!“

„Ja, wissen Sie,“ entgegnete Püsecke bedächtig, „daran habe ich eigentlich selber noch nicht gedacht. Und wo sollte man's Tricot hernehmen! Zu allem gehört eben Geld. Und dann, wissen Sie, wenn ich mich so im Tricot als Reitdame sehen ließe, ist das auch so eine Sache. Ich hätte doch viel zu dünne Beine und müßte auch oben unterstopfen. Es geht nicht. Das Beste wäre noch, als japanesischer Kautschukmensch oder Schlangenmensch zu gehen, denn die habe ich in Japan auch genug gesehen; das wäre wenigstens ein Brodverdienst. Aber ich geniere mich, weil man da gar so sehr zusammengewurschtelt aussieht, wenn man den Kopf hinten zwischen den Beinen heraussteckt. Es ist wegen der vielen alten Bekannten; man müßte ja in Verlegenheit kommen, wenn sie einen wiedererkennten, während man gerade hinten und vorne verwechselt und als ein Haufen zusammengerollt daliegt wie ein Igel, wenn die Leute merkten, daß man der berühmte Püsecke ist. Darum ist es auch als Schlangenmensch nichts. — Was soll aus mir werden!“

Er seufzte tief auf. Der Alte antwortete nicht. Nun begann der Trödler seine Abenteuer zu erzählen von der Reise, die er mit Heinrich Hochstein zusammen erlebt, wie sie umsonst nach der Mikrobe geforscht hätten, verirrt gewesen wären und allerhand Widerliches erfahren. Dem Alten war etwas bänglich zu Muthe bei dieser Erzählung: er fühlte sich als Mitschuldigen der verfehlten Abenteuer, da er ja wider besseres Wissen zur Weltreise gerathen

hatte. Es bemächtigte sich seiner allmählich eine große Furcht vor dem Trödler, als wenn dieser errathen könnte, daß er, Nägelein, der Anlaß zu all diesen verfehlten Fahrten gewesen, um sich durch einen Ueberfall, eine Tracht Prügel an ihm zu rächen. Heinrich Hochstein fürchtete er nicht, denn dieser war kurz nach seiner Rückkehr verschollen; niemand wußte Näheres über sein Schicksal zu sagen. Püsecke berichtete von Japan und äußerte seinen Aerger über die dortigen Kulturzustände; als er all seine Leiden und Irrfahrten genugsam und mitleiderregend genug geschildert hatte, blieb er plötzlich stehen und sprach mit vorgehaltener Hand:

„Möchten der Herr Oberbibliothekarius einem armen Reisenden nicht irgend eine kleine Unterstützung zukommen lassen. Ich kann nicht einmal meinen schwarzen Anzug versetzen hier; er ist schon ganz verdorben und den Cylinder haben mir die Hausknechte im Hotel zusammengeschlagen."

Der Alte blieb stehn, nahm eine Prise, schneuzte sich und schüttelte erst den Kopf. Als er sich indessen vergegenwärtigte, daß Püsecke durch seine Schuld gewissermaßen mit auf die Reise gegangen war, regte sich das Gefühl der Furcht wieder. Er hatte eine Empfindung, als müsse er sich loskaufen. Er klimperte in seinem Beutel, zog ihn vor und fuhr mit den Fingern darin herum. Während dessen aber fiel ihm wieder ein, daß er den Stein hatte in den Bach werfen müssen, weil der Händler ihn nicht umsonst hergeben wollte und daß er nun seinerseits bei Gelegenheit im Bache würde waten müssen, um noch ein Stück von dem Mineral zu erlangen.

Da schwankte die Wagschale seines Gemüths tief herab zu Püseckes Ungunsten; er steckte bedächtig den Beutel wieder ein und sagte:

„Ich habe nichts. Das Geld hier ist alles schon verschuldet. Müssen weiter gehn."

Püsecke hatte vom Hoffnungsausdrucke bis zu tiefer Niedergeschlagenheit sein Aussehen wechselnd zugeschaut. Ganz enttäuscht und vollkommen fassungslos, sagte er jetzt nur demüthig:

„Na, dann bewahren Sie einem armen Weltreisenden nur gütigst ein freundliches Andenken."

Sie gingen nun wieder stumm eine Weile neben einander. Sie näherten sich der Stadt. Schon begegneten sie einigen Spaziergängern auf der Landstraße, auf der sie aus dem Walde herausgekommen waren. Der Alte fühlte sich in peinlichster Verlegenheit, mit einem Individuum gehen zu müssen, das nicht nur durchnäßte Hosen anhatte, sondern auch jeglicher Geldmittel baar war und daher eigentlich überhaupt nicht mehr zur vollzahlenden Menschheit rechenbar galt. Er wäre der Begleitung des Trödlers gern ledig gewesen; als sie gegen die ersten Landhäuser kamen, sagte er:

„Na, Adieu, Püsecke. Wissen Sie — gehen Sie doch einen andern Weg hier. Hat mich sehr gefreut, Sie zurückgekehrt zu sehen. Aber ich kann mich doch nicht mit Ihnen sehen lassen hier. Gehen Sie doch weiter und lassen mich zufrieden!"

Damit wollte er fort. Püsecke blieb stehen. „Was?“ rief er. „Nicht sehen lassen?! Herrgott, da könnte man ja zur Schlachtenhyäne werden! Da könnte man ja zur Schlachtenhyäne werden!“ schrie er nach. „Gehen Sie zum Teufel, alter Hallunke, der nicht einmal fünf Pfennige für einen verarmten Reisenden hat!“

Der Alte lief angstvoll vorwärts und sah sich nicht ein einziges Mal um. Sein böses Gewissen wegen der Weltreise machte ihm eine wahre Hasenangst. Er ging zu Hause, um von seiner Frau mit einer wüthenden Predigt empfangen zu werden wegen der Scheidung und einem kläglichen Hausmartyrium seines Alters entgegenzuseufzen.

Püsecke aber stand unterdessen am Straßengraben der Landstraße bei einem Steinhaufen, blickte in den Graben und fuchtelte laut redend mit den Händen in der Luft herum.

„Schlachtenhyäne! Das ist's! Das hat gefehlt! Wenn alle Stränge reißen, werde ich noch zur Schlachtenhyäne! Der Krieg geht bald los; die Soldaten rücken aus; blutig soll's werden; große Schlachtfelder giebt's, da geht man als Leichenräuber!“

Er erschrak vor sich. „Großer Gott!“ sagte er, „laß mich nicht zur Schlachtenhyäne werden; man kann ja auch als Marketenter oder Todtengräber gehn. Aber ich hab's. Ich melde mich beim Militär; irgend wie können sie mich doch brauchen. Da ist man noch zu etwas gut! Für's Vaterland kann man am Ende

auch noch berühmt werden, wenn's mit dem Püseckenit nichts gewesen ist. Mit dieser Welt ist's so wie so nicht richtig; am Ende wird sie auch nicht berühmter, als ich armer, unberühmter Mann bin; denn wenn einmal alles alle ist, wer redet dann noch weiter drüber?!"

Viertes Kapitel.

Auf der Hauptstraße der Residenz, im eilenden Gewühle der Menschenmenge wanderte Eduard Streicher mit hocherhobenem Haupte in Begleitung zweier Frauen. Er führte am Arme Angiolina Remscheid, während zu seiner Rechten seine Ehefrau schritt. Sie ging prächtiger und kostbarer angezogen, als je; sie blickte mit einer Art von weltverachtendem Stolze auf die Vorübergehenden, welche sich wunderten, die rechtmäßige Gattin die Begleiterin eines Liebespaares abgeben zu sehen, das man in jeglicher Hinsicht als anrüchig betrachten mußte. Von solcherlei Empfindungen der vorbeistreifenden Bekannten schienen indessen diese drei Menschen nichts zu ahnen. Mit einer herausfordernden Zuvorkommenheit grüßte Streicher Jedermann; die beiden Frauen neigten sich gleichmäßig und mit etwas kühler Zurückhaltung, worauf Streicher sich bald zu der geschiedenen Tänzerin an seinem

Arme, bald zu der Gattin seiner Jugend neigte, um mit gesellschaftlicher Miene abwechselnd zu ihnen zu plaudern. Recht als ein Sieger schritt er einher in der strahlenden Nachmittagssonne, und hie und da warf er sowol wie eine der beiden Frauen einen Blick in die großen Spiegelscheiben der Kaufläden, an denen sie vorüberkamen, um flüchtig zu mustern, ob das Bild des schmucken Mannes zwischen den beiden Frauen auch freimüthig genug sich ausnehme. An diesem Morgen war eine Gerichtsverhandlung gewesen, in welcher eine Anzahl der Arbeiter, welche Streicher die Fenster eingeworfen hatten, rechtskräftig zu kürzeren Gefängnißstrafen und sonstigen Bußen verurtheilt worden waren. Im angenehmen Vorgefühle der Genugthuung, welche ihm daraus erwachsen würde, daß die Abendblätter bereits diese Thatsachen berichten mußten, ging er aufrecht dahin. Er fühlte sich erhoben in dem Gedanken, daß alles zu seinem Glücke auszuschlagen schien. Er dachte daran, wie er sogar in jenem Zweikampf auf Tod und Leben Sieger geblieben war und wie er damit seiner Weltanschauung die nöthige Achtung zu verschaffen gewußt hatte. Zum besonderen Glück begann gerade seit dieser Zeit seine Zeitung einen unvorhergesehenen Aufschwung zu nehmen; es waren, angeregt durch das Aufsehen, welches das Gerichtsverfahren gegen die Arbeiter machte, mancherlei Leute von Neuem auf das Blatt aufmerksam geworden und hatten sich darauf verpflichtet. Er träumte von neuen Streitaufsätzen und Plaudereien, in denen er energischer als je seine freie Sittenanschauung zu vertreten dachte.

Als Streicher mit den beiden Frauen in eine weniger belebte Seitenstraße abgebogen war, reichte er gutmüthig seiner Ehegemahlin auch den Arm, so daß er nun an jedem Arme ein Frauenzimmer führte. Angiolina neigte sich hinter seinem Rücken von der Seite weg und nickte der Frau Streicher herzlich zu. Diese warf dagegen der Geliebten des Mannes einen nicht minder zärtlichen Blick zurück. Sprachlos vor Staunen über diesen Vorgang blieben zwei Herren stehen, welche fast vom Fußsteig herunterstolperten. Sie kannten die drei Leute von Ansehen. Der Eine sagte:

„Ei, das nenne ich doch chic! Ganz der Graf von Gleichen!“

„Siehe, wie schön und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen!“ ergänzte der Andre.

Streicher blieb vor einem hohen, dunklen, angerußten Hause stehen. Ein Geschäftsschild, zu dem er aufschaute, sagte ihm, daß er am Ziele ihres Weges sei. Es stand da zu lesen: Dr. Eberhard Ruß und Comp. Rechtsanwalt und Notare. Das Bureau befindet sich: Hinterhaus im ersten Stock.

„Da wären wir,“ sagte Streicher, indem er die Frauen von seinen Armen entließ. „Ich muß gestehen, mir puppert das Herzchen ein wenig, Ihr lieben Kinder. Geht nur immer voran.“

Streicher klingelte, ein Schreiber mit der Feder hinter dem Ohr öffnete und führte die Ankömmlinge in das Wartezimmer, wo er sie einlud, auf Stühlen Platz zu nehmen; der Herr Rechtsanwalt verhandle eben noch

mit einer andern Parthei. Die Frauen nahmen Platz und sahen sich in dem kahlen, angetünchten Gemache um, wo auf den Holzgestellen massenhafte Actenstöße in blauem Umschlag dicht bestaubt über einander lagen. Der Schreiber stand wieder an seinem Stehpult, spritzte Tinte aus der Feder und schielte über seine Papierbogen neugierig auf das seltsame Kleeblatt. Aus dem Nebenzimmer hörte man laut die Stimme des Rechtsanwaltes, ohne indessen von seinen Worten viel unterscheiden zu können.

Sie mußten lange warten, ehe sie vorgelassen wurden. Streicher suchte die Zeit umzubringen, indem er die Sonnenschirme der Frauen nahm, welche neben ihm saßen, und die Griffe abwechselnd betrachtete. Dann vertauschte er sie und gab sie scherzhafter Weise verwechselt den Damen zurück. Hierauf ließ er sich wieder von jeder einen Handschuh geben; je von der rechten und linken Hand und versuchte die beiden Handschuhe der zwei Frauen über seine Hände zu streifen. Angiolinas Handschuh zerplatzte dabei in der Naht, so daß die Frauen ihm die Handschuhe wieder wegnahmen. Angiolina klappte ihn mit dem Handschuh auf die Finger und schalt ihn ein großes Kind; Frau Streicher legte den Finger auf den Mund und suchte sie zu bedeuten, sich ruhig zu verhalten, da der Schreiber mit einer pfiffigen Miene, bei der er seine Ohren fast wie ein Hase zurückzulegen schien, über sein Pult weg auf die lustigen Leute schielte.

Endlich wurde die Thüre geöffnet und der Rechtsanwalt lud mit einem Bückling zum Eintreten ein.

„Die Herrschaften wünschen?!" frug er geschäftig.

„Gestatten Sie, mich Ihnen mit meinen Damen bekannt zu machen," sagte Streicher mit einiger Feierlichkeit. „Mein Name ist Streicher, Doctor Eduard Streicher, Herausgeber des Freimuth. Frau Angiolina Remscheid, Frau Streicher, meine Gattin."

„Ah, sehr geschmeichelt, einen wohlbekannten Namen unter meinen Klienten zu sehen."

„Ich komme in einer Scheidungsangelegenheit. Ich wünsche mich von meiner Gattin zu trennen. Ich wünsche Ihren Rath zu hören in der Sache, da ich die Absicht habe, im vollkommenen Einverständniß mit meiner Gattin, mich mit Frau Remscheid zu verehelichen. Kann das geschehen? Unter welchen Bedingungen ist das möglich?!"

Der Rechtsanwalt starrte die drei Menschen etwas verwundert an. Doch er hatte sich sogleich gefaßt. Er hatte schon allerhand Gerüchte vernommen. Er setzte sich, nachdem auch die Frauen Platz genommen hatten: Angiolina mit innerem Zittern, Frau Streicher mit einer vornehm verächtlichen Gebärde.

„Ich glaube," begann der Rechtsanwalt mit einer zuvorkommenden Miene, „daß eine Scheidung ihn Ihrem Falle keine Schwierigkeiten haben wird. Es braucht ja nur von irgend einer Seite eine kleine Untreue vorzuliegen —!"

„Untreue?!" frug Frau Streicher. „Wozu das? Genügt es nicht vollkommen, daß mein Mann und ich nicht mehr zusammen leben wollen und daß ich ihn meiner Freundin abtrete?!"

„Dürfte ich mir eine Frage erlauben," unterbrach Angiolina zaghaft diese Rede. „Kann Herr Rechtsanwalt, mein früherer Mann, der Schauspieler Rochegrosse, wenn ich wieder heirathe, gezwungen werden, mir meine Kinder zurückzugeben, die ich von ihm habe? Ich sehne mich so nach meinen Kindern!"

„Es kommt ganz darauf an, gnädige Frau, warum sie Ihrem frühern Gemahl zugesprochen wurden —!"

„O, das ist eine schmutzige Geschichte!" sagte jetzt Angiolina sehr lebhaft. „Als ich noch mit dem Grafen mein Verhältniß hatte — mein Gott, man ist schwach, man bereut so etwas ja auch — machte der Graf mir Geldgeschenke — deßhalb, nur deßhalb haben sie mir meine Kinder genommen — es ist abscheulich —!"

Sie war heftig erregt; sie zog ihr Taschentuch und brach in Thränen aus. Frau Streicher frug wieder: „Warum genügt nicht der Wille meines Mannes und der meine, wenn wir uns trennen wollen?!

„Aber so schweigt doch nur endlich!" brach jetzt Streicher hervor. „Ihr fragt und redet durcheinander. Der Herr Rechtsanwalt kommt ja gar nicht zu Wort Es ist schrecklich, wenn man mit Weibern auch nur vor einem Rechtsvertreter verhandeln soll, geschweige vor Gericht. Sie entschuldigen die Damen, Herr Doctor!"

„O bitte — bitte —" begütigte der Rechtsanwalt, indem er sich zuvorkommend verneigte und die Hände behaglich umeinanderrieb. „Das ist ja unser Beruf. Was nun die Frage der gnädigen Frau anlangt, so genügt in unsrem Lande der Wille der Gatten sich zu trennen keines-

wegs. Es müssen Gründe vorhanden sein. Also z. B. Untreue des weiblichen Theils oder des Mannes; körperliche Mißhelligkeiten und andere sehr einschneidende Umstände, welche nach der Auffassung des Staates eine Trennung gebieterisch fordern, um eben den Gedanken der Ehe selbst nicht zu entweihen und zu entwerthen. Aber der Wille der beiden Theile an sich genügt nicht."

„Das finde ich aber sehr sonderbar. Auf diese Weise könnten wir wol überhaupt nicht getrennt werden!" sagte Frau Streicher.

„Aber das wäre ja entsetzlich!" sprach Angiolina erschrocken aufschauend.

„Es war doch mein freier Wille, als ich Streicher heirathete," fuhr die Frau fort. „Wenn es nun mein freier Wille ist, von ihm zu gehn, und ihm die Möglichkeit zu schaffen eine Andre zu ehelichen, der ich meine Rechte überlassen will, ist das nicht möglich?"

„Nein, gnädige Frau, das ist nicht möglich. Unsre Gesetze haben ja viele Mängel und so ist dieser Fall zum Beispiel nicht vorgesehen. Der Staat erschwert die Scheidung so viel als möglich: erstens, weil zumeist Kinder da sind, um deren willen, nach der Auffassung des Staates, ja zunächst die Ehe geschlossen wird. Was sollte aus der Erziehung dieser werden, wenn es in das jeweilige Belieben der Eheleute gestellt wäre, auseinander zu gehen, wenn sie wollen?"

„Ja, aber wenn ich z. B. meinen Mann verachte oder hasse, oder wenn er eine Andere liebt? Warum schmiedet man dann die Menschen noch aneinander?

Wenn man sich eben nicht mehr mag? Was ist das für eine Ehe?!“

„Darnach fragt der Staat nicht. Er scheidet die Ehe allerdings, wo eine Untreue da ist; denn nur dann ist der wirkliche Beweis erbracht, daß die Scheidung auch nöthig ist. Die andre Ursache, warum man Gründe will, die über das persönliche Belieben der Eheleute hinausgehen, liegt darin, daß mit dem Abschluß eines Ehevertrages nach unsren altgermanischen Auffassungen auch die Gründung eines Hausstandes, eines Besitzthums an Amt, Arbeit, Kindern und irgend welchem stetigen Erwerb geknüpft ist. Die Menschen sind nicht alle so geistreich gebildet wie die gnädige Frau; gar Viele würden wahllos auseinander laufen; der Staat hätte keine Bürgschaft für sein eigenes Bestehen und seinen Besitzstand im Einzelnen, wenn er den Eckstein der Familie, die Ehe, nicht so fest als möglich gründete. Indessen das nur beiläufig.“

„Gestatten Sie mir, Herr Rechtsanwalt,“ begann jetzt Streicher, „einige Worte hinzuzufügen, über die Auffassung, welche meine Frau und ich von der Sache haben. Ihre Staatsgesetze mögen sehr trefflich ersonnen sein, um den großen Haufen zusammen zu halten; für jeden Menschen, der indessen mit der Zukunft der Menschheit lebt und der aus feinerem geistigen Stoffe gewebt ist, der, ich möchte sagen, aus complicirteren Seelenzuständen herauslebt, ist das vollkommen unzulänglich. Wer sich die Augen verschließen wollte davor, daß das geistige und sittliche Leben der freien Persönlichkeiten im Staate und ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander von Jahrzehnt

zu Jahrzehnt um so verwickelter wird, je verwickelter auch unser kulturelles Leben im Allgemeinen sich gestaltet, der würde nicht auf der Höhe unserer Zeit stehen. Dieses unendlich complicirtere, sittliche und sinnliche Leben eines Vollmenschen, eines Vollmannes, eines Vollweibes unserer Zeit will auch einer andern Beurtheilung unterliegen, als der des Rechtsgelehrten, dessen Sittengesetz nur auf die gemeinen Bedürfnisse eines großen Haufens zugestutzt ist."

„Ganz meine Ansicht, Eduard," schaltete Frau Streicher ein.

„Was ahnt der große Haufe von der unendlich verfeinerten Besaitung der Seele solch eines Vollmenschen, dem zum Beispiel ein ausgebildeter Wechselverkehr mit vielen geistvollen Frauen ein höheres Bedürfniß ist, wie es dem gleich veranlagten Weibe zur seelischen Nothwendigkeit wird durch den Eheverkehr mit mehreren Männern alle verborgenen Potenzen seiner Seele zum ungehinderten Ausdruck zu bringen. Nehmen Sie irgend ein hochveranlagtes Weib! Sie wird in der Ehe mit dem einen Manne nur eben die eine Seite ihres Wesens zur Entwickelung bringen und auch das Kind wird nur die Vereinigung der Eigenschaften dieser Beiden verkörpern. Soll sie nun ihr Leben lang einseitig nach dieser Richtung die geheimen Eigenschaften ihres Wesens entwickeln? Ich verlange, daß es ihr freistehen soll, auch eine andere Ehe einzugehen, um in der Vereinigung mit einem andren Manne andre schlummernde Kräfte ihrer Seele zu wecken und solche einem nicht minder geliebten Kinde zu vererben. So ergiebt sich die höchste geistige und sittliche

Differenzirung der Menschheit. Von Seiten meiner Frau ist es selbstgebietender Entschluß einer freien Persönlichkeit, wenn sie unsre Vereinigung billigt, ja, wünscht, um uns bei alledem eine treue Lebensgefährtin zu bleiben. Die rohe, klatschsüchtige, banale Welt wird diese zarten Zustände eines edlen Frauengemüths nie verstehen; ich gestattete mir, nur Ihnen diesen Einblick in unser so verwickeltes Verhältniß zu geben, Herr Rechtsanwalt, weil wir um Ihre Rathschläge bitten."

Er schwieg. Auch der Rechtsanwalt schwieg. Er mußte diese Rede erst verdauen. Er hatte in seinem Berufe schon viel erlebt; aber das war ihm noch neu. Er fühlte nicht die Verpflichtung in sich, etwas auf diese Worte zu entgegnen; er wiegte nur den Kopf eine Weile hin und her. Angiolina schaute bewundernd zu Streicher auf; Frau Streicher neigte stumm und beistimmend das Haupt.

„Sie verstehen uns, Herr Rechtsanwalt?" Diese Frage warf Streicher plötzlich wieder auf.

„Vollkommen, Herr Doctor!" sagte mit einer Verbeugung der Rechtsanwalt.

„Wie können wir nun geschieden werden?" frug Streichers Gattin. „Eine Untreue liegt von keiner Seite vor; und wenn es wäre, so habe ich diese sogenannte Untreue meines Mannes doch selbst geduldet, denn er verkehrt mit Frau Remscheid vollkommen mit meiner Einwilligung. Ich wünsche nur sein Glück."

„Sie sehen, wie compliciert unser Fall ist!" ergänzte Streicher.

Der Rechtsanwalt schwieg eine Weile. Endlich sagte er mit einem Anflug von versteckter, aber beißender Ironie:

„O — meine Verehrten, derartige complicirte Verhältnisse lösen wir auf eine außerordentlich einfache Weise, bei welcher der Würde und dem guten Rufe aller Theile nicht das geringste vergeben wird. Frau Streicher brauchte nur das Haus ihres Mannes verlassen und sich selbstständig irgendwo einzumiethen. Der Herr Doctor würde darauf die schriftliche Aufforderung an sie richten, wieder in sein Haus zurückzukehren. Die gnädige Frau würde das verweigern. Der Herr Doctor würde seine Aufforderung dreimal wiederholen; die gnädige Frau würden aber erklären, daß sie es nicht wolle. Hierauf würde der Herr Gemahl eine Scheidungsklage einreichen, worin ein zarter Punkt berührt würde, darüber ich den Herrn Doctor noch besonders unterrichten werde. Sie werden unfehlbar rechtskräftig geschieden werden und es steht der Wiederverheirathung beider Theile nichts im Wege. Ich würde mir nur noch gestatten den Rath zu ertheilen, diese kleine Komödie möglichst glaubwürdig zu spielen und ferner die geistvollen Ansichten über Ihr Verhältniß soviel als möglich zu unterdrücken und statt dessen vor der Auffassung des Gesetzes und der Richter eine größtmögliche Hochachtung zur Schau zu tragen, was die ganze Sache außerordentlich erleichtern würde. Denn zur unbefangenen Beurtheilung so vielgestaltiger und vornehmer Seelenverhältnisse, wie sie hier vorliegen, ist unsre Zeit vielleicht noch nicht ganz reif. Die Herren Richter würden

darin jedenfalls eher ein Hinderniß der Scheidung sehen. Diesen kleinen Wink halten Sie vielleicht meiner Erfahrung zu Gute."

Er schwieg und rieb sich wieder seine Hände behaglich umeinander.

„So leicht ist das?!" frug Angiolina, während sie aufathmete.

„Willst Du uns dieses Opfer bringen, liebe Lili?!"

„Selbstverständlich," sagte diese. „Es ist zwar ein schlimmes Zeichen, daß man solche Komödien spielen muß — indessen, es muß geschehen, Eduard. Ich werde nach dem Rathe des Herrn Rechtsanwaltes handeln."

Streicher erhob sich ritterlich, nahm die Hand seiner Frau und küßte sie mit großem Anstande. Es wurde noch einiges mit dem Rechtsanwalt verhandelt, der weitere Rathschläge gab. Dann empfahl man sich. Streicher sagte beim Abschiede:

„Ich darf mit der Ueberzeugung gehen, daß der Herr Rechtsanwalt meine Auffassungen von einem ausgebildeteren Seelenleben und den feineren Beurtheilungen, denen es unterliegt, vollkommen verstehen?!"

„Vollkommen!" sagte der Rechtsanwalt mit einer tiefen und feierlichen Verneigung. Als aber die drei Leute das Zimmer verlassen hatten und die Thüre hinter ihnen zugegangen war, reckte er sich auf, verschränkte die Hände auf dem Rücken, blickte an die Decke seines Zimmers und pfiff leise und doch scharf wie ein Wiesel durch seine Zähne. Weiter sagte er nichts. Aber er war um eine Erfahrung reicher. —

Schon am nächsten Tage geschah es, wie der Rechtsanwalt gerathen hatte. Frau Streicher verließ die Wohnung ihres Mannes und ging in einen Gasthof, wo sie von ihren Renten lebte. Es dauerte nicht lange, so war nach dem ausgemachten Plane das Ehepaar geschieden und sogleich auch begannen die Vorbereitungen zur Hochzeit mit Angiolina. Streicher wollte die Sache nicht verzögern; er brauchte mehr wie alles andere das Geld Angiolinas, da er vom Gelde seiner Frau, aus Achtung vor der einstigen Jugendliebe, nicht leben mochte. Zugleich hoffte er, daß die Hochzeit alle Theile wieder in der Achtung der Welt erheben würde.

Denn er bemerkte mit Schrecken, daß auf einmal, wie mit einem Schlage, die Freunde und Bekannten ausblieben. Er beobachtete, wie man ihn geflissentlich mied und ihm aus dem Wege ging, wo man konnte. Weder der Oberst noch der Herr von Wilsau ließen sich mehr sehen; zahlreiche andere Bekannte in allen Kreisen waren wie weggeblasen. Er traf sie nicht mehr; sah sie nicht mehr; wenn er sie zu besuchen ging, waren sie nicht zu Hause. Und diejenigen, die mit ihm verkehren mußten, wahrten eine frostige Miene und beschränkten sich auf einen kühlen, geschäftlichen Verkehr. Wenn er an seinen Stammtisch in den Bierwirthschaften kam, fand er ihn leer und hörte, daß die Gäste in einem anderen Gasthause tagten. Dies wurde ihm unheimlich. Er begann nun mit Unbekannten sich zu unterhalten und auf die Menschen, auf Gesetz und Staat und öffentliche Meinung in wilder Weise zu schelten. Er fühlte, daß es auf ein-

mal in Riesenschritten rückwärts ging mit ihm. Woher kam das? Die Welt hatte doch all seine mannigfachen Abenteuer mit Frauen verziehen, warum schien sie auf einmal so streng, so kleinlich, so philisterhaft? Gewissermaßen, um sich der schweigenden Verachtung gegenüber zu rechtfertigen, ließ er jetzt in seinem Blatte eine Reihe von Aufsätzen erscheinen, wo er in allgemeiner Weise die Gedanken verfolgte, welche er auch gegen den Rechtsanwalt geäußert. Aber diese Aufsätze brachen dem Blatte schier den Hals. Wie auf Verabredung sagten mehr Leser, als er jüngst neuerworben hatte, die Leserschaft wieder auf; es war ein allgemeiner Abfall, der ihn nur noch mit einem kleinen Häuflein gleichgesinnter Zahler bestehen ließ.

Sowie die Scheidung ausgesprochen war, beeilte er sich, öfters mit seiner ehemaligen Frau, welche er mit Angiolina im Gasthause abholte, die Straßen der Stadt zu Dreien abzuschreiten, um dieser Welt, die ihn im Stiche ließ, seine Geringschätzung zu beweisen. Die Frauen folgten ihm um so williger, als auch sie sich plötzlich vereinsamt sahen. Die alten Freundinnen kamen nicht mehr; es mußten ungeheuerliche Gerüchte über sie verbreitet sein. In der That war die böse Zunge der Welt noch geschäftiger, als Streichers eigene Thorheit; man hatte alles verziehen, aber daß diese drei Leute durch ihren eigenthümlichen Verkehr die Menschen auch öffentlich herausforderten, das vergab die Welt nicht. Sie sahen sich im Gewühle der Gesellschaft hülflos und einsam wie Ertrinkende.

Nun verfiel Streicher auf einmal in eine tiefe wunderliche Wehmuth. Er gedachte der Wohlthaten und Freundlichkeit, die er so manchem erwiesen, der ihn jetzt mied. Er wußte nicht, warum ihm so wunderlich war. Als er mit Angiolina seine Frau in ihrer Gastwohnung wieder abholte, geschah es ihm, daß er in Gegenwart seiner Gattin von dieser Wehmuth überfallen ward. Er saß zusammengebrochen in einem Sessel. Da stieg ein hochherziger Entschluß in Frau Streicher auf. Sie sagte:

„Laß doch diese thörichte Welt, Eduard, die uns nicht versteht. Wenn Du nur mit Angiolina glücklich bist! Ich habe eine Bitte an Euch. Gestattet mir, daß ich Euch selber Eure neue Wohnung einrichte, Euch Euer Schlafzimmer schmücke und alles vorsehe. Wir wollen der Welt beweisen, daß wir sie verachten, daß wir edler und menschenwürdiger handeln als sie. Sie verstehen nicht, daß ein Weib auch den geschiedenen Mann noch lieben und die neue Gattin schwesterlich segnen kann. Ich thue es, Eduard! Gestattet mir's!"

„Nun, theure Lili, dann mußt Du auch ganz in unsrer Nähe wohnen. Du sollst Dich im selben Hause, im selben Stockwerk einmiethen mit uns; Angiolina wird Dir eine treue Schwester sein. Dein Opfermuth verlangt, daß auch wir das unsere thun."

„Ich bitte Dich darum, Lili!" fügte Angiolina mit einem stillen, milden Tone hinzu.

Diese drei Menschen, welche die Welt als Ausgestoßene behandelte, suchten sich nun im Edelmuth zu über-

bieten und auch ihren Verkehr so rein zu halten, wie es eine wechselseitige Achtung erforderte. Streicher lebte in diesem Edelmuthe, so schief und unselig er auch war, wieder auf; die Frauen gingen in einer sanften Milde gleich stillen Dulderinnen umher; wäre nicht die Vergangenheit, die unauslöschliche Vergangenheit und so vieles Elende, Unsaubere, Frivole gewesen, sie hätten ein Bild schöner Menschlichkeit dargestellt auch in ihrem Irren. Der leichtsinnige Mann ward während dieses seltsamen Brautstandes, der ihn ächtete vor der Welt, in sich gekehrter und oft überraschte er sich bei dem Gedanken, daß er in seiner neuen Ehe ein Musterleben führen wolle und alles Vergangene sühnen möchte durch Erziehung der Kinder, welche ihm Angiolina schenken würde zu einem Leben, das das vollkommene Gegentheil von seinen eigenen Irrfahrten sein sollte. Wenn er nur erst die Hochzeit hinter sich hatte, wenn sie alle nur erst wieder die Achtung der Welt errungen hätten! Er hoffte, dann würde alles noch gut werden können. Denn so mußte er am Widerstande der Welt zu Grunde gehen. —

Unterdessen stand Frau Streicher in der neugemietheten, prachtvollen Wohnung für die Brautleute und richtete sie nach Kräften behaglich und wohnlich ein. Die Ausstattung war Angiolinas Eigenthum, welche ein hübsches Vermögen aus ihrer früheren Laufbahn und den Geschenken verschiedener gräflicher Liebhaber gerettet hatte. Frau Streicher gab die Anordnungen, wie die dunklen Fenstervorhänge und Thürbehänge aufzumachen seien; sie ordnete

selbst den Faltenwurf derselben und warf die schweren Tischdecken auf. Sie dachte ebensowenig wie Streicher über Angiolinas Vergangenheit nach; die Worte, welche der Mann gegen den Rechtsanwalt über die Rechte eines Vollweibes geäußert hatte, waren ihr ein Orakel und wenn ihr ein Zweifel darüber aufstieg, so ertödtete sie ihn durch ein Achselzucken und das Selbstbekenntniß, daß sie sich in diesen Dingen längst als Nihilistin fühle. Um so mehr richtete sie jetzt ihrem Manne und seiner neuen Gattin das Schlafgemach mit gerührten Gefühlen ein. Sie bestellte als Hochzeitsgabe selber eine kostbare Wiege, aus schwerem dunklen Holz geschnitzt in alterthümlicher Art; sie schob sie neben das Lager ihrer Nachfolgerin und legte die linnenen Kissen, das Kinderzeug hinein und eine blauseidenene, spitzenüberzogene Decke darüber. Mit tiefer Wehmuth empfand sie es, daß sie dem Manne keine Kinder hatte schenken können. Sie setzte sich vor die Wiege und schaukelte sie nachdenklich. Und während sie dies that, zogen mählich Bilder der Vergangenheit an ihr vorbei. Sie gedachte der Pariser Treulosigkeiten Streichers; sie sah im Geiste die Ada Becker vor sich; sie gedachte an Eva Eschenbach, deren Verhältniß zu ihrem Manne ihr dunkel geblieben war. Sie frug sich, ob dieser Mann denn überhaupt werth sei, jetzt in eine Ehe zu treten, aus welcher er Kinder und Erben erhoffen könne. Ihr ganzes früheres Leben war ein Hohn auf die Ehe gewesen, das sagte sie sich im Anblicke der Wiege; nun sollte, nachdem Jahrelang ein solches Leben geführt worden war, eine Ehe ge-

schlossen werden, die alles das bringen sollte, was da Glück des Ehebundes macht.

„Wir sind es ja gar nicht werth!" sagte sie auf einmal mit einer ganz klaren Stimme laut vor sich hin, während sie sich neben der Wiege erhob. Sie erschrak kaum vor ihrer eigenen Stimme, in dem einsamen Gemach. Sie wunderte sich, daß sie laut gesprochen hatte, da sie doch ganz allein war. Was hatte sie denn gesprochen?! Sie starrte über die Wiege weg und wunderte sich, daß sie so kühl bei dem Gedanken blieb. Ganz richtig! Er war es nicht werth; und sie selbst war es auch nicht werth, sich zu freuen an dem Glücke, die Pflegerin des Kindes zu sein, das ihm die Andere schenken würde. Wie seltsam! Das kann man so sicher und kalt vor sich hin sagen und gar nicht daran zweifeln, daß es auch ganz wahr ist. Wie kann er denn eigentlich überhaupt wagen, eine ehrliche Ehe eingehen zu wollen? Was soll denn das für ein Kind werden in der Wiege da?! Und das denkt man alles so kühl vor sich hin, das ist so selbstverständlich, das ist so seltsam klar, wie eine Morgendämmerung und man ist so frostig dabei. Nun, man muß auch hierin nihilistisch sein.

Sie zuckte die Achseln. Sie wollte diese Gedanken verscheuchen. Aber sie gingen nicht so schnell fort; sie dämmerten immer wie von fern in ihr; sie verfolgten sie wie ein Halbwahnsinn und die Verständigkeit und kühle Vernunft dieses Gedankens, an der sogar kein Zweifel war, erfüllte sie mit einem geheimen Schauder vor irgend etwas Unnennbaren. Sollte dies das Gewissen sein?!

Ach, nein; das ist ja Unsinn; es giebt gar kein Gewissen; das ist ja ein Popanz; das hat ja Eduard nachgewiesen. Aber was ist es dann, was ist es nur? Es ist reine Verständigkeit; ganz kühle Vernunft. Sie mußte lächeln, daß das alles nur aus dem Verstande komme.

Sie ging dann wieder ruhlos durch die Zimmer auf und ab, fühlte einen leisen Schauer, wenn sie sich allein vor dem hohen Spiegel erblickte. Sie schaute in den Spiegel, sah sich selbst darinnen stehen mit einem fahlen Gesicht und die Achseln zucken. Gewissen?! sagte sie. Kein Gewissen. Aber es ist sehr logisch, es ist nur Logik; wir sind's nicht werth, es ist weiter nichts, als logisch."

Das Wort logisch gefiel ihr mitten in ihrem Schauder; sie wanderte ruhlos wieder durch die leeren Zimmer und wiederholte sich mit eintöniger Klarheit die Rede: „Das ist ganz einfach; das ist nur logisch. Gewissen? Lächerlich! Aus dem Verstande kommt's! Ach, wie logisch es doch!"

Auf einmal sank sie tief erschöpft in einen Lehnstuhl, beugte das Haupt zurück und flüsterte halblaut vor sich hin: „Könnte ich doch schlafen! Ach, schlafen wäre so süß!"

Dann erhob sie sich wieder und schmückte die Thüreingänge mit Blumengewinden, weil der Gärtner gekommen war und die Blumen gebracht hatte. Dann erschien auch ein Mädchen und brachte einen Brautschleier, weil Streicher es gewünscht hatte. Auch das Brautkleid wurde abgegeben. Frau Streicher schmückte alles mit

Blumen aus; sie versuchte auch Rosen zu streuen, weil sie es gar nicht erwarten konnte, alles hochzeitlich zu sehen. Als sie wieder allein war in den blumenumrankten Zimmern, nahm sie den Brautschleier und legte ihn über ihr Haar, daß er sie lang umwallte. Sie trat vor den Spiegel und betrachtete sich.

„Wie weiß, wie rein er aussieht! Ach, wie rein wir waren!“ flüsterte sie, indem sie die Hände schlaff unter dem Schleier herabhängen ließ. Sie sah sich jetzt selbst im Brautschleier als junge Braut, wie sie vor langen Jahren mit Streicher in die Ehe getreten war. Sie dachte an ihre eigene Hochzeit, wie sie ein junges, seliges Paar gewesen waren und beide rein in Gedanken und Werken. „Wie rein wir waren!“ wiederholte sie.

Langsam und wie entsagend zog sie dann den Schleier wieder ab und brütete starr vor sich hin. Ein unheimlicher, verderblicher Zug ging über ihr Gesicht. Es schienen fürchterliche Gedanken in ihr zu dämmern. Zusammengekauert auf einem Stuhle saß das große, stattliche Weib da, die Beine übereinandergeschlagen, die Arme unter den Brüsten zusammengepreßt, vorgebeugt, grübelnd, sinnend und vor sich selbst erschaudernd. Der Abend dämmerte in die Zimmer herein; sie saß noch immer vor sich blickend. Endlich erhob sie sich und ging still aufgerichtet aus der Wohnung weg, durch eine hintere Durchgangsthüre in ihre eigenen zwei Zimmer, welche sie dem neuen Ehepaare abgemiethet hatte. Sie legte sich schlafen und schlief dem neuen Hochzeitstage entgegen.

Der Morgen brach heran, es wurde laut und geschäftig auf den Treppen; bald war die Stunde da, wo das Brautpaar kommen mußte, um die geschiedene Ehegattin zu begrüßen und von da nach dem Standesamt zu fahren. Hochzeitsgäste wurden nicht erwartet; die Wenigen, welche Streicher gebeten, hatten unter nichtssagenden Vorwänden abgelehnt; mit Mühe nur hatte er einen Trauzeugen vor dem Standesamt beschafft, der aber auch nach Unterschreibung des Ehevertrags anderweit beschäftigt sein wollte. So war als einziger Hochzeitsgast die ehemalige Gattin da, welche überdies die Küche überwachte, in der zwei neugewonnene Mägde klopften und hackten, um die Mittagsgerichte vorzubereiten. Frau Streicher hatte sich festlich geschmückt. Um zehn Uhr kam Streicher, welcher Angiolina in ihrer alten Wohnung abgeholt hatte. Angiolina war in einem einfachen Kleide. Sie umarmte die Geschiedene und sprach mitleidsvoll und milde mit ihr.

Die Frauen gingen nun in ein Gemach neben dem Schlafzimmer, wo Angiolina sich entkleidete, um das Brautgewand anzuthun. Streicher hatte, der gewöhnlichen Sitte zuwider, darauf bestanden, daß Angiolina wie eine junge Braut geschmückt sein solle. Während er in der Kammer stand und sich vor dem Spiegel rasirte, was er stets selber that und seinen Lockenkopf nochmals herausputzte, reichte im Nebengemach die Geschiedene der Tänzerin das Brautgewand. Als sie diese mit entblößtem Nacken vor sich stehen sah, streichelte sie ihr liebkosend die Wangen und sagte:

„Wie schön Du bist, Angiolina! Da war ich freilich nichts dagegen! Du bist so schön gewachsen wie ein Marmorbild. Ich könnte neidisch auf Dich sein!“

„Sei es nicht, liebe Lili!“ erwiderte Angiolina, indem sie wehmüthig vor sich auf ihre Brust niederschaute. „Müßte ich nicht neidisch auf Dich sein, daß Du ihn zwölf Jahre lang besessen hast? Und wie lange werde ich glücklich sein? Ich zähle nun schon achtunddreißig; in wenigen Jahren wird es auch bei mir zu Ende sein. Ich habe nur eine kurze Zeit für ihn; Du hattest ein halbes Leben mit ihm. Wenn ich noch ein ganz klein wenig hübsch bin, gönne mir's, liebes Schwesterchen!“

„Und wie voll und fein geformt Dein Arm ist!“ sagte die Geschiedene wie träumerisch versunken in den Anblick der anderen Frau.

„Geh!“ sagte Angiolina. „Wie kann man sich solche Gedanken machen!“

„Er wird nun Dein sein! Weißt Du, daß ich ihn heiß geliebt habe? Ach, ich wollte ihn niemals freigeben! Wie viel Unglück hat das über Andere gebracht. Und Dir schenke ich ihn nun hin. Du bist so schön!“

Sie schwieg wieder wie in einer leisen Trauer. Dann half sie der Anderen das Hochzeitsgewand anziehen; knüpfte die Häkchen über dem Mieder zusammen am Rücken hinunter; ordnete die Falten des Kleides und befestigte eine weiße Theerose im Haar der Frau. Sie legte ihr den Schleier über und reichte ihr das prachtvolle Bouquet, welches ganz aus bleichen Kamelien bestand. Als sie das vollendet hatte, fielen ihr auf einmal die

Hände schlaff zurück; sie sank auf den Stuhl und saß wieder zusammengekauert mit übergeschlagenen Beinen da, die Arme unter der Brust. Sie murmelte etwas vor sich hin; sie sagte nur:

„Ach, wie logisch ist es doch! Wie man nur so verständig sein kann!“

Als Streicher in das Zimmer trat, blickte sie unstät auf. Aber sie hatte sich sogleich gefaßt. Sie sagte:

„Es ist schwer, ihr guten Kinder, so hochherzig zu sein. Sehr schwer! Und die Welt wird es nicht einmal verstehen! Aber nun geht und werdet glücklich! Wenn ihr erst zurück seid, werde ich froher sein!“

Angiolina küßte wiederholt die Geschiedene. Dann trat auch Streicher vor die Frau, nahm ihre Hand und küßte sie.

„Unsere Jugend!“ flüsterte er leise und sie merkte, daß ihre Hand von einer Thräne benetzt wurde.

„Unsere Jugend!“ wiederholte sie still mit einem starren Ausdrucke. Sie stand gerade aufgerichtet und mit einem sonderbaren Flackern ihrer Augen schaute ihr starres Gesicht dem Paare nach. Sie hörte unten den Kutschenschlag dröhnen, als das Brautpaar eingestiegen war; sie hörte den Wagen auf dem Pflaster fortrollen, bis die letzten, fernverdonnernden Töne verschollen waren.

Mit einem ganz gleichgültig und kühl gewordenen Ausdrucke ihres stummen Antlitzes ging sie nun in die Kammer, um da Ordnung zu schaffen und Alles zurecht zu machen. Sie schlug den Vorhang des schönen Himmelbettes zurück und bekränzte die Kissen über der Rücken-

lehne mit jungen Rosen. Das war eine letzte Ueberraschung, welche sie sich gestatten wollte. An der Decke des Zimmers, im Rococostile, sah man noch aus alter Zeit lustige Amoretten sich auf Wolken herumwälzen, während über dem Himmelbette ein geschnitzter Cupido einen Pfeil absendete. Sie sah das Alles mit Wohlgefallen an. Es konnte gar nicht behaglicher und einladender sein. Wie sie nun so von ungefähr, um aufzuräumen, an Streichers Putztisch vorüber kam, sah sie das aufgespannte Rasirmesser liegen. Er hatte vergessen, es einzupacken. Sie nahm es in die Hand und prüfte die Schneide. Es war dasselbe Messer, mit dem sie so oft in Verzweiflungsstunden gespielt und dem Manne gedroht hatte. Sie begann in einer seltsamen Laune ihres Geistes, von einem dunklen Triebe erfaßt, mit dem Messer an den Zimmergeräthen herum zu schnitzeln; sie schnitt, ohne etwas dabei zu denken, die Eckränder des Putztisches ab, daß kleine Holzsplitter abfielen; sie prüfte die Schneide auch am Bettrande und sägte an einigen Stellen, wo man es nicht sogleich sehen konnte, die Spähne ab. Sie schrak leise in sich hinein, als ihr diese Thätigkeit zum Bewußtsein kam. „Es ist ganz stumpf geworden!" sagte sie halblaut, während sie mit dem Zeigefinger die Schneide prüfte. Sie ergriff nun sogleich das Schleifleder und schliff das Messer rasch hin und her, um es wieder in Stand zu setzen. Das leise Sausen, welches das Messer auf dem Leder erregte, zog geheimnißvoll durch das Gemach. Dann packte sie Alles zusammen; nur das Messer selbst legte sie aufgespannt

auf den Kaminrand. Sie dachte nichts dabei; es war ihr nur, als müßte sie das so thun. —

Darauf ging sie in die Küche und überwachte die Zubereitung des Mahles. Sie entfaltete ihre besten Kochkünste; machte Streichers liebste Leckerbissen zurecht und war unabläßig thätig. —

Streicher und Angiolina kehrten als Getraute vom Standesamte zurück. Er führte am Arme die neue Gattin der Geschiedenen zu, welche ihn im Empfangssaal erwartete und stellte Angiolina in aller Förmlichkeit als seine Frau vor. Sie waren aber alle Drei sehr still; Lili ging wieder in die Küche, während Streicher und Angiolina sich liebkosten. Endlich war das Essen fertig. Reich belegt war der Tisch. Man setzte sich und speiste still zu Dreien. Auch hier war man im Anfang einsilbig. Erst, als der Schaumwein knallte, wurden die Frauen lebhafter und allmählich sehr lustig. Sie scherzten nun mit einander; gaben sich gegenseitig die besten Bissen; trieben allerhand lustiges Zeug, indem Lili einen Leckerbissen vom Indian in den Mund zwischen die Zähne nahm, den Angiolina mit ihren Zähnen ihr aus dem Munde ziehen mußte, worauf sie sich lustig küßten.

So kam der späte Nachmittag über Schmausen und Trinken heran. Um auch ein Tanzvergnügen zu haben, schlug Streicher vor, Angiolina sollte ihre schönsten Tänze vom Ballet ihm und Lili vorführen. Aber Angiolina weigerte sich. Da begann zunächst er allein im Zimmer einen Menuettschritt vorzutanzen und herum zu springen. Als er erschöpft niedergesunken war, stand nun auch

Angiolina auf; schürzte ihr Brautkleid, nahm den Schleier phantastisch um, und begann als Bajadere sich zu neigen. Streicher ging an's Klavier und spielte Tänze; Angiolina tanzte wilde und leidenschaftliche Zigeunerweisen und andere Ballettänze; sprang hoch und neigte sich, bis sie endlich Lili um den Hals fiel und diese heftig abküßte. —

Zeitig begab sich Streicher mit seiner neuen Frau zur Ruhe. Sie verabschiedeten sich beide ehrerbietig von der Geschiedenen, die nun verlassen nach ihren Zimmern schritt und sich gleichfalls zur Ruhe legte.

Gegen elf Uhr wachte sie plötzlich auf. Sie lag noch im Halbtraum, als ihr einfiel, was geschehen war. Ein dunkler Trieb faßte sie zu hören, ob die Neuvermählten glücklich wären. Sie wollte lauschen. Sie mußte es.

Sie erhob sich leise, warf einen weißen Rock leicht über und mit freiherabhängenden Haaren schlich sie auf dem dunklen Gange vor nach der Kammerthüre. Sie lauschte. Drinnen war alles still. Sie schienen schon zu schlafen.

Sie öffnete leise die Kammerthüre, fuhr aber in sich erschreckt zurück, denn es war so seltsam hell dadrinnen. Der Mondschein fiel wie ein Halbtag in das Gemach. Sie drückte die Lider zu, um so eine Weile mit geschlossenen Augen vor der Thüre zu stehen. Sie hörte nur die Athemzüge der Schlafenden.

Nur einmal die Glücklichen betrachten! Nur einmal sie schlafen sehen! Ob sie schön sind! Ob sie glück-

lich scheinen in ihrem Schlummer. Ob Frieden in ihrem Antlitz!

Ein neuer Trieb faßte sie hineinzugehn. Sie that es und trat leise in den hellen Mondschein des Gemachs. Ihr weißer Rock und ihr Hemd schimmerte in dem blauweißen Lichte. Wo Streicher schlief, war der Vorhang des Himmelbetts zurückgeschlagen. Sie blickte um die Ecke gebeugt auf die Schlafenden. Mit aufgelöstem Haar und freiem Arm lag Angiolina wie hingeschleudert da; sie schlummerte tief. Streicher ruhte mit zurückgebogenem Haupt und nackten Halse; ein Ausdruck von Seligkeit und behaglicher Zufriedenheit schlief auf seinem Antlitz.

Die Wachende runzelte die Brauen. Sie blickte lange auf diesen Hals, bis eine sonderbare Versuchung über sie kam ihn zu küssen. Aber sie durfte ja nicht. Sie rang leise die Hände. Immer wieder dieser Trieb, den Hals zu küssen. Sie tastete mit der Hand umher, bis sie auf das Rasirmesser auf dem Kamin traf. Sie nahm es und schlich leise näher. Wieder schaute sie lange auf den Hals. Ein tiefer Haß über die Zufriedenheit in diesem Gesicht wallte in ihr auf; ihr Busen wogte.

Wie mit einer feierlichen Gebärde hob sie auf einmal beide Arme hoch auf, als habe sie eine Beschwörung auszurufen. Hocherhoben hielt sie die Arme, das Messer in der einen Hand, während ihr Hemd ihr zurückfiel und ihre aufgelösten Haare über ihren Nacken wallten. So stand sie eine Weile, halb schloß sie die Augen, als wolle sie nichts mehr sehen von der Welt. Sie nagte ihre Unterlippe mit den Zähnen.

Dann sank sie auf einmal schwer über die Brust des Schlafenden als eine schweigende Last. Sie wollte den Hals küssen und wie sie sich vorneigte, blitzte mit einer festen, kraftvollen Bewegung das Messer in der Hand, das wie im Traum durch die Kehle des Mannes fuhr. Ein Blutstrom quoll ruhig und gemessen hervor; kein Laut wurde vernommen. Sie wälzte sich rückwärts über die Brust des Mannes, daß ihr Haupt mit wallendem Haar in das Bett zurückhing und so kraftvoll wie ihre Hand den ersten Streich vollführt hatte, fuhr nun auch das Messer über ihre weiße Gurgel weg. Wie ein schwarzer Strom der Vergessenheit, finster im Mondlicht hervorquellend, rann das Blut, langsam und stetig die beiden Leiber in einen dunklen Mantel hüllend.

Todtenstille herrschte nun. Gleich einer fernen Ahnung des Lebens ging nur der regelmäßige Hauch der Athemzüge der Neuvermählten durch das Gemach, die liebeselig dem Morgen entgegenschlummerte, welcher der mit seinem kühlen Taglichte grauenvoll aus der Mondnacht herüberdämmern sollte. Und in der Dämmerung tauchten an der Saaldecke geisterhaft die Amoretten auf, welche sich wälzten und doch regungslose, festgebannte Gestalten blieben im ungewissen grauen Schimmer, der um die alten Gemäuerzierrathe gegen Morgen heraufwitterte.

Fünftes Kapitel.

Die Tage der Naturforscherversammlung waren herangekommen. Von den Behörden der Stadt wurde eifrig zum würdigen Empfang vieler hundert Gäste gearbeitet. Eine feierliche Begrüßung der Versammlung durch den Oberbürgermeister, zwei große Festsitzungen mit wissenschaftlichen Vorträgen, ein Banket in den Sälen des Rathhauses, ein Ball, an dem die Schönen der Stadt und die Damen der Naturforscher theilnehmen würden; zum Schluß ein gemeinsamer Ausflug an einen benachbarten See, wo für Rudervergnügungen, Rundfahrten und nächtliches Feuerwerk gesorgt ward, sollten die Anwesenheit der Forscher in der Landeshauptstadt verherrlichen. Eine Ausstellung von naturwissenschaftlichen Hilfsmitteln und technischen Neuerfindungen wurde damit verbunden; neben den öffentlichen Vorträgen fanden in gesonderten Abtheilungen wissenschaftliche Sitzungen der

Vertreter einzelner Forschungszweige statt. Schon kamen auf den Bahnhöfen von allen Himmelsgegenden einzelne der Erforscher der Natur an; die große Masse wurde in den nächsten Tagen erwartet, wo dann die feierliche Eröffnung des Naturforschertages statthaben sollte.

Und mit dieser wichtigen, verheißungsvollen Zeit erstand auch Heinrich Hochstein wieder von seinem langwierigen Schmerzenslager. Als er schier tödtlich verwundet in den Armen des Obersten zusammengebrochen war, hatte der alte Herr ihn ohne sonderliche Umstände sogleich in seine eigene Wohnung gefahren und mit aufopfernder Liebe gepflegt. Heinrich erhielt in der Behausung des Obersten Zimmer und Bett eingeräumt; der Oberst war selbst in Heinrichs Wohnung gegangen nach dem Zweikampf und hatte sie abgeschlossen; der Aufenthalt des verwundeten Forschers in seinem Hause wurde durchaus geheim gehalten; nur der Arzt hatte als Eingeweihter und Vertrauter Kunde von der Sache. Heinrichs Wunde war nicht ohne große Gefahr gewesen. Die Kugel hatte den rechten Brustmuskel durchbohrt, war dann längs einer Rippe hingeglitten, hatte den obern Lungenflügel durchrissen, um dann im Rücken festzusitzen. Nur die verständnißvolle Behandlung des Arztes verhütete einen frühen Tod. Die Kugel selbst zwar war leicht aus dem Körper entfernt; aber die beschädigte Lunge bereitete der Heilung große Schwierigkeit.

Endlich vermochte Heinrich nach so vielen Fieberschauern und Leiden wieder auszugehen und seine Wohnung zu betreten, um sich sogleich mit doppeltem Feuer-

eifer über seine unterbrochenen Forschungen zu machen. Schon längst hatte er sich beim dermaligen Vorstand der naturwissenschaftlichen Vereinigungen, welcher seinen Sitz zu jener Zeit in der Reichshauptstadt hatte, angemeldet als Redner auf der nächsten Hauptversammlung. Während seiner Leidenszeit war die Antwort eingetroffen, daß ihm im Hinblick auf die Wichtigkeit der von ihm angeblich aufgefundenen Entdeckung der Hauptvortrag in der zweiten öffentlichen Festsitzung eingeräumt worden sei. Zwar war auch hier ein leiser, sehr zurückhaltend angedeuteter Zweifel eingeflossen, ob Heinrich nicht vielleicht doch einer Täuschung unterliege. Indessen maß er, seiner Sache vollständig gewiß, all dem weiter keine Bedeutung bei.

Aussichten auf die Erlangung des Lehramtes im Zusammenhang mit dieser Sache hatte er freilich nicht mehr. Er erfuhr schon am Tag nach seiner Genesung, daß die Stelle, welche er erhofft hatte, schon längst besetzt war. Professor Bauer hatte seinen Zweck erreicht. Heinrichs lange Abwesenheit mußte auch die Freunde des jungen Forschers in der Rathsgenossenschaft der Professoren und im Kultusministerium überzeugen, daß die betreffende Lehrstelle nicht seinetwegen so lange unbesetzt bleiben konnte. Es war demgemäß der Schützling des Professor Bauer angestellt und keine Aussicht mehr für Heinrich auf lange Zeit. Indessen, er rechnete im Ernste eben wegen seiner Abwesenheit nicht mehr darauf, und mußte sich nur einigermaßen verwundern, wie alles zusammenzuwirken schien, ihn nur immer zum Narren eines trügerischen Schicksalsspieles zu schaffen, bei dem man, so

heiter gestimmt man sonst war, so sehr man immer mehr im unendlichen, heiteren Weltall, statt auf der düsteren Menschenerde lebte, nichts, als ein etwas langes Gesicht unfreiwilligen Nachsehens zu machen hatte.

Um so mehr beschloß der Forscher, jetzt, wo er vor der versammelten wissenschaftlichen Welt zu reden hatte, all seine Geisteskraft aufzubieten, einen Vortrag auszuarbeiten, der einen durchschlagenden Erfolg versprach und alle Irrfahrten der Vergangenheit wettmachte. Er sagte sich, daß die anderen Menschlichkeiten, die Leiden der Liebe, die Kämpfe und Hoffnungen des Herzens nun für immer hinter ihm liegen sollten; er wollte nicht mehr ein Glück erstreben, das sich ihm endgültig zu versagen schien. Auf seinen Wunsch während der Krankheit hatte Eva Eschenbach nichts von dem Zweikampf erfahren; war sie auch rein geblieben, so hatte sie doch seinen Brief dem verachteten Gegner sehen lassen; er wollte die Gedanken an Frauenliebe und Eheglück begraben, er wollte mit um so größerer Leidenschaft und Treue der Wissenschaft leben, sich einwühlen in seine Forschung und die Welt darüber vergessen. So saß er denn wieder, wie in alter Zeit, vor seinem Schreibtisch und arbeitete an dem Vortrag über die Grenzen der organischen und unorganischen Welt und über die Wandlung seiner Pflanzenlärvchen in belebte Thiere. Er glaubte nachweisen zu können, welche besondere Mischung der unorganischen Stoffe zunächst eine Art Urzeugung der Samen der Pflanzenlärvchen bewirkte, und wenn hierin gar vieles freilich noch Annahme blieb und den Forschungen seines ferneren Lebens vorbehalten

sein mußte, er glaubte doch in der wichtigsten Frage, welche seine Zeitgenossen bewegte, ein ausschlaggebendes Wort reden zu können.

Er feilte seinen Vortrag auch äußerlich sorgsam durch, suchte ihm den nöthigen Schwung und das innere Feuer zu verleihen, welches ihm auch bei der großen Masse der Zuhörer den durchschlagenden Erfolg sichern sollte. Darüber versäumte er sogar der Begrüßung der eingetroffenen Naturforscher durch den Oberbürgermeister beizuwohnen, sowie den Vortrag der ersten Festsitzung anzuhören, in welcher ein vielberühmter Forscher über die Bedeutung der Naturwissenschaften für das moderne Leben sich verbreitete. Indessen nahm er am Abend dieses Tages an dem großen Banket im Rathhause Theil, wo er an langen Tafeln die glanzvolle Gesellschaft fand. Er wurde von Allen, die er kannte, mit einer gewissen zurückhaltenden Achtung und geheimnißvollen Spannung begrüßt; aber er bemerkte nicht, wie Mancher hinter seinem Rücken vorurtheilsvoll die Achseln zuckte. Das war ein Werk des Professor Bauer. Dieser hatte im Verein mit Nägelein schon während der ersten Festsitzung das Gerücht verbreitet, daß in Wahrheit Heinrichs Entdeckung nur eine Täuschung sei, die aus einer grundfalschen Forschungsmethode hervorgehe. Er selber werde dem jungen Manne öffentlich entgegentreten und das beweisen.

So herrschten bereits auf dem Banket mancherlei spöttische Zweifel, doch die Achtung vor Heinrichs Namen, den er sich als ein so weitgereister Forscher erworben

hatte durch eine Reihe anderer tüchtiger Untersuchungen und Feststellungen waltete noch vor. Schon während der Reise war einiges, was Heinrich von Japan aus nach der Heimath mitgetheilt hatte, in Fachblättern abgedruckt worden. Und diese geheimnißvolle Achtung, welcher er überall begegnete als bevorzugter Festredner, erfüllte ihn mit einer Art von hoher Begeisterung und mit einem leisen geistigen Rausche, in dem eine gewisse besondere Selbstachtung ihm nicht unverzeihlich erschien. Es wurde viel angestoßen und auf einen guten Erfolg des kommenden Tages manches Glas schweren Weines geleert, so daß Heinrich ziemlich angeheitert erst spät in der Nacht in seine Wohnung kam.

Er unterließ es indessen nicht, um seiner Sache vollständig gewiß zu sein, seine Zurüstungen für den Vortrag in später Nacht nochmals zu untersuchen und zu prüfen, damit alles recht schlagkräftig und überzeugend wirke. Um seine Entdeckung vor einer so großen Versammlung zu veranschaulichen, wollte er sich einer sinnreichen Verbindung der Vergrößerung mit einer magischen Laterne bedienen, welche das Bild der unsichtbaren Wimperthierchen und Lärvchen in Riesengröße wie gewaltige Drachenungethüme auf einer hellen Rückwand des Sitzungssaales zur Erscheinung bringen sollte. Um der besonderen Wirkung willen sollte der Saal verdunkelt werden, was leicht zu bewerkstelligen war, so daß die Zuhörer aus der Finsterniß heraus an der erleuchteten Wand das Gespensterspiel der riesenhaften Wimperthiere mit ihren krakenartigen Fangwimpern und dem gefräßigen

Magen fast in Mannsgröße sehen würden. Er untersuchte nun, um am nächsten Tage nicht weiter aufgehalten zu sein, durchs Vergrößerungsrohr nochmals die Präparate, welche er aus den alten Vorräthen der Johannisblumen hergestellt hatte. Ahnungslos war er noch vor einigen Tagen im Walde gewesen und hatte pilzkranke Johannisblumen, auf denen der Kampf zwischen den Bacterien und den Wimperthierchen fortwüthete, in sein Zimmer gebracht und zu den alten Vorräthen gelegt, um in den nachfolgenden Sitzungen der Forschungsabtheilungen immer frischen Stoff zur Hand zu haben. So hatte er mit eigener Hand den Vernichtungskampf, der draußen im Walde schon entschieden war, auch in sein Zimmer getragen. Schon starben in seinen Vorräthen viele tausend Wimperthierchen hin; die Pilzseuche fand neue und gedeihliche Nahrung.

Durch seine Hantirungen in dieser Nacht wurden auch einige Pilzkeime, von deren Vorhandensein er nichts ahnte, auf die Glasstege gebracht, wo er die Präparate hergerichtet hatte, welche in der Versammlung vergrößert vor aller Augen erscheinen sollten.

Als er in's Vergrößerungsrohr schaute, um sich vom Vorhandensein seiner Wimperthierchen und Lärvchen zu überzeugen, waren sie noch zum großen Theil vorhanden. Er wunderte sich freilich, daß sie sich nicht vermehrt hatten, sondern eher weniger geworden waren. Er sah auch einige von den Pilzkeimen schwärmen, die er sofort als eine bekannte, wenn auch seltenere Bacterienart erkannte. Doch war darin nichts sonderlich Auffälliges,

derartige unvermuthete Erscheinungen war er in seinem Fache längst gewöhnt; er konnte nicht ahnen, daß es Vernichter seien. Beruhigt und nach seiner Ansicht nun vollständig vorbereitet, packte er seine Glasstege behutsam wieder in den Kasten, den er verschloß, damit Niemand einen Schaden anrichten konnte, bevor er selbst ihn wieder in der Versammlung eröffnete und die Stege in die vergrößernde, magische Laterne brachte, welche die Erscheinung vor die Zuhörer zauberte. Er legte sich zur Ruhe und konnte lange vor Aufregung in Erwartung der wichtigen Dinge, welche der folgende Tag bringen sollte, nicht einschlafen. Als er endlich gegen Morgen entschlummert war, träumte er, wie ein Lorbeerkranz aus himmlischen Höhen von schöner Hand herabgeworfen auf seinen Scheitel fiel, während er unter vielen Mühsalen einen hohen Berg hinaufstieg, auf dessen Gipfel die größten Forscher der Menschheit, unter denen er Newton, Laplace und Darwin deutlich erkannte, versammelt waren, um ihn in ihrer Mitte zu empfangen.

Unterdessen starben in dem verschlossenen Kasten seine Larven und Wimperwesen dahin. Es waren die letzten ihres Stammes; bis zum Morgen war die ganze Gattung ausgestorben, ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen, denn die Pilze bewirkten einen vollständigen Stoffzerfall der Bestandtheile und sogen das übrige in sich, um dafür ihrerseits um so kräftiger zu gedeihen. Und wie in einer Nacht ein Mensch von der schrecklichsten Pilzseuche erfaßt, dahin sterben kann, so vernichtete diese Nacht auch Heinrichs letzte Hoffnungen vollständig. Die

Art, welche er entdeckt, war nun gänzlich ausgestorben, ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen. Wol hätten Heinrichs Schicksalsgeister darüber erstaunt sein dürfen, wenn solcherlei nie im großen Walten der Natur vorgekommen wäre. Aber daß gerade unter diesen kleinsten Lebewesen fortwährend neue Arten entstehen von Jahrhundert zu Jahrhundert, während zahllose Arten spurlos zum Theil ausgestorben sind, zum Theil in mächtigen Kalkgebirgen ihre winzigen Kalkpanzer der menschlichen Nachwelt hinterließen, das war auch das alltägliche Schicksal, welches in Heinrichs Leben eingriff. — —

Die Versammlungsstunde war herangerückt. In dem großen Sitzungssaal der Universitätsaula drängten sich die festlich gekleideten Zuhörer. Der Saal, welcher noch aus der Zopfzeit stammte und an seiner Decke gewaltige Freskogemälde zeigte, wo Jungfrauen mit zierlich entblößten Knieen Globus und Cirkel in der Hand hielten, Andere, die Bücher der Geschichte auf Wolken malerisch hingeschleudert um sich, dasaßen, als Sinnbilder der verschiedenen Wissenschaften, war mit goldigen, angeräucherten Mauerzierrathen ausgeschmückt und faßte eine große Menge. Auf den Geländergängen und Balkonen, welche von oben in den Saal hinabblickten, hinter den von geschwungenen Brüstungen saßen, die Arme auf rothsammetne Polster gestützt, die schönsten und geistreichsten Frauen der Stadt und die Gemahlinnen der Aerzte und Naturforscher, welche ihre Männer begleitet hatten, in prächtigen Schmuckgewändern. Denn es ward zu jener Zeit immer mehr Sitte, eine Naturforscherversammlung zugleich zu einer reichen

Schaustellung zu machen, bei der man den Rednern sogar wie im Schauspiel Beifall klatschte. So rauschten denn auch hier von den Brüstungen die Fächer vor den Busen der Frauen und Mädchen und ein erwartungsvolles Geplauder ging von Mund zu Mund und bewegte manch rosiges Lippenpaar. Unten im Saale, wo in langen Stuhlreihen die Zuhörer sich niederließen auf das Rednerpult blickend, da Heinrich erscheinen sollte und bereits auf einer entsprechenden Zurüstung die Vergrößerungslaterne stand und an der Wand eine Riesenleinwand aufgespannt war zur Aufnahme des Bildes, drängten sich bald die Männerköpfe dichter neben einander. Man begrüßte sich, drückte sich die Hände, stand mit eingestemmten Armen, rückte die Brillen und schaute gewichtig umher. Da sah man linkische Mathematiker mit eingesunkenen Brustkästen und zerstreuten Gesichtern tiefsinnig niederhocken, die Augen schließen und sich mit nachdenklicher Hand über das Gesicht fahren. Da waren dicht daneben geschäftige Lebemänner aus dem Stande der Aerzte, Herren mit gewandten, klugen Mienen und höflich zierlichen Bewegungen, Gesichter, die mit dem Ausdrucke sanfter Menschlichkeit und theilnehmender Milde umherblickten, wie es der Beruf des Arztes mit sich bringt. Da waren stolze Lehrmeister von den Hochschulen, welche mit steifer Großartigkeit im Bewußtsein ihres Ruhmes trotz der schwarzen Fräcke und Gehröcke sich niederließen mit der Miene mittelalterlicher Magister in langen Talaren. Sie fühlten noch immer den Talar auf ihren Schultern, aber sie ordneten den Faltenwurf unsichtbar. Wiederum glichen

Andere zurückhaltenden witzigen Staatsmännern, während sich unter ihnen die verwetterten Köpfe von Weltreisenden zeigten, welche Afrika unter unsäglichen Mühsalen durchwandert, in die asiatischen Hochebenen, in's Innere Australiens und Brasiliens vorgedrungen waren. Da sah man rüstige, breite Geologengestalten, welche auf Alpenhöhen umher klimmend die Werkstatt der Mutter Erde belauscht hatten und an ihrer Haltung verriethen, daß sie auf stämmigen Wadenmuskeln trotz eines Gebirgsburschen standen; und neben ihnen wieder träumerische Sternseher, welche an der emporgezogenen Haltung ihrer Schultern, den Kopf etwas vorgeneigt, die tägliche Gewohnheit, vor den Fernrohren zu stehen, auch in's Leben mit hinüber nahmen. Alle neben den Aerzten ein Heer von Helfern der Menschheit, von opfermuthigen Helden des Geistes, von schöpferischen Erfinderköpfen und Pionieren der großen Geistesschlachten und Lebenskriege der Menschheit auf der festen Menschenerde. —

Unter den vielen schönen Mädchen und Frauen, welche von den Saalbrüstungen niederblickten auf die Gestalten der Männer, die sich mehr und mehr drängten und in lebhaften Gesprächen Platz nahmen, saß auch Eva Eschenbach. Sie hatte durch eine Freundin in ihrem Kosthaus eine Saalkarte erhalten und da sie in den Zeitungen las, daß Heinrich sprechen werde, hatte eine Art von Neugier sie vermocht hinzugehen und zuzuhören. Ihr Platz war in einem der letzten Brüstungssitze, so daß sie gerade von der Seite auf das Rednerpult herabblicken konnte, während der Redner von ihr nichts zu sehen vermochte, da er sich

mit dem Gesicht gegen die Zuhörerschaft wenden mußte. Das war ihr ganz Recht; sie hoffte so verborgen zuzuhören und ebenso gleichgültig nach dem Vortrage wieder sich entfernen zu können wie sie gekommen war. Daß sie so ruhig hier erschien, um einem wissenschaftlichen Vortrage des Mannes beizuwohnen, war ihr der beste Beweis, daß jedes Liebesgefühl für Heinrich erloschen sei. Ein besonderes Interesse an dem Vortrage hatte sie freilich nicht, denn sie mochte überhaupt nichts mehr von diesen Naturwissenschaften wissen; sie hatte sich in der letzten Zeit ganz in die Welt der Dichter versenkt und studierte die Werke Beethovens an der Hand seiner Lebensgeschichte, um in der Musik gewissermaßen jede Erinnerung an jene Gedanken von der Erforschung der Natur zu übertönen und ein geheimes Gefühl von Weh und Unglück, das in ihr nagte, zu beschwichtigen. So saß sie denn auch in ihrem Rücksitz mehr, um sich zu zerstreuen, um einer weiblichen Neugier zu folgen, so viele Männer der Wissenschaft beisammen zu sehen und das Schauspiel, welches hier stattfand, als solches zu betrachten.

Sie bemerkte, wie auf einmal eine Bewegung durch den Saal ging und alle Köpfe sich nach einer Richtung unter ihrer Brüstung wendeten, während die Männer sich setzten und es still wurde. Auch die Damen legten ihre Fächer geräuschloser hin; rückten sich zurecht, glätteten die Falten ihrer Kleider, griffen sich flüchtig nach ihrem Haarputz, um seine Ordnung zu prüfen und blickten mit klugen, neugierigen Mienen und zugleich etwas frauenhaft zurückhaltend über die Balkone hinab.

Heinrich war eingetreten im schwarzen Festkleide. Auch Eva sah ihn nun an das Rednerpult hinaufsteigen und als er oben stand und tief Athem schöpfte und die vielhundertköpfige Menge überblickte, welche unter ihm erwartungsvoll aufschauend den Saal erfüllte, erfaßte ihr Inneres nun doch ein geheimnißvolles Bangen für den Mann, der einsam wie auf einer Insel im Meere und schier hilflos auf die Rednerbühne ausgesetzt war, um durch seine Rede das Schöpfungsgeheimniß lüften zu helfen. Als er sich verneigte, wurde indessen von vielen Händen lebhaft geklatscht, wovon denn auch der Redner muthiger ward und seine Rede mit den kräftig gesprochenen Worten begann:

„Meine Damen, meine Herren! Es ist mir die große Ehre zu Theil geworden vor einer Versammlung reden zu dürfen, welche zu den auserlesensten gehört, die dieses Zeitalter zu sehen gewohnt ist. Wol dürfte das Herz des Redners erbangen, der sich anheischig macht, vor so erlauchten Vertretern einer großen Sache den Schleier leise zu lüften, der eines der wichtigsten und noch unerklärtesten Naturgeheimnisse unsern Menschenaugen verhüllt, wenn nicht der Stolz auf die Größe des Menschengeistes, auf die gewaltige Sendung unter den Menschen, die wir Alle haben, meine Herren, auch das Herz des unwürdigen Dieners seiner Wissenschaft stärker klopfen machte, der Ihnen mit seiner armen Entdeckung gegenübertritt. Wenn er zurückblickt auf all die Mühsal, die Irrfahrten und Abwege, welche auf der Erforschung seines Zieles lagen, wenn er sich vergegenwärtigt, wie zuletzt auch hier nur

glückliche Zufälle den Ausschlag gaben, so darf er wol sagen: Heitere, aber auch unendlich weise Schicksalsgeister haben seine Pfade geebnet und Dank gebührt vor allem dem sinnvollen, weisen Humoristen, der in allen Menschenschicksalen schier als ein göttlicher Geist waltet, den unser Materialismus freilich nicht zu fassen vermag, der aber gerade in unserer Wissenschaft, meine Herren — das geben Sie mir alle wol zu — von jeher in neckischer und doch auch außerordentlich weiser Lustigkeit gewaltet hat. Denn als der große Newton dereinst in seinem Garten zu Woolsthorpe unter einem Apfelbaume lag und am Niederfallen eines Apfels ihm das weltbewegende Gesetz der Gravitation aufging, war das etwas Anderes als der Ausdruck eines geheimen Welthumors, den das große All, die Schöpfung, Gott oder der Teufel, meine Herren — es ist mir einerlei, wie wir es nennen, mit den winzigen, zweibeinigen Gesellen, die wir sind, sich erlaubt? Und als Columbus westwärts nach Indien segelte und statt dessen wie aus Versehen sein Amerika fand, war das etwas Anderes, als ein unsterblicher Witz, geschehen in diesem großen Weltall im Angesichte von unendlichen Sternen? Ein Anderer wollte Gold machen und erfand das Porzellan; wieder einer machte eine weltbewegende Entdeckung, als er aus Versehen Stoffe mischte, die er in falsche Retorten gebracht — ein Jeder von Ihnen, meine Herren, weiß, wie neben all unsern Rechnungen, Ueberzeugungen und Erwartungen ein unvorhergesehener Humor der Dinge selbst mit spielt. Und an diesen Humor, meine Herren, glaube ich wie an eine

Gottheit; denn er muß auf einer innersten, geheimnißvollen Vernunft aller Dinge beruhen, so sehr wir auch selber nur winzige Lebewesen sind vor dem großen All, die sich ergötzen über ihre behagliche Nichtigkeit und ihr geheimnißvoll lustiges Kommen und Verschwinden.

Gestatten Sie mir, Ihnen Weiteres von diesem Forschungshumor zu erzählen, indem ich Ihnen berichte von einer Weltreise, welche ich unternahm, um einem kleinen unsichtbaren Etwas nachzuforschen und wie ich darüber fast der Narr meines Schicksals geworden wäre. Mit dieser heiteren Erzählung, welche ich aus Rücksicht auf die anwesenden Damen einzuflechten denke, werde ich zugleich die wissenschaftliche Erörterung über meine Entdeckung, ihr Wesen, ihre etwaige Bedeutung und ihre Folgen verknüpfen, nach dem alten Spruche utile cum dulci, das Nützliche und Unterhaltende zu vereinigen."

So begann er nun mit einiger Selbstironie und viel guter Laune die Abenteuer seiner Reise zu erzählen und in sehr geschickter Weise damit eine wissenschaftliche Erörterung seiner Entdeckung zu verbinden. Er führte auf diese Weise die Zuhörer wie spielend ein in das Wesen seiner Pflanzenthierchen und wußte die Tragweite seiner Forschung auf eine anmuthige Weise in's rechte Licht zu stellen. Oft ging ein Rauschen heiterer Genugthuung der Zuhörer durch den Saal; er wußte auf diese anziehende Weise selbst zweifelnde Forscher für seine Sache zu gewinnen, eben, weil er sie selber in so zweifellustiger Weise bekannt machte. Und als er nun erzählte, wie sehr er auf seiner Weltreise immer der Angeführte gewesen war

wie er Hölzer gerieben in den Urwäldern Brasiliens und als Strohscheuche auf den Gebirgen Japans nach dem Gottesblümchen vergeblich gesucht hatte, da schlich sich in Evas Herz ganz wider ihren eigenen Willen eine herzliche und heimliche Schadenfreude. Das gönnte sie ihm alles von Herzen; das erschien ihr so süß und voll heimlichen Wohlgeschmacks wie Mandelkerne für den Geist; sie lehnte sich in ihren Sessel zurück, hielt den Fächer vor's Antlitz und wuße nicht, warum sie in einer Art von Seligkeit vor sich hinlachte, die ihr kaum ruhig zu sitzen erlaubte und wie eine süße Begehrlichkeit nach schalkhaftem Schicksalsbehagen und eine Art von leichtfertiger Ueppigkeit des Geistes sie überkam. Ja, es war ihm recht geschehn; warum ihm recht geschehen war, das sagte sie sich selbst nicht; aber sie fühlte, daß ihr Herz keinem Menschen so gern jeden Schabernack des Schicksals gönnte wie ihm.

Sie fühlte sich in dieser üppigen Blüthe ihrer Schadenfreude indessen fast enttäuscht, als der Redner jetzt auf einmal, um seiner Sache eine überraschendere Wendung zu geben, den heiteren Ton fallen ließ und nun allen Ernstes mit einer Art von nachhaltiger Begeisterung und doch zugleich gehaltener wissenschaftlicher Ruhe das Leben und Wesen seiner Pflanzenthierchen beschrieb, wobei manch ein Ausruf der Ueberraschung dem Munde sachverständiger Zuhörer entfuhr. Jedermann hatte das Gefühl, daß, wenn diese Entdeckung sich wirklich bestätigte und der Augenschein die Wirklichkeit von Heinrichs Behauptungen ergab, in der That eine der wichtigsten

Entdeckungen gemacht war, die man seit lange vermuthet und doch bisher nie erwiesen gefunden. Als Heinrich erklärte, daß man sogar den Vorgang der Urzeugung in voller Lebendigkeit binnen Kurzem in riesenhaft vergrößerter Form an der Leinwand sehen werde und deutlich beobachten könne, wie sich aus den zusammenfließenden Urstoffen seines Präparates vom Staube der Johannisblume Keime und Lärvchen fortwährend bildeten, ging eine ungeheure Spannung durch den Saal. Einige schüttelten zwar die Köpfe und räusperten sich; man dachte an das Gerücht, das der Professor Bauer ausgesprengt hatte; die Mehrzahl indeß, von Heinrichs klarem, folgerichtigen Vortrag überzeugt, erwartete mit Ungeduld den feierlichen Augenblick, wo man die geheimnißvollen Wesen mit eigenen Augen sehen würde, welche die Uranfänge des Schöpfungsgeheimnisses verriethen.

Das alles hörte Eva mit einer Art von unbewußtem Bedauern an; sie fragte sich, warum sie so unedel sei, dem Manne nicht seinen aufleuchtenden Ruhm zu gönnen, der jetzt zur hellen Flamme schien auflodern zu wollen.

Der wichtige Augenblick erschien. Heinrich gab ein Zeichen an die Saaldiener, daß der Saal verdunkelt werde und langsam durch geeignete Filzmatten erzeugt, welche Heinrich eigens zu diesem Zwecke hatte anfahren lassen, entstand eine zunehmende Dunkelheit. Als die letzten Strahlen des Tageslichtes über das Haupt des Naturforschers wegfielen, stand dieser selbst wie verklärt von der Aufregung und der Begeisterung der eigenen

Seele. Auch dieses Bild sah Eva noch, dann wurde es stockdunkel im Saale.

Todtenstille herrschte nun in der weiten gewaltigen Finsterniß. Nur im Hintergrund des Saales brannte matt eine herabgedrehte Gasflamme wie ein Grubenlicht, während beim Rednerpulte Heinrichs Lampe gleich einem verlorenen Irrlichte durch die rabenschwarze Nacht schwälte.

Aller Augen blickten auf die weiße Lichtscheibe, welche jetzt machtvoll an der Rückwand des Saales erschien. Heinrich öffnete im Dunklen beim trüben Scheine der Laterne seinen Kasten mit Präparaten und schob das wichstigste in die Vergrößerungslaterne.

Man hörte seine Stimme durch das Dunkel: „Betrachten Sie nun, meine Verehrten, zunächst die Wimperthierchen; beachten Sie die gewaltigen Krakenarme der Wimpern und sehen Sie diese Ungethüme mit dem gefräßigen Zellenmagen aus den Pflanzenlarven sich wandeln. Es ist ein Bild von den Wandlungen der Schöpfung selbst.“

In diesem Augenblicke sah man in der Lichtscheibe plötzlich ungeheure Spaltpilze erscheinen, welche gleich mächtigen Kugeln umherschwammen und in andre Kugeln auseinanderfielen. Daneben ungeheure Schwärmsporen der Pilze, anzusehen wie große lange Säcke, mit geisterhaften Körnern erfüllt, und mit ihren Schwänzen um sich schlagend.

Heinrich wollte fortfahren zu erklären. „Sehen Sie zunächst die unzähligen Wimpern dieser Thiere —“ er hielt aber erschrocken in der Rede inne, als aus der Dunkelheit laut eine Stimme rief:

„Das sind ja Kugelbacterien! Längst bekannt! Ich sehe kein Wimperthierchen!“

Eine dumpfe Bewegung der Menge ging durch den Saal. Heinrich blickte betroffen sich um und auf das Bild: in der That, er sah kein einziges Wimperthierchen. Er sagte indessen laut in die Dunkelheit hinein:

„Ich bitte um einige Geduld, meine Herren. Die Wimperthierchen müssen sogleich erscheinen.“ Sich selbst aber frug er: „Was wollen denn die Bacterien da?! Das ist doch seltsam!“

Er wartete eine lange Weile, ob nicht doch die Wimperthierchen sich zeigen würden. Athemlose Spannung herrschte noch immer im Saale. Hie und da räusperte man sich; Heinrich schwebte in einer Höllenpein.

„Ich muß es mit einem anderen Präparate versuchen,“ meinte er endlich und schob ein anderes in die Laterne. Sogleich erschienen als ungeheures Schattenspiel eine Unmasse von Spaltpilzen, die dicht durcheinanderschwärmten und ein urbehagliches Dasein verriethen.

„Es sind wieder Kugelbacterien!“ schrie die Stimme aus der Finsterniß. Jetzt ging eine lautere Bewegung durch den Saal, hie und da erscholl ein spöttliches unterdrücktes Lachen; man schien ungeduldig.

„Ich bitte sehr um Verzeihung!“ rief Heinrich; es muß etwas nicht in Ordnung sein. Ich versichere Ihnen, die Thierchen waren diese Nacht noch da.“

Er schob nun rasch hintereinander ein Präparat nach dem anderen hinein und zog es eben so schnell wieder

heraus. Denn jedes Mal schnellten mit unheimlicher Schattenhaftigkeit die Säcke der Spaltpilze umher, die munter mit einander Kegel zu schieben schienen. Und mit jedem Bilde, das Heinrich rasch hineinschob und enttäuscht wieder herauszog, wurde die Heiterkeit größer im Saal. Endlich waren alle Vorräthe ausgeprüft und die letzten Spaltpilze waren wie ein Traum im ungeheuerlichen Schattenspiele vorüber. Heinrich war stiller und stiller geworden; endlich sagte er ganz bestürzt, mit einem Tone der Stimme, als sei er plötzlich vom Monde gefallen:

„Es geht nicht, meine Herrschaften. Die Ungeheuer müssen ausgewandert sein! Sie sind weg —"

„Licht! Licht!" schrie jetzt eine Stimme über die Menge. Ein Tosen und Sausen ging durch den Saal, als wenn eine Meereswoge gegen das Rednerpult anbranden sollte. Erschrocken zogen die Saaldiener die Matten weg und ein voller Tagesschein fiel blendend über die aufgeregte Versammlung.

Einen Augenblick war alles still, weil aller Augen von dem Lichte geblendet waren. Als man aber den Redner mit offenem Munde, mit heillos bestürzter Miene dastehen sah, wie er vollständig ernüchtert von all seinen Ruhmesträumen hilflos um sich blickte, da ging ein schallendes Gelächter durch den Saal, das sich steigerte und steigerte, bis es in eine Art von Jubel ausschlug. Heinrich wollte abwehren mit der Hand, wollte reden, wollte erklären, es war unmöglich; die Heiterkeit verlangte ihr Recht; Männer hielten sich den Leib vor Lachen; die Mädchen und Frauen auf den Saalbrüstungen kicherten;

es wurde gezischt und der Jubel wollte kein Ende nehmen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das durch Bauer ausgesprengte Gerücht, daß von vornherein eine Verwechselung zu Grunde gelegen hätte. Alles plauderte und lachte.

Und auch Eva lachte in ihrer Loge, lachte mit einer unendlichen Seligkeit und wußte nicht, warum sie so selig war. Als sie aber unten den Mann stehen sah und sein Antlitz betrachtete, da war es ihr auf einmal ein herrliches, liebes, unsäglich geliebtes Menschengesicht, an dem sie sich gar nicht satt sehen konnte, das sie nur immer so hätte anblicken mögen, um unendlich glücklich darüber zu sein. O du süßes, süßes Menschengesicht, o du Menschensöhnchen, o du Menschenmensch, o du edelstes der Antlitze der Natur, schöner, als das hohe Antlitz des blauen Himmels, schöner als das Antlitz der flammenden Sonne, lieblicher als das sanfte Antlitz des Mondes, wenn du ahntest, wie ich dich liebe!

Wie ein unendlicher Triumph des Daseins, wie eine höhere Seligkeit des reinsten Menschengefühles, wie eine üppige, wohlige Wonne brach mit unwiderstehlicher Macht die volle Liebe zu dem Manne durch ihr Herz. Sie hätte Blumen auf ihn niederstreuen mögen, ihn begraben mögen unter aufgeblühten, aufgefalteten rothen Rosen, um ihn vor dem Gelächter der höhnenden Menge zu verbergen, während sie doch selbst mitlachte. Es war auch nicht mehr Schadenfreude; sie fühlte es wol, es war die Liebe zu dem Menschlichen, Enttäuschten, das ihr aus dem Antlitze des Mannes entgegensprach, der nicht ahnte, welchen Sturm der Frühlingsliebe er in dem

holdseligen Frauengemüthe erregte durch sein Unglück. Sie aber sagte sich immer wieder: O du schönster aller Menschen, o du liebe Menschheit, o du holdes, edles Antlitz!

Und sie hatte auch Recht, denn so bestürzt Heinrich war: ein Zug von feiner Vernunft verließ seine Züge doch nicht. Er schien auch in diesem Augenblicke, ohne es zu ahnen, gefaßt dem Schicksal selbst, wo alle Hoffnungen zertrümmert um ihn sanken, eher mit einem dankbaren Lächeln trotzen zu wollen als der wahre Titane der Zeit, zu dem ihn sein Glaube an die Natur geschaffen hatte.

Er wollte nochmals reden, aber es wurde unmöglich, es war jede Stimmung zerstört. Da ging ein leises, fast schmerzliches Lächeln noch einmal über seine Züge; dann stieg er düster und mit einem entsagenden Ausdruck von dem Rednerpult herab und verließ den Saal. Ein erneutes, schallendes Gelächter und vereinzelte Rufe: „Raus! Raus!“ hallte ihm noch auf der Vorhalle nach.

Im selben Augenblicke, da er den Saal verlassen hatte, erhob sich auch Eva in ihrem Rücksitz, verhüllte sich in ihr leichtes Mäntelchen und stieg wie in einem höheren Stolze die Menschen anblickend, die sich zu den Saalthüren herausdrängten, die Treppe nieder. Als sie sich über die Marmorbrüstung der breiten Freitreppe hinablehnte, sah sie unten Heinrich mit raschen Schritten das Haus verlassen. Wie ein sorgendes Mütterlein erbebte nun ihr Herz; sie eilte flüchtig am Marmorrande der Treppe vorbeistreifend die Treppe hinab auf den Platz. Sie erspähte Heinrich auch da von Weitem. Der Mann

schien nun doch verzweifelt. Schier athemlos ging sie ihm nach und dachte immer nur: „Wenn er nur ein klein wenig warten wollte!“ Aber er wartete nicht.

So folgte sie ihm sorgend, liebend, glückselig und ängstlich zugleich durch die Straßen. Als er an seinem Hause ankam, hatte sie ihn schon fast eingeholt.

Nachdem er in den Hausflur getreten war, wo Alles einsam schien, schlüpfte auch sie leise hinter ihm hinein, wobei sie unwillkürlich die Thüre hinter sich zuzog. Mit einer heimlichen, sanft erzitternden Stimme sagte sie nur: „Heinrich!“

Er hielt an, als habe er etwas gehört.

„Heinrich!“ wiederholte sie lauter.

Er kehrte sich um. Er erkannte Eva. Mit einem verstörten Gesicht stammelte er: „Eva!“

Sie ging auf ihn zu, fuhr ihm leicht mit der Hand über die Stirn wie um den verstörten Ausdruck zu verscheuchen; sie faßte mit beiden Händen um seinen Hals, legte sich lächelnd an seine Brust, küßte ihn und sagte leise und schüchtern:

„Ach, liebes Menschengesicht! Willst Du mich?! Mein Heinrich!“

Der Mann wußte nicht wie ihm geschah. Er hielt das Mädchen in seinem Arme und eine Ahnung, gemischt aus grenzenlosem Glück und grenzenlosem Leid, kam über ihn.

„Eva!“ sagte er, indem er sich stumm über sie neigte und lange in diese räthselhaften Frauenaugen sah. Sie lächelte ihm freundlich zu wie eine Verklärte. Da kam

es auch über ihn wie eine Verklärung. Leise und wie zagend frug er: „Du warst in der Versammlung —?“

„Ich war's und liebe Dich. Und an die Blumen glaube ich nun auch wieder, mein Heinrich. Sie blühen nun immer bis an's Ende der Tage!“

Da küßte er gerührt ihre Hand, denn er fühlte, wenn er auch noch nicht Alles verstand, daß er mitten in all seinem Unglück ein glücklicher Mann war.

„Wie gut Du bist!“ sagte er nur leise zu Eva.

Sie stiegen zusammen die Treppe hinauf und betraten seine Zimmer. Lange saßen sie stumm nebeneinander auf dem Ruhepfühl. Sie hielt seine Hand in der ihren und betrachtete mit glücklicher Scheu von der Seite sein Antlitz, während schwere Kämpfe durch Heinrichs Innere zu ziehen schienen.

Endlich begann er: „Wir müssen die Sache untersuchen, Eva. Willst Du nicht ablegen und es Dir bequem machen?!“

Sie that es und ging dann zu ihm und streichelte seine Haare. Er küßte weinend die Hand, mit der sie es that und flüsterte: „Süße Hand!“

Lange saßen sie nun zusammen und untersuchten die Reste der Johannisblumen. Heinrich fand nichts mehr vor von seiner Entdeckung. Nur überall die Spaltpilze. Eva schaute und blickte mit in die Vergrößerungsrohre. als sei sie auf einmal sachverständig geworden. Heinrich blieb nichts übrig als die Annahme, daß die Pilze seine Mikrobe zerstört und zum Aussterben gebracht hätten. Wem konnte er das aber sagen? Kein Mensch würde

es glauben. Vorläufig mußte er als ein unverbesserlicher Phantast erscheinen.

Da schallte auf einmal unter ihren Fenstern mächtiges Trompetengeschmetter. Ein Jubelmarsch, geblasen von Trompeten und Hörnern der Reiter, setzte mit freudenvollen Klängen ein über die Straßen schallend, daß die Fenster von Heinrichs Zimmern erzitterten. Sie traten Beide an's Fenster, Eva schmiegte sich in Heinrichs Arm, der sie umschlang an der Schulter und an seine Brust zog. Sie blickten auf die Straße hinab und sahen die Reiter vorüberziehen, während die Pflaster schallten vom regelmäßigen Hufschlag der Pferde. Es waren die Truppen, welche festlich ausrückten, nicht zum Kriege, sondern zu Kriegsübungen, welche an der feindlichen Grenze stattfinden sollten. Niemand wußte, ob nicht daraus der Krieg selber entbrennen würde, denn schwül und düster war die Aussicht in die Zukunft der Völker noch immer. Marschfertig waren die Soldaten, als sollte jeden Augenblick die Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Aber jubelnd schallten die Klänge der reitenden Trompeter herauf; es blitzten die Spitzen der Helme und die Säbel; die Pferde neigten im Tacte der Musik die Köpfe und fest saßen die Reiter in den Sätteln. Als der lange Zug der Reiter vorüber war und Marketenterwagen mit dem Train folgten, glaubte Heinrich Püsecke zu erkennen, der auf einem Wagen saß, wo Fässer und Nahrungsmittel aufgespeichert waren. Er peitschte auf einen alten Gaul los, der sein Wäglein zog. Neue Fanfarenklänge ertönten von Ferne; rasselnd kamen die langen Reihen

der Geschütze gefahren; gefahrdrohend ihre Stahlrohre in den Laffetten neigend. Mit einem finstren Gesicht sahen Heinrich und Eva den Obersten von Sprecher längst der Linie zu Pferde hinuntergallopieren. Er machte ein Gesicht, als sprenge er als einer der apokalyptischen Reiter vorbei, der mit der Sense die Menschen unten den Hufen seines Rosses wegmäht. Aber freudige Klänge, Jubelgesänge kündeten auch hier die schallenden Trompeten. Und als sie verklungen waren in der sonnigen Ferne, hörte man leise, leise und näher und näher heranschwellend die Töne der Musik des Fußvolkes, das heranrückte in breiten, stolzen Reihen.

Auf den Straßen, fortgerissen durch die Tactschläge der Freudenklänge, wanderten Männer und Frauen im gleichen Schritte; Knaben und Mädchen hüpften im Tacte; und der dröhnende Gleichschritt der Truppen fuhr wie ein hinreißender Gedanke in die Glieder der Menschen. Regelrecht wogte die Menge dahin in den Strahlen der Sonne; schöne Frauen mußten absichtslos dahinwandeln wie im Reigen; und wenn es der gewaltige Reigen der Schlachten war, von einer höheren Freude verklärt, von einem Schimmer überirdischen Seins getroffen, wallte das Menschengewoge unter den Klängen dahin, von einem überwältigenden, gemeinsamen Rhythmus erfaßt. —

„O Du süßes Menschenangesicht!“ flüsterte Eva, indem sie, von einem muthigen Glücke erfüllt, von neuem den Mann ihres Herzens küßte. — —

Ende.